Aus meinen Hütten.

Aus meinen Hütten.

Oder

Geständnisse und Träume

eines

deutschen Schriftstellers.

Herausgegeben

von

J. G. Kohl.

„Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe?
Erleuchten soll er klar der Seele tiefsten Winkel,
Ob auch ein Tadler ihn verlorner Würde zeihe".

Drei Bände.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1850.

Inhalts-Verzeichniß.

Dornenweg eines deutschen Autors.

Früchte bringt das Leben dem Mann, doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

VIII.

So viel ist mir klar, und ich kann es beweisen, daß ich zum Schriftsteller geboren wurde, ob zu einem guten oder schlechten, das lasse ich dahin gestellt. Ich könnte ganze Perioden meines Lebens bezeichnen, in denen ich Jahre lang fast immer geschrieben und geschrieben habe. Ich schrieb Alles nieder, was mir durch den Kopf ging, und spann mir, so zu sagen, die Seele aus dem Leibe, wie der Seidenwurm die Seide, wenn ich auch nicht immer, wie dieser, Seide dabei spann.

Ich war stets beflissen, solche beschriebene Ballen Papier, die sich an mir ansammelten, wie an den Beinen der Bienen der Blumenstaub, von Zeit zu Zeit zu vernichten. Auch war dann und wann das Schicksal mir dabei behilflich, mich von solchem auf meinen Irrfahrten beschwerlichen Ballaste zu befreien. Ein paar Jahre lang schrieb ich einmal eifrig alle meine Gedanken über Erziehung nieder. Einige wenige dieser Gedanken theilte ich in reiner Abschrift einem Bekannten mit, der sie durchlas und mir schrieb, daß er sie gern

gelesen hätte und daß er sie noch lieber lesen würde, nachdem ich sie einmal gedruckt haben würde. In einer kurzen Periode des Ueberdrusses am Schreiben — solche kurze Perioden traten immer bei mir ein — wurden alle die Papiere, an denen diese Erziehungsgedanken klebten, zu einem Feuerwerke verwendet und flogen so zum Theil in die Luft oder gingen in Rauch auf.

Jene meine Schrift über Erziehung ging so sehr in's Detail, daß sogar eine große Abhandlung über Schönschreibekunst und über die Aesthetik der kalligraphischen Buchstaben darin vorkam, die gedruckt allein ein Bändchen gefüllt hätte. Auch war darin eine ziemlich weitläufige Abhandlung über die Elemente des Zeichnenunterrichts und das Capitel, was vom Baumschlage handelte, hatte ich mit Bildern illustrirt, die nach einer von mir selbst erfundenen Manier zeigten, wie man von der eigenthümlichen Blättergestaltung jedes Baumes zu einer Darstellung des Laubes übergehen müsse. Halbe Tage lang lag ich in den Pferdeställen, um die Köpfe der Thiere nach der Natur zu copiren und um damit ein Capitel über die Thiermalerei zu illustriren.

Zwölf andere Monate meines Lebens war ich vollkommen in Selbstbeschauung verloren. Während dieser Zeit schrieb ich beständig über mich und belauschte jede Regung meines Herzens und meiner Seele. In meinen Erholungsstunden las ich damals nichts als Autobiographien von Franklin, von Lavater, von Rousseau, von Alfieri und an-

dern Schriftstellern, so viele ich ihrer nur zusammenbringen konnte. Von allen meinen verlornen Manuscripten bedauerte ich gewöhnlich den Verlust dieser Selbstschau am meisten.

Einmal war ich vollkommen in das Studium der Elemente der Sprache vertieft. Ich wollte eine allgemeine Charakteristik der Grundlaute der Sprache entwerfen, gewissermaßen eine Ton- und Farbenlehre der Sprache. Ich schrieb eine Menge von Dingen über die Lippen-, Grund- und Kehllaute, über „Tr", „Pr", „sch", „fl" und andere Lautzusammensetzungen. Ich bildete mir ein, daß kein Mensch früher etwas Aehnliches geschrieben habe und gab einen Theil dieser Untersuchungen als Probe heraus unter dem Titel: „Deutschen Mundes Laute". Ich war bei mir vollkommen überzeugt, daß dies Werkchen in der gelehrten Welt Aufsehen machen müsse und daß das Publikum noch mehr Waare aus meinem gefüllten Manuscripten-Speicher verlangen würde. Wirklich war ich der Erfinder dieses Lautsystems, aber nicht der erste. Schon viele Menschen hatten, ohne daß ich es wußte, etwas Aehnliches gedacht und geschrieben. Vor Gott konnte es mir Ehre bringen, daß ich, ohne Anregung von außen, ganz aus eigener Geistesquelle schöpfend, mich zu einem Standpuncte hinaufschwang, von dem aus ich den tiefen inneren Zusammenhang aller Sprachen und namentlich auch den Zusammenhang unserer geistigen Regungen mit der Form, die sie in den Sprachlauten annehmen, ahnete und daß ich die tief in der Kehle und Seele des Menschen

verborgen liegenden Quellen dieses gewaltigen Wort- und Sprachenstroms, wie er im alltäglichen Leben rauscht, entdeckte und nachzuweisen versuchte. Vor den Menschen aber konnte mir dieß eben so wenig helfen, als es jetzt einem inspirirten großen Geiste Afrika's, der von der europäischen Bildung nichts wüßte, zum Ruhm gereichen würde, wenn er nach reiflichem Studium zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß die Welt rund sein müsse, nnd wenn er sich in dieser Ueberzeugung auf den Niger einschiffte, den Fluß hinunter segelte, in's Meer hinaussteuerte und den Blick nach Westen gerichtet, trotz der Widersetzlichkeit seiner brutalen Neger-Mannschaft die Weltumsegelung fest und muthig vollendete und die neue Welt entdeckte. Dieser Mann könnte ein eben so großer Geist wie Columbus sein, und doch würde ihn die Menschheit jetzt nicht beachten, während sie Jenen zu den Sternen erhob. Welchen Dank würde jetzt in der Welt Derjenige ernten, der die Dampfmaschine noch einmal erfände und wenn er sich dadurch auch als der erfinderischste Kopf von Europa bezeugte.

Ich saß daher vergebens, mit pochendem Herzen, in einer unglaublichen Spannung und innern Aufregung ein ganzes Jahr lang hinter den Coulissen, stumm und still erwartend, welchen Effect mein Acteur, den ich auf die Bühne gelassen hatte, auf das Publicum hervorbringen möchte. Endlich, da es immer still und still blieb, trat ich hinter den Coulissen hervor und bemerkte zu meinem Schrecken, daß mein

Acteur nicht einmal ausgepfiffen war, denn das ganze Schauspielhaus war dunkel und leer. Mein Buchhändler, an den ich geschrieben hatte, benachrichtigte mich, daß er, wie ich es gewünscht, 750 Exemplare von meiner Schrift über deutsche Mundes-Laute gedruckt aber bis Dato trotz aller seiner Bemühungen noch keins verkauft habe. Von Kritiken hörte ich nichts. Ich hatte mein Werk nicht weniger als dreien von mir hochgeachteten Personen als ein Zeichen meiner Verehrung und Dankbarkeit dedicirt. Ich habe aber nicht einmal vernommen, ob sie das ihnen zugeschickte Prachtexemplar wirklich empfangen haben. Denn als ich diesen Männern später einmal wieder begegnete, hatte ich nicht den Muth, das Gespräch auf jenes Heftchen zu lenken.

Ich erholte mich indeß bald von der vorübergehenden Entmuthigung, die eine Folge meiner Niederlage war. Zu sehr von der Güte meiner Sache überzeugt und zu begierig, meiner kochenden und schäumenden Dinte irgend wohin einen Ausweg zu verschaffen, publicirte ich sehr bald darauf ein anderes Büchelchen, welches den Titel führte: „Zur Urgeschichte der menschlichen Erfindungen“. Wie in allen Branchen der Untersuchungen, in welcher sie sich versuchte, so ging auch in dieser meine Betrachtung zu den Urquellen und den ersten Anfängen aller Erscheinungen zurück. Ich erinnere mich, daß ich einmal einen ganzen Frühling hindurch mein Zimmer ganz voll hatte mit quillenden Erbsen, keimenden

Bohnen und wurzelschlagenden Sämereien aller Art und daß ich die Keime und Keimchen, die herabschießenden Wurzeln und Zasern dieser Pflanzen nicht nur von Tage zu Tage in ihren verschiedenen Fortschritten und Phasen beobachtete, sondern auch sorgfältig abzeichnete. Ich hatte ein Blatt, auf dem ich die Erbsenblüthe, die Erbsenfrucht, die Erbsenkeime, die Erbsenwurzel, das Erbsenpflänzchen mit seinen beiden Blättchen und Cotyledonen in wenigstens funfzig verschiedenen Abstufungen der Entwickelung so zierlich als es meinem Griffel möglich war, dargestellt hatte. Die große und völlig ausgebildete Erbsenpflanze interessirte mich dann nachher nicht mehr.

Darnach mag man sich ungefähr denken, was meine „Beiträge zur Urgeschichte der Erfindungen" enthielten, lauter Wurzel- und Keimwerk. Ich ging darin auf den ersten Ast zurück, den Adam sich im Paradiese vom Baume brach, um ihn einmal statt des natürlichen Hammers der Faust, die er vom Himmel empfangen hatte, zu gebrauchen. Ich machte mir schon Kopfzerbrechen darüber, welcher Zufall den Adam zu dieser Idee und zu dem Gebrauche eines solches Astes veranlaßt haben könnte. Ich zeigte dann, wie sich aus diesem ersten rohen Instrumente in einer ganz natürlichen Reihenfolge der Hammer, die Schaufel, der Spazierstock, die Axt, das Beil 2c. 2c. entwickeln mußte. Bei den Kriegswaffen, Speeren, Pfeilen und Wurfgeschossen ging ich ebenfalls zu dem ersten Steine zurück, den ein Adamssohn einmal im Ei-

fer der Verfolgüng in die Hand nahm, um damit nach einem wilden Thiere zu werfen. Ich zeigte dann, wie er dabei vielleicht das Glück hatte, dieß Thier zu tödten und wie ihn dieß veranlassen mußte, in seiner Hütte ein Arsenal von solchen brauchbaren Waffen anzulegen. Ich zeigte weiter, auf welche Weise er dazu kommen mußte, die Kraft des Wurfs durch Schleudern zu verstärken, wie er auf den Gedanken gerieth, die abgerundeten, die scharfen, die spitzigen Seiten und Ecken, welche Naturereignisse dem Steine gegeben hatten, zu allerlei Zwecken in seiner Hausgeräthschaft zu benutzen, wie er nachher einen Stein fand, der zufällig ein Loch hatte und wie ihm einfiel, einen Stock durch dieses Loch zu stecken, ihn anzubinden und so das erste Beil zu formiren.

Lange, lange Zeit bewegte ich mich in den Stein- und Holz-Perioden der Geschichte der menschlichen Utensilien herum. Man kann sich denken, wie sehr ich darüber grübelte, wie Tubalkain zur Erfindung der Schmelzbarkeit und Schmiedbarkeit des Kupfers und Eisens gelangt sein könnte. Ich suchte hundert Gründe auf, um zu beweisen, daß die menschliche Hand bei allen Dingen das erste und natürliche Instrument war. Eine lange Untersuchung stellte ich über dieses bewundernswerthe Chamäleon-Instrument an, das geballt, als natürlichster Hammer, entfaltet und flach als die einfachste Glättmaschine erscheint und in den Fingern sich von selbst darbietende Bohrer und die brauchbarste Kneifzange rc. rc. darstellt. Ich zeigte, wie und warum man zunächst zum Holze,

dann zu den Steinen, darauf zum Kupfer, endlich zum Eisen fortschreiten mußte und setzte, nachdem ich alle Stoffe und Instrumente so rangirt, eine Faust-Periode, eine Holz-, Stein-, Kupfer-, Eisen-Periode fest. Bei dieser Eisenperiode blieb ich dann in meinen Untersuchungen stehn und schloß mit einer Preis- und Lob-Hymne auf das Eisen, weil mit seiner Bearbeitung die menschlichen Erfindungen aus ihren Kinderschuhen traten und die Urquelle nun bald sich zu großen, weit verzweigten Strömen ausbreiten mußte.

Ich dachte mir die Geschichte jeder einzelnen der hauptsächlichsten menschlichen Erfindungen aus, nicht so, wie sie nach den uns überlieferten Annalen der Geschichte wirklich gewesen ist, sondern so, wie sie nach aller Wahrscheinlichkeit und nach der Lage der Umstände und Verhältnisse nothwendigerweise gewesen sein möchte. Beim Hause stieg ich z. B. bis zu den ersten Zweigen hinauf, die Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese, die Vögel nachahmend, zusammentrug, um seiner Eva ein Schutzdach zu gewähren; zeigte dann, wie der eindringende Regen und Wind ihn durchaus lehren mußte, dieses Zweig- und Blätterdach dichter zu machen und wie er so auf die Erfindung des künstlichen Daches kam. Zuerst war der geschützte Raum Wohn-, Schlaf-, Gesellschaftsstube und Küche zu gleicher Zeit. Ich wies nach, wie und warum der Mensch darauf verfiel, zunächst für seinen Kessel und dann für seine Bettstelle einen besondern Raum zu schaffen und wie die Ideen des Schlafscabinets, der Wohn-

stube, der Küche u. s. w. entstanden und wie weiter hin bei der Entwickelung der menschlichen Bedürfnisse und der bunteren Gestaltung der geselligen Verhältnisse aus dem Wohnhause am Ende der Wohnpalast mit seinen Vorhöfen, seinen Prachttreppen, seinen Portalen, seinen Vorhallen, seinen Audienzzimmern, seinen Speisesalons, seinen Tanzhallen, seinen Cabineten und Boudoirs sich hervorbildete. Ich verfolgte sogar einzelne Theile des Gebäudes in ihrer Entwickelung, die Treppe z. B. von der erhöhten Schwelle an dem Hause eines Bauern bis zu der luxuriösen amphitheatralischen Treppe mit zwei Flügeln in dem Schlosse eines Königs, das Fenster von dem ersten Guckloche, das ein armer Bewohner des Himalajah-Gebirges in seiner Lehmwand einbohrte, bis zu den gewölbten Kreuzfenstern eines gothischen Domes.

Ebenso machte ich es mit der Entwickelung der Geschichte des Wagens. Ich suchte auszumachen, wie der Mensch zuerst einen Baumstamm als Rolle benutzte, einen Stein oder andere schwere Lasten darüber leichter wegzurollen, wie er darüber nachdachte, auf welche Weise er diese Rolle an dem Baumstamme selbst befestigen könne, um sie weiter zu transportiren, wie dieser rollende Baumstamm selber Maschine und Vehikel wurde; wie an dem beweglichen Baumstamme unten Kloben oder runde Klötze entstanden und das Mittelstück ausgearbeitet wurde, um das Ganze leichter und behender zu machen; wie diese runden Klötze endlich sich von dem

Baumstamme trennten und so eine Axe und das Embryo eines Rades entstand; wie dieses rohe Klotzrad dann weiter in Speichen, Nabe und Felgen auseinander ging. Ich sah dieß Alles vor meinen Augen durch die lange Zeit der Jahrhunderte sich gleichsam so gestalten, wie der Physiker den Bildungs-Prozeß eines Krystalles vor sich sieht und beschrieb dieß Alles, wie der Chemiker chemische Vorgänge beschreibt, indem ich das Ganze mit einer unzähligen Menge von Zeichnungen begleitete, die jedes menschliche Instrument in denjenigen verschiedenen Phasen zeigten, welche ich als vornehmste Stufen oder Knoten seiner Gestaltungsgeschichte festsetzen zu können geglaubt hatte.

So stellte ich bei der Geschichte des Schiffes einen Wilden dar, der in einer Ueberschwemmung aus Instinkt und Noth zu einem Baumstamme gegriffen und sich auf seinen Rücken geschwungen hatte, um sein Leibliches zu retten. Ja, ich ging noch weiter hinauf, ich malte sogar den Biber oder den Fischotter, den jener Wilde vielleicht zufällig auf einem losgerissenen Baume den Fluß hinunter schwimmen sah und der ihm die erste Lehre über das verhältnißmäßige oder specifische Gewicht des thierischen Körpers, des Holzes und des Wassers gab, welcher Lehre er sich dann bei ähnlicher Gelegenheit dunkel erinnerte und bediente.

Von diesen „zufällig benutzten" Baumstämmen schritt ich zu den „absichtlich benutzten" vor. Von dem einzelnen zu den verbundenen Baumstämmen oder zum Floß, von den

unausgehöhlten Baumstämmen zu den ausgehöhlten oder zum Anfange des Schiffs. Dann ließ ich das Schiff, den Mast, das Segel, das Steuerruder in einer Reihe von Zeichnungen sich vor dem Auge des Lesers, (auf den ich hoffte,) so zu einem vollständigen Dreimaster heutiger Tage entwikkeln und entfalten, wie ein Chiromant vor den Augen der Zuschauer eine Blume aus dem Keime vollständig hervorwachsen läßt.

Nun dachte ich bei mir folgendermaßen: „Jetzt ist die Zeit der Erfindungen. Die ganze Welt ist mit Instrumenten und Maschinen erfüllt. Alle meine Zeitgenossen müssen sich daher für dieses Buch interessiren, welches zu den Wurzeln und Keimen aller dieser Wasser=, Dampf=, Schneide=, Säge=, Webe=, Hammer=, Zieh=, Zerr=, Plättmaschinen und Werke zurückgeht und welches diesen ungeheuren Riesengeist der Erfindungen in seinen so höchst interessanten Windeln und Kinderschuhen zeigt".

Um daher dem deutschen Publicum zuerst einen Vorschmack zu geben von dem, was es von mir zu erwarten habe, wählte ich eine kleine Anzahl jener Aufsätze aus, schickte sie meinem Buchhändler, der in K. wohnte, und bat ihn, sie unter dem obigen Titel drucken und die dazu gehörigen Zeichnungen lithographiren zu lassen.

Wäre es nach meinem Sinn gegangen, so hätten wir gleich etwa fünf oder sechstausend Exemplare von dem Buche abziehen lassen. Der Buchhändler, der ein wohlwollender

und redlicher Mann war, überredete mich dazu, ich sollte es lieber erst bei 750 bewenden lassen, wenn diese verkauft wären, könnten wir ja dann bei der zweiten und dritten Auflage die Anzahl der Exemplare je nach Bedürfniß bedeutend vergrößern.

Nachdem das Buch gedruckt, sein Preis bestimmt war, meine Ausstände an den Lithographien, die nach deutscher Weise ziemlich schlecht wurden, beseitigt waren, was Alles, da ich etwas peinlich war, eine ziemlich lebhafte Correspondenz verursachte, bei der meinem Buchhändler zuweilen vielleicht die Geduld reißen mochte, und nachdem ich endlich erfuhr, daß an alle Kritiker und Journalisten des deutschen Reichs Exemplare versandt seien, setzte ich mich nun wieder hinter meine Coulissen, um die Bewegungen des Publicums zu belauschen. Aber auch dießmal blieb wieder zu meinem Entsetzen Alles mäuschenstill. Kein Klatschen, kein Zischen. Ich gerieth in eine Verzweiflung, wie ein Schiffer unter dem Aequator bei vollkommener Windstille.

Nur von einer einzigen Kritik hörte ich, die in einem der besten literarischen Blätter zu lesen gewesen sein sollte. In dieser Kritik machte sich der Journalist auf eine beißende Weise über mein Buch lustig und sagte etwa, daß man zu unserer Zeit in dieser Art keine Bücher mehr schreiben müßte. Wir hätten auf dem Strome der Erfindungen, auf dem wir jetzt schwömmen, andere Dinge zu thun, als die Tropfen der Quellen zu zählen. Dieß schnitt mir durch die Seele. Aber

ich war dennoch unverbesserlich. Ich lebte damals im Auslande mit einem ältern Manne und Freunde zusammen, der in dieser Angelegenheit mein einziger Vertrauter war. Er sah trotz meines gewaltigen Eifers mit einigem Mißtrauen auf meine literarischen Arbeiten und Speculationen und gab mir durch allerlei hingeworfene Redensarten mehr und mehr zu verstehen, daß er fürchte, es würde mir damit nicht glücken. Ich hatte ihm natürlich widersprochen und wenn wir uns auch nicht gerade zu Wetten engagirt hatten, so war doch eine gewisse Eifersucht der Rechthaberei zwischen uns entstanden. Er war es daher auch, der mir gewissermaßen triumphirend von jener fatalen Kritik Nachricht gab. „Ich werde aber doch nicht nachlassen“, sagte ich ihm, indem mir das Herz in der Brust zitterte, „ich werde doch am Ende durchdringen“. Wahrscheinlich hätte ich aber doch nachgelassen, hätte ich schon damals gewußt, wie weit ich noch von dem mir vorschwebenden Ziele entfernt war und wie dornig und felsig der Weg dahin sich mir noch gestalten sollte.

So aber hüllte ich mich wieder in den Mantel meiner Verborgenheit ein, aus welcher ich den Ausgang eben so wenig finden konnte, wie ein ohnmächtiger Blitz, der aus einer allzudichten Gewitterwolke hervordringen will, — und schrieb wieder weiter.

So wie ich mich mit meiner Verstimmung wieder etwas im Sattel fühlte, — alle Täuschungen störten mich nur vorübergehend und ich schrieb mich bald wieder mit der Feder,

die stets meine Balancirstange auf dem dünnen Seile meines Lebens gewesen ist, ins rechte Gleichgewicht — so nahm ich so fort von Neuem meine Pläne zur Publicirung und Verbreitung „meiner Schriften" auf. Ich stellte zuerst an meinen Buchhändler in K. die Frage, welche Art von Schriften denn jetzt das Publicum liebe. Er antwortete mir, „daß Kinderschriften am besten gingen", und daß ich ihm dergleichen vielleicht einsenden könne.

Dieß kam mir gerade recht, denn ich war ganz darauf vorbereitet und hatte schon eine Menge, wie ich glaubte, unterhaltende Sachen für Kinder geschrieben. Ich brauchte nur aus meinem Vorrathe auszuwählen, wie Aladin mit der Zauberlampe aus den unterirdischen Gold- und Edelsteinschätzen.

In dem Lande, wo ich wohnte, zogen wir jeden Sommer auf einige Wochen an die Küste des Meeres ins Seebad. Hier pflegte es sehr fröhlich herzugehen und ich hatte eine dieser Seebadesaisons benutzt, für die heitere meist jugendliche Gesellschaft ein kleines Journal, natürlich nur im Manuscripte, herauszugeben.

Es giebt einen Vogel an der Küste des dortigen Meeres, den sie den „Strandläufer" nennen, weil er immer in der Nähe der Brandung umherstelzt und auf die ausgeworfenen Muscheln und andere Seethiere Jagd macht. Von diesem Vogel nahm ich den Namen für mein Journal her, das ich „der Strandläufer" betitelte, weil es auf alle kleine Ereig-

nisse an der Küste und in unserem Bade ebenso Jagd machen sollte, wie jener Vogel auf die Mollusken. Ich gab darin auf eine halb poetische und zugleich belehrende Weise Nachricht von Allem, was nur irgend Interessantes in dem engen Horizonte unseres kleinen Ortes, in welchem nur ein paar liebenswürdige und engverbundene Familien mit einander lebten, vor sich ging. Auch kamen darin Märchen von den Nixen des Meerbusens oder von den wunderbnren Wolkengestaltungen des Himmels, kleine Schauspiele, Dialogen, Monologen und dergleichen vor, die ich zum Theil auch mit Zeichnungen und Bildern illustrirte.

Aus diesem Journale nun, das in unserem kleinen Kreise einigen Anklang fand und das ich daher auch noch nach der Badesaison eine Zeit lang fortsetzte, machte ich eine Auswahl und publicirte sie in K. unter dem Titel „Geschichten und Nichtgeschichten für die Jugend". Mit diesem sonderbaren Titel wollte ich andeuten, was aber wohl schwerlich Jemand dabei errathen konnte, daß dieses Buch theils wirkliche kleine Geschichten enthalten solle, theils auch solche Geschichten, die man ihrer Skizzenhaftigkeit, ihrer märchenhaften Einkleidung, ihrer Formlosigkeit wegen eigentlich keine Geschichten nennen könnte. Es waren darunter z. B. Beschreibungen der Reisen einer kleinen Elfe durch die Blumen und Kräuter einer Wiese, oder die eines Vogels durch die Blüthen und Fruchtzweige eines Baumes. Die reisende Elfe nahm dabei ihr Nachtquartier in den Kelchen schöner

Blumen, schlürfte deren hängende Thautropfen des Morgens zum Frühstück und aß dazu etwas Honig, der in den kleinen Behältern der Blumenkelche verborgen war. Sie wandelte über Brücken, die in kühn geschwungenem Bogen aus einem einzigen Grashalm bestanden und benutzte die Schleimwege der Schnecken als glatte Fußsteige, hatte auch allerlei Abenteuer mit Käfern, Bienen, Schmetterlingen und anderen Insecten. Auch war ein höchst wunderbarer Besuch bei der Meer- und Bernsteinkönigin unserer Küste geschildert. Dieserhalb, sage ich, weil dieß mehr Beschreibungen und Schilderungen als Geschichten waren, erfand ich jenen sonderbaren Titel.

„Dieses Büchelchen nun" dachte ich jetzt „will ich als Vorspann vor den großen Lastwagen meiner „Schriften" benutzen. Ich will damit an die Jugend appelliren. Sie soll mir aus der Noth helfen und es wird nicht das erste Mal sein, daß Kinder mit ihrem gesunden und natürlichen Gefühle die erwachsenen Leute aus dem Schlafe wecken und sie auf ein aufgehendes Licht aufmerksam machen. Wenn sie und ihre Lehrer mir applaudirt haben, so gebe ich ihnen zunächst zum Danke noch einen ganzen dicken Band von Geschichten und Nichtgeschichten, Fabeln und Märchen. Darnach werden dann auch die Sprachforscher die Augen öffnen und deine „deutschen Mundes-Laute" zu lesen verlangen und dich dadurch befestigen, mit deinem ganzen Rest von „Sprachlaut" forschenden Skizzen in drei „Bänden" hervorzutreten. Den Sprach-

forschern werden die Maschinisten, die Industriellen, die Architekten, die Schiffsbauer, die Ackersleute, die Drechsler, die Tischler und mit einem Worte alle Handwerker folgen und nun auch deinen „Beiträgen zur Urgeschichte der Erfindungen" nachfragen und dadurch einmal zum Nachdenken über den ersten Anfang und die allmälige vorhistorische Entstehung und Gestaltung ihrer Künste und Kunstgeräthschaften gebracht werden. Dieß wird dich dann wieder in Stand setzen, das ganze große Werk über diesen Gegenstand vielleicht in einer Prachtausgabe mit schönen großen Kupfertafeln herauszugeben. Gleich darauf wirst du auch mit deinen pädagogischen Aufsätzen hervorrücken und dem Publicum nichts von dem vorenthalten, was du über Erziehung geschrieben hast.

Eben so wollte ich in einem besondern Werke meine ästhetischen Aufsätze sammeln, denn ich habe oben noch vergessen, zu bemerken, daß sich auch deren im Laufe jener an schriftstellerischen Production so ergiebigen Lebens-Periode eine Menge bei mir angesammelt hatte.

Diese verschiedenen Werke, deren Manuscripte eine große Papiermasse ausmachten und alle Schubläden und Abtheilungen meines Schreibepultes und meiner Bücherbreter füllten, wollte ich, wie gesagt, nun aus der Dunkelheit ans helle Tageslicht der Publicität hervorziehen. „Bald werde ich", so schrieb ich damals an einen Freund, „das, was ich hier im hohen Norden beim Schimmer des Nordlichts und mei-

ner Studirlampe ausgearbeitet habe, im hellen Schein der großen litterarischen Sonne Deutschlands erglänzen sehen". „Was Du mir da von Deinen Nordlichtarbeiten schreibst" antwortete mir dieser Freund, „verstehe ich nicht, aber ich gebe Dir den Rath, Dir eine von den liebenswürdigen Damen von denen Du mir ebenfalls schreibst, wenn es angeht, zur Frau zu nehmen und dann mit ihr hierher an dem Rhein zu gehen und Dich daselbst in einem bessern Klima niederzulassen".

Großer Gott! Wie wenig kannte doch dieser Freund meine Gemüthsstimmung und meine Verhältnisse, als er jene Worte schrieb und ach, wie wenig wußte ich davon, daß ich mich damals, als ich jenes Planlabyrinth ausbaute, in demselben Falle befand wie die Frau in der Fabel, die als sie ihren Korb mit Eiern zu Markte trug, darüber speculirte, wie sie vermittelst dieser Eier zu einem Stalle mit Rindern gelangen könnte. Ich hatte keine Idee davon, daß die großen Pläne und die genießbaren Früchte nur sehr, s e h r langsam in dem rauhen Klima dieses irdischen Lebens reifen und daß ich meine Eier sehr bald alle zerschlagen und am Boden liegend erblicken sollte.

Indem ich nun auf der einen Seite das oben bezeichnete kleine Werk drucken ließ, versäumte ich aber auch nicht, noch sonst Halt- und Stützpuncte zu gewinnen und ich führte daher einen Plan aus, den ich schon lange gehegt hatte. Ich schrieb einen umständlichen Brief an den Herrn X......, der einer der größten im ganzen deutschen Reiche war. In diesem

Briefe, den ich zugleich mit einem politischen Aufsatze aus meiner Feder über „die Rheinfrage“ — ich bewies darin aus geographischen, ethnographischen und historischen Gründen, daß die Franzosen nicht nur mit ihrem Reiche nicht bis zum Rheine vorgehen dürften, sondern daß sie auch noch hinter die Vogesen und alle die Gebirge, welche als die Fortsetzung dieser Vogesen betrachtet werden könnten, zurückgehen müßten — begleitete, schüttete ich gegen diesen jetzt verstorbenen Herrn mein ganzes Herz aus und gab ihm ein Verzeichniß aller meiner Schriften, das beinahe einem Leipziger Meß-Cataloge glich: 1.) Erziehungsschriften. 2.) Aesthetische Schriften u. s. w. u. s. w. Zugleich bat ich ihn, er möchte mir Mittel und Wege an die Hand geben, wie ich ihm regelmäßig Aufsätze und Manuscripte zusenden könnte, da ich bei meiner großen Entfernung und Geschäfts-Unkunde diese Wege nicht auszufinden wüßte. Nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte, sagte ich zu einem Freunde, der mir damals nahe stand und der es mit stummer Theilnahme ansah, wie ich mich zerarbeitete: „Sei ruhig. Ich habe jetzt an X..... eine Liste aller meiner Werke geschickt. Ich werde mit ihm in Verbindung treten. Du wirst sehen, wie nun Alles gehen wird!“

„Ew. Wohlgeboren Geehrtes haben wir empfangen und den Aufsatz über die Rheinfrage an den Hesperus gesandt. Da wir in diesem Augenblicke mit neuen Ausgaben von Schiller und Goethe zu sehr beschäftigt sind, so bedauern

wir sehr, von Ew. Wohlgeboren reichhaltigen und zahlreichen Werken nichts in unsern Verlag nehmen zu können und weil Ew. Wohlgeboren, wie Sie schreiben, keine Mittel und Wege wissen, auf denen und durch die Sie uns Manuscripte zusenden könnten, so müssen wir auf fernere Mittheilungen wohl leider ganz — verzichten".

Um einen Begriff davon zu geben, wie unerwartet mir eine solche Antwort kommen und wie tief sie mich niederdonnern mußte, will ich hier noch Einiges anführen, welches dazu dienen kann, in helleres Licht zu stellen, in welchen Höhen ich damals mit meinen literarischen Erwartungen und Hoffnungen schwebte. Es war mein fester Plan, ich wollte meine Werke nicht wie gewöhnlich mit schwarzer, sondern mit purpurrother Druckerfarbe drucken lassen und ich zweifelte nicht, daß die Buchhandlung X....., nachdem sie sich nur erst mit dem prophetischen Geiste dieser Werke bekannt gemacht hätte, darauf eingehen würde. „So", dachte ich bei mir, „werden sich diese Schriften den Leuten besser einprägen und sie werden auch sogleich in demjenigen auffallenden Aeußern erscheinen, welches mit ihrem auffallenden Innern correspondirt". Für meine Sprachforschungen war ich damals am meisten begeistert. Ich hatte vor, sie in Vorlesungen zu bringen und diese vor dem gebildeten Publikum von X...lin zu halten. Ich glaubte, daß von dem Gebiete der Sprachforschungen aus sich die ganze Welt revolutioniren lasse. Ich dachte darin, so zu sagen, den festen Punct außerhalb der

Erde gefunden zu haben, den Archimedes suchte und von dem aus man den Globus aus seinen Angeln heben könnte. In müßigen Augenblicken sah ich schon im Geiste mein glänzendes Auditorium, zu welchen sich auch der König und der Hof des Landes eingefunden hatte. Ich sah mich mit Lob und Ehren überhäuft und schrieb schon triumphirend — im Geiste — an meine guten Freunde in dem nördlichen Lande, in dem ich eben lebte, die jetzt der Güte meiner Sache nicht so recht schienen trauen zu wollen. „Bei euch" — so schrieb ich in Gedanken — „habe ich nicht die Allergeringsten bewegen können, an mich zu glauben und hier versammeln sich jetzt die Großen um mich".

Bei dergleichen eitlen Phantasiebriefen, die mir durch den Kopf gingen — sage ich — kann man sich denken, wie mich ein solcher Brief aus der rauhen Wirklichkeit, wie es der vom Buchhändler X.... war, gleich einem vernichtenden Blitze treffen mußte. In der That, er zerknickte mich innerlich, aber ich hatte doch so viel Fassung oder Verstellungskraft, daß ich Niemandem etwas davon sagte und auch in meinem Aeußeren nichts davon verrieth. Indeß drückte und drängte es mich doch zu sehr. Ich wollte selbst hinaus aus meinem dunkeln nordischen Winkel in das Land des Lichts und der Freiheit, in mein Vaterland. Ich hoffte, daß ich durch meine persönliche Anwesenheit etwas ausrichten könnte und ich wollte mich mit eignen Augen von der Lage der Verhältnisse unterrichten. Ich unternahm daher eine Reise in mein Vaterland.

Nie war eine Reise erfolgloser, trauriger und demüthigender für einen Menschen als diese für mich.

Trotz den erwähnten Kritiken, trotz den entmuthigenden Briefen meines Buchhändlers in K. hoffte ich doch überall die Spuren meines keimenden Ruhmes zu entdecken. „Die Kritiker und Journalisten", so dachte ich, „nehmen wohl oft aus Neid von Büchern keine Notiz, die dessenungeachtet das große Publicum zu seinen Lieblingswerken macht. Und mein Buchhändler hat vielleicht mehr geklagt als nöthig war. Auch habe ich lange keinen Brief von ihm erhalten, und in neuerer Zeit, besonders seit der Publicirung deiner Mährchen mag wohl frischer Wind aufgesprungen sein".

Ich reiste ganz allein mit demjenigen Herrn, von dem ich schon oben erwähnte, daß er mir immer seine freundschaftlichen Zweifel an dem Erfolge meiner Unternehmungen zu erkennen gab. Ich verhandelte den Gegenstand, der meinen ganzen Geist so sehr beschäftigte, häufig mit ihm in unserem Reisewagen, der durch Curland, Lithauen, Polen und Preußen dahinrollte, und bot ihm immer etwas keck die Spitze. Die erste große deutsche Stadt, in der wir zur Nacht blieben, war K. Das Wirthshaus hieß: „Zum deutschen Hause". Am Morgen nach unserer Ankunft kam ein Hausknecht in unser Zimmer, um uns einzuheizen; denn es war noch am Ende März und wir waren trotz unserer Schlafröcke und Pelze in dem rauhen Lande, das wir durch-

kreuzt, nicht wenig durchfroren. Ich lag im Bette und sah dem Ofenheizer zu. Ich war schon vollkommen wach. Die Spannung meines Geistes, daß ich nun in dem herrlichen Lande der Cultur, in dem gelobten Lande der Bildung, in meinem Vaterlande, dem Lande meines sprossenden Ruhmes sei, hatte mich schon früh geweckt, und da mein Buchhändler in dem Orte wohnte, so sollte ich ja heute vielleicht etwas Schönes über das Gelingen meiner Pläne hören. Weil ich mir einbildete, daß wenigstens in K. meine Kindergeschichten sich schnell ausgebreitet hätten und ich hier doch schon bekannt sein müsse, so wollte ich meine Probe bei dem Hausknechte darüber anstellen und etwas auf den Busch klopfen. Ich fing daher aus dem Bette an, ihn so anzureden: „Wie heißt Du, Hausknecht“?

„Hinrich“, antwortete er.

„Nun, Hinrich“, fuhr ich fort, „ist hier in K. in der letzten Zeit nichts besonderes Neues passirt“?

„Nicht daß ich wüßte“, sagte er.

Ich schwieg darnach etwas, indem ich hoffte, daß er hinzusetzen sollte: „ausgenommen, daß ich überall von einem neuen amüsanten Buche reden höre, welches hier alle Leute lesen und das ich auch nächstens meinen Kindern kaufen muß“.

Er schwieg aber, wie gesagt, still und blies sein Feuer an.

„Hast Du wohl einige Bekanntschaft mit Buchhändlern hier“? sprach ich aus dem Bette weiter fort.

„O ja“, sagte er, „ich kenne hier mehrere Buchläden“.

„Hast Du denn nie am Fenster etwa ein Buch von einem gewissen ..... gesehen"?

„Ne, ich habe keine Zeit auf Büchertitel zu gucken".

„Hast Du denn auch nie in dieser Stadt von diesem ..... reden hören"?

„Nein, ich will Ihnen aber das Adreßbuch bringen, da können Sie ihn drinn nachschlagen. Wenn es ein Bierbrauer oder Schneider oder Schuster oder sonst ein gewerbtreibender Bürger dieser Stadt ist, so steht er gewiß drinn"!

Damit ging Hinrich fort und ich fühlte mich zum ersten Male auf deutschem Boden desappointirt. Später habe ich oft mit Verwunderung an diese Don Quixottiade, die leider buchstäblich wahr ist, zurückgedacht. Diese meine ganze Reise in's deutsche Reich war eine fortgesetzte Don Quixottiade, denn überall hoffte ich Wunder, die gar nicht existirten, zu erleben, überall glaubte ich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu sein, da sich Niemand um mich kümmerte, und durchweg glaubte ich meine Braut, die Prinzessin des Ruhmes, heimzuführen, während mir nicht einmal so viel zu Theil wurde, wie dem Ritter von La Mancha, dessen Eitelkeit doch wenigstens eine Dienstmagd schmeichelte.

Ich ging zu meinem Buchhändler, von dem ich dachte, daß doch er mich würde nach meinem rechten Werthe zu schätzen wissen, da er meine Schriften gewiß alle durchgelesen. Er wird das besondere Licht sehen, das dir im Kopfe leuchtet und dir einen schmeichelhaften Empfang zu Theil

werden lassen. Ich erwartete eine Einladung zu einer Soirée bei ihm und hoffte, er würde die beaux esprits der Stadt dazu zusammenrufen. Allein dieser alte gute Mann nahm mich bloß in seinem Geschäftszimmer auf, wunderte sich, daß ich noch so jung sei (wahrscheinlich hatte er einen alten, in der Dunkelheit des Nordens versessenen Sonderling in mir vermuthet) und beeilte sich, mir eine Rechnung von so und so viel zu überreichen für meine letzten Druckunkosten. Ich suchte auf dieser Rechnung vergebens den Posten über die verkauften Exemplare, die mir gut zu schreiben und in Abzug zu bringen wären. Ich wagte nicht nach diesem Posten zu fragen. Mein alter Freund versicherte mir nun, daß auch von meinem letzten Werke Exemplare an alle Kritiker des ganzen Reichs versandt seien. „Auch an alle unsere buchhändlerischen Freunde haben wir Exemplare zum Verkauf in Commission gegeben". Nun Gott sei Dank, dachte ich, wenn das nur geschehen ist, nur immerhin in alle Himmelsgegenden versandt, nur immer vertheilt, damit es unter die Menschen kommt.

Dieß war nun wieder ein kleiner Trost und wir reisten nach B., L., D. und nach andern Orten.

Wenn man so aus dem hohen kalten Norden diesem unseren schönen und civilisirten Süden zueilt, so ist das Herz immer voll allerlei gespannter Erwartungen. Man glaubt dem gelobten Lande entgegen zu pilgern. Schon im

Monat März oder April erwartet man hier überall Blüthen und schönem warmen Frühling zu begegnen. Man ist entzückt über die Cultur und Civilisation, die man findet, schmeichelt sich, überall Spuren einer glücklichen, besseren und höheren Existenz des Menschengeschlechts zu entdecken, und sieht sich so, da der Becher der Hoffnungen überschäumt, nicht selten getäuscht.

Das Wetter täuschte uns vollkommen. So viel wir auch fuhren und fuhren und so viel Extrapostpferde wir auf den Stationen wechselten, wir kamen immer nicht in die reizenden Gegenden des schönen blüthenreichen Frühlings, den uns unsere Phantasie vorgemalt hatte. Selbst im Monate Mai irrten wir noch fröstelnd und in unsern nordischen Pelz gehüllt in der reizenden Gegend im Süden von D. umher.

Ich fröstelte noch weit mehr — ich kann in Wahrheit sagen — bis in's innere Herz hinein, da ich von dem heiteren literarischen Frühling, den ich für meine Schriften erwartete, noch weit geringere Spuren auffinden konnte, als von dem Lenze der Blumen. Ueberall in den großen Städten besuchte ich die Bücherladen in einem tiefen Incognito, welches zu bewahren mir weit leichter war, als ich mir einbildete, und erkundigte mich darnach, ob man hier nicht die Schriften eines gewissen ..... lese und mir verkaufen könne. Die Comptoirdiener der Buchhändler gestanden mir überall in sehr artiger Weise, daß sie noch nicht von diesem Schriftsteller gehört hätten. Auch fand ich meine Schriften nirgends an den

Läden ausgestellt, zu deren Fenstern sehr häufig meine scheuen Blicke hinschielten. In D. überreichte ich meine Schriften einem Freunde, der mir sagte: „Ei, ei! Sie publiciren jetzt auch Bücher. Sieh doch! Glück auf! Das wird wohl etwas sein, was die Welt in Erstaunen setzen und Sie zu einem berühmten Manne machen soll", sprach er.

Ich durchirrte auf diese unbehagliche Weise die Hälfte meines großen Vaterlandes, über ein Dutzend Königreiche und Fürstenthümer, und kam mir auf dieser Reise vor wie ein von Gott und Menschen Verlassener, wie ein Verbannter, wie ein Irrender ohne Ziel, ohne Zweck, ohne Aussicht, wie Peter Schlemihl ohne Schatten. Mein Himmel schien ganz trübe, ganz dunkel, mit dicken finstern Wolken behangen und alle Hoffnungssterne waren untergegangen.

Ich eilte meiner Vaterstadt zu. Hierher hatte ich die meisten Exemplare meiner unglückseligen Schriften gesandt, viele davon auf elegantem Papier gedruckt, um sie Freunden zu überreichen. Meine Freunde freuten sich, mich zu sehen, aber sprachen gar nicht von meinen Schriften. Nicht einmal die, denen ich Exemplare geschickt hatte. Nur hier und da mußte ich bei Einigen, die weniger delikat oder mehr gerade heraus waren, zu meiner Beschämung und mit tiefem Erröthen Warnungen vor den Gefahren und Einbildungen, denen „die Autodidakten" ausgesetzt sind und dergleichen mit anhören, oder Fragen, wie diese, zu beantworten versuchen: „Aber sagen Sie mir, mein Lieber, welche Tendenz haben

denn Ihre Erzählungen für Kinder"? Das fatale Wort „Tendenz" erschreckte mich und mir stockte die Antwort auf den Lippen. Ein Anderer sagte: „Als ich ihre Sprachforschungen erhielt, stutzte ich über dieß Buch und fragte mich: Was hat der Verfasser damit gewollt? Welche Lücke in unserer Literatur hat er damit ausfüllen wollen? Hat er uns nur zeigen wollen, was ein Einsiedler ohne Hilfsmittel und Bibliotheken über diesen Gegenstand zu denken und zu schreiben vermöge"? Ich erröthete, ich stotterte, ich verstummte und — verzweifelte.

Ich machte Besuche bei allen meinen früheren alten Lehrern. Der Eine sprach nur von Botanik, seiner Lieblingswissenschaft, der Andere von den alten Classikern, der Dritte von den Veränderungen in seiner Familie und von dem Glücke, das seine Söhne in der Welt machten — keiner von meinem Streben und Ringen. Für ewig sind mir alle ihre Reden und alle die demüthigenden Scenen, die dabei vorfielen, im Gedächtniß geblieben. Der Boden schien mir unter den Füßen zu glühen. Ich fing an, mich nach meinem dunklen und obscuren Aufenthalte im Norden unseres Welttheils mächtig zurückzusehnen und ich verließ meine Vaterstadt vollkommen niedergeschlagen.

Ich nahm meinen Weg nach B. über H., wo ich einen Künstler besuchen wollte, dem ich mich geistesverwandt fühlte und der kürzlich unter dem Titel: „Otto Speckters Fabeln", ein allerliebstes Buch für Kinder publicirt hatte. Alle Müt-

ter trugen mir die freundlichsten Grüße an diesen Künstler auf. Ich sollte ihm ausdrücken, wie unendlich viel Vergnügen er ihnen und ihren Kindern durch sein charmantes Werkchen gemacht habe und wie dankbar sie ihm dafür seien. Ich brachte dem Manne diese mütterlichen Grüße und diesen Dank und beneidete ihn im Stillen tief um das, was ich ihm darreichte. Ich fand ihn sehr liebenswürdig und dachte einen Freundschaftsbund mit ihm zu errichten. Ich wollte schreiben und er sollte dazu zeichnen und malen, was auch er selber ganz vortrefflich fand. Ich schrieb ihm bald nachher über diesen Gegenstand einen langen, wahrscheinlich sehr enthusiastischen Brief. Aber ich bekam keine Antwort von ihm und so zerschlug sich auch dieser Versuch der Vermählung meiner unermüdlichen Feder mit einem geschickten Griffel.

Ich reiste nach B., wo mein Freund aus dem Norden mich mit den Worten empfing: „Aber Sie sehen mir nicht frischer und heiterer aus wie zuvor". Ich legte meinen Finger auf den Mund und bat ihn, nicht weiter in mich zu dringen, und den Punct — er wisse wohl, was ich meine, den Punct! — nie wieder zu berühren.

Wir durchflogen rasch Tag und Nacht die gelobten Sand- und Haidewüsten des Königreichs Pr., unter Sturm und Gewitter, unter Donner und Blitz, die mich entzückten, fuhren wir über den Meerestheil, welchen die Geographen das kurländische Haf nennen, und mit Freude und Lust erreichte und erblickte ich die Grenze des großen russischen Reiches, die

anderen Menschen nur Schrecken und Abscheu zu erregen scheinen, mit derselben Lust und Freude, mit welcher ein gehetztes Reh wieder den Rand seiner Wildniß erreicht und betritt, in der es sich vor den Pfeilen der Jäger gesichert weiß. Ich mußte den Charakter eines Kaufmanns annehmen, denn nur unter dieser unschuldigen Maske konnte ich mit Hilfe der Protection meines Begleiters die Grenze passiren, die damals für Leute meines Genre geschlossen war. Wie jauchzte ich, als mir von den Kosaken und Grenzbeamten, die mich nicht erkannten, die Barrièren geöffnet wurden, und als unser Wagen von der steinernen Chaussée Preußens auf die lehmigten, weichen Wege Lithauens dahin rollte.

Mein Freund wurde überall, wohin wir in seinem Vaterlande kamen, mit Jubel aufgenommen, denn überall wurde er für den reichen angesehenen Mann, der er war, erkannt und ich mischte meine Thränen mit den seinigen und mit denen seiner Leibeigenen, die vom Felde herbeigelaufen kamen, um ihn zu begrüßen, als er die Grenzen seiner Besitzungen betrat.

Meine Freunde im Norden hießen mich freundlich willkommen. Von meinen Schriften nahmen sie weiter keine Notiz. Sie umgingen diesen Punct, der nicht der helle, leuchtende, sondern der schwarze dunkle Punct in meiner Seele blieb, und ihre zarte Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht verletzte mich fast eben so tief, als wenn sie meiner offen gespottet hätten. Denn dieser offene Spott hätte mich wieder

einen Halt in mir selbst finden lassen. Nur eine schöne Dame bemerkte mir einmal unter vier Augen halb freundlich, halb spöttisch: „Und wenn Sie, mein lieber ...., einmal ein deutscher Autor werden sollten, so hoffe ich, werden Sie doch auch mir einmal ein Exemplar Ihrer Werke zuschicken"? Da ich längst ein Schriftsteller zu sein glaubte, so kann man sich denken, wie mir bei solchen Aeußerungen zu Muthe war.

Indeß ich antwortete weder Mü noch Mu. Die Zeit, wo ich auf hohen Pferden ritt und auf den Rosenwolken der Hoffnung einherfuhr, war erbleicht. Ich resignirte und machte mich daran, den Racheplan gegen meine Schriften, der indeß auf meiner Reise zur Reife gekommen war, auszuführen. Ich packte alle meine unheilvollen Papiere zusammen und steckte sie in den Ofen. Es waren so viele, daß ich wenigstens ein paar Stunden mit diesem Autodafé zu thun hatte und daß mein Zimmer, in das ich mich dazu eingeschlossen hatte, dabei so heiß wie eine russische Badestube wurde.

Zuerst steckte ich alle die Exemplare meiner gedruckten Brochüren, deren ich in meiner Umgebung habhaft werden konnte, hinein. Ich hätte gern ihr ganzes Gedächtniß bei mir so wie bei allen meinen Bekannten vertilgt. Ich sah sie mit einer ganz besonderen Freude brennen, die Titelblätter, meinen eigenen gedruckten Namen und die Zeichnungen dazu. Ich half fleißig mit dem Schüreisen nach und zerrte die Blätter auseinander, damit die Flammen um so leichter hineinfressen könnten.

Dann kamen alle meine andern „unglückseligen" Sprachforschungen, meine „überflüssigen" Gedanken über die Urgeschichte der Erfindungen daran, dann meine „unpraktischen" Erziehungsschriften, meine „tendenzlosen" Märchen und Kinderbücher, meine ästhetischen, vermischten Sachen 2c. 2c. Ich schleppte sie alle herbei und steckte sie in den Ofen. Ich sehe noch diese großen, mit kleiner Schrift unendlich dicht bekrizelten Folioblätter. Sie waren in schwarzmarmorirtes Papier eingeheftet und umkleistert. Mit Entzücken sah ich diese bekleisterten Blätter sich in den Flammen winden und wenden. Es kam mir vor, als hätte ich meinen ärgsten Feind vor mir.

Der Ofen wurde so heiß, daß ich fast fürchtete, ich möchte dem Hause Gefahr gebracht haben. Ich lief hinaus und überzeugte mich, daß das Haus noch unbeschädigt sei und daß die große Rauchsäule, in der alle meine tausend und tausend Buchstaben und Strichelchen zu den Sternen — aber noch nicht, um verherrlicht zu werden — aufflogen, Niemandem aufgefallen war.

Sie stand wie Abels Opferflamme gerade zum Himmel empor und diesem letzteren schien also das Opfer ein wohlgefälliges zu sein.

Ich fühlte mich darnach mächtig erleichtert und ich erinnere mich, daß ich meinen Freunden, die nach meiner Reisebeschreibung begierig waren, in den Tagen nachher ganz launige Schilderungen meiner Reise, d. h. mündliche machte,

in der Manier des Freiherrn von Münchhausen oder des Peter Pars, indem ich mich selbst dabei in ein lächerliches Licht stellte. Die Melancholie saß mir ganz tief, ganz still und ganz lautlos im Herzen, zu meinem Glück hatte ich eine herrliche Bibliothek, namentlich die meisten classischen Werke der französischen Literatur, in meinem Zimmer. Ueber diese warf ich mich nun her und las die Sammlung halb durch. Namentlich befreundete ich mich mit den Schriften von Pascal, von La Rochefoucauld und Montaigne, in denen ich den süßen Trost, dessen meine Seele bedurfte, in Fülle fand. Die Werke von Montaigne verschlang ich förmlich, denn ich fand sie ganz wie mir aus dem Innersten der Seele geschrieben.

Ich baute mir nun eine Einsiedelei im Schweizerstyle und zwar unter einer schönen Eiche an der Grenze eines Wäldchens und eines Parks. Der Fuß der kleinen Anhöhe, auf welcher sie stand, war von einem munteren Bache, der die Grenze des Parks bildete umrauscht und auf dem andern Ufer des Flusses lag ein einsamer lettescher Bauernhof, von Leuten bewohnt, die so simple und uncultivirte Naturkinder noch jetzt waren wie unsere Vorfahren vor so und so viel tausend Jahren. Das Schloß und die dazu gehörigen Gebäude sah man in der Ferne. Ich hatte die Hütte inwendig mit bequemen Divans und Schreibtischen versehen und mit kleinen Gypsbildern von Plato, Sokrates und anderen Philosophen ausgeschmückt. Auch hatte ich eine Menge schöner, tröstlicher Dichter-Sprüche auf Blättchen geschrieben an die

Wand geheftet und harmonisch zwischen den Philosophenbüsten vertheilt. Aus Goethe's, Rückerts, Platen-Hallermünde's und Schillers Gedichten waren diese Weisheitssprüche genommen. Aus Goethe erinnere ich mich z. B. des Spruches, worin er sagt, daß Alles auf dieser Welt schwankt, daß „selbst die festen Felsen beben". Aus Platen des Sonnets, in dem er von seinen „Schweifen nach allen Erdenecken" spricht und endlich sagt, daß er sich nun auf einen Punct zurückgezogen habe, von Rückert des Liedes, in dem er sein graues Haar beklagt, aber doch versichert, daß ihm im Innern der Brust noch eine jugendliche Nachtigallenstimme töne.

Jeden Morgen früh wanderte ich auf einem einsamen freundlichen Fußpfade am Rande des Waldes in diese Hütte und brachte auch noch sonst einen guten Theil des Tages darin zu, bei jenen alten Philosophen den Trost suchend, den ich sonst im Schreiben gefunden hatte. Abends oder Sonntags gab es wohl lustige Gesellschaften und heitere ländliche Feste in meiner Einsiedelei.

Allein — allein — ich konnte meiner Natur nach nie in meinem Leben eine größere Periode mit bloßer Lectüre und mit dem Studium der Werke Anderer zubringen. Jede Idee, die ich in einem Buche fand, fuhr mir gleich wie Zunder in den Kopf und erregte meinen Widerspruch oder meinen Beifall und weckte sofort eine Menge anderer verwandter oder entgegengesetzter Gedanken in mir auf. Diese ließen mir keine

Ruhe, sie drangen zum Lichte und da sie meiner Eigenthümlichkeit gemäß zu diesem Lichte nur dadurch gelangen konnten, daß ich sie in Form und Gestalt auf dem Papiere niederlegte, so hatte ich unwillkürlich und ehe ich es mich versah wieder Papier zusammengefaltet und kam durchs Lesen wieder ins Schreiben hinein. Semper recurrit natura.

Doch hütete ich mich wohl, mich wieder auf Urgeschichten oder auf Sprachforschungen oder ähnliche weitläuftige Themas einzulassen. Auch zu meinen Märchen und Kinderschriften und Schauspielen kam ich nicht wieder zurück, denn da ich das große Lesepublicum meines Vaterlandes nicht hatte für mich gewinnen können, so mochte ich auch dem kleinen jugendlichen Lesepublicum in meiner Nähe es nicht mehr zutrauen, mir zu applaudiren. Es kam mir vor, als wäre ich nun in meiner Unfähigkeit vor ihnen demaskirt.

Es ging mir, da ich immer nach Oeffentlichkeit und nach einem Wirkungskreise durch meine Schriften strebte zwar der Plan durch den Kopf, von meiner gebildeten kleinen Jugend noch tiefer herabzusteigen und für die Landleute und das Volk, das in unserer Nachbarschaft wohnte, ein Journal im Manuscripte zu publiciren, in dem ich ihnen allerlei Unterhaltendes und allerlei Nützliches vortragen wollte. Ich hatte auch schon den Plan zu einem solchen Journale entworfen. Allein auch dieses Plänchen scheiterte schon in der Geburt in dem andauernden Sturme meiner Verzweiflung über der Unfähigkeit, mit der ich öffentlich vor Allen gestempelt schien. Ich

hatte gewissermaßen bisher die Rolle eines Propheten gespielt und jetzt war mir die Maske, unter der sich nun ein ganz gewöhnlicher Mensch zeigte, abgerissen. Zwar hätten sich die geringen Leute, wenn ich ihnen wirklich etwas Gutes geboten hätte, wohl am allerwenigsten dadurch irre machen lassen, daß mein Ruf vor der Welt vernichtet war. Aber, wie gesagt, ich war damals nicht fähig, so zu raisonniren und schrieb am Ende nur für das Publicum der Sperlinge und Singvögel, die meine Einsiedelei am Morgen umzwitscherten, und der Störche und Eulen, die sie am Abende umflatterten.

Alles, was ich nun schrieb, hielt sich fern von weitläufigen Untersuchungen. Es waren ganz allgemeine Betrachtungen über Das, was ich gelesen hatte und dann über das Leben, über die Natur, Himmel und Erde und namentlich über Alles, was mir in dem Horizont meiner Einsiedelei vorkam. An die Spinnen, die zwischen den Zweigen meiner Bäume ihre wunderbare Netze ausspannten, an die Vögel, die in den Blättern meiner Eiche zwitscherten, an die Fischlein, die in dem klaren Gewässer meines Baches vorüberrauschten, an die Gestirne, die am Abende über mein Strohdach aufgingen, knüpfte ich meine Betrachtungen an.

Auch die lettischen Naturmenschen, die mir gegenüber wohnten, besuchte ich zuweilen in ihrer einfachen Wohnung, auch kamen sie zu mir herüber. Die Frauen gingen an das Ufer meines Baches, um ihre Schaafe zu waschen oder Was-

ser zu schöpfen, die Mädchen breiteten am Abhange des jenseitigen Ufers ihre Leinewand aus, des Abends sah ich die Fackeln der Männer, welche nach der Sitte des Landes mit Harpunen fischten, dicht über der Oberfläche des lusses erglänzen. Auch zogen Jäger und Holzhacker durch meinen Wald, die mir zu Zeiten flüchtige Besuche machten.

An alle solche Ereignisse, Dinge und Personen knüpfte ich, wie gesagt, meine Betrachtungen und meine schriftstellerischen oft sehr melancholischen Herzensergüsse. Alles, was ich damals schrieb, war eine Art von Poësie ohne Verse. Alles hatte eine aphoristische Form. Es waren lauter kurze kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken. Und ich hatte mir, um meinen immer sehr profusen Ideen- und Wortstrom in Zaum zu halten, anfangs die Regel gemacht, daß keiner dieser Aphorismen länger als eine Seite sein sollte. Ich liebte solche aphoristische Form der Gedanken von Jugend auf. Die Aphorismen von Chateaubriand, die Pensées detachées von Pascal und vielen anderen französischen Schriftstellern, die Aphorismen von Lichtenberg, die Maximes der Königin Christine von Schweden rc. rc. hatte ich immer gern gelesen und auch selbst schon früher eine gute Menge von Papier mit Aphorismen angefüllt. Es hing dieß natürlich innig mit dem ganzen Wesen meiner geistigen Natur und meiner ganzen Denkweise zusammen. In meinem Kopfe flogen immer einzelne Gedanken und abgerissene Ideen wie Blätter umher, oft kam es mir vor, als regnete es Gedanken wie Schneeflocken hinein.

Nach und nach kam ich gegen meinen Willen wieder in Schwung und ich füllte allmälig mit solchen Aphorismen eine Menge von Blättern an. Doch suchte ich auch die äusſere Form meines jetzigen Schreibens ganz zu ändern, um so wenig wie möglich an meine früheren unglückseligen Schriften erinnert zu werden und mir Alles so neu als ich konnte zu machen. Während ich mir von dem Kaufmanne in dem benachbarten Städtchen früher eine Sorte bläulichen Schreibpapiers hatte bringen lassen, schrieb ich jetzt auf einer Art gelblichen Papiers. Während ich früher auf großen Folioblättern und sehr eng schrieb, faltete ich jetzt meine Blätter in Quarto und gab mir Mühe so weitläufig als möglich zu schreiben, um auch hierein meine Arbeit leichtflüssiger und minder schwerfällig zu machen. Ehemals hatte ich alle meine Hefte ziemlich dick gemacht, jetzt setzte ich mir die Regel, daß ein jedes nicht über vier Bogen enthalten solle und dabei numerirte ich sie alle und bemerkte auf dem Umschlage des Heftes Monat und Jahreszahl. Sonst waren diese Umschläge alle von blauer Farbe, der Farbe der Hoffnung, jetzt nahm ich dazu graues Papier, von einem sehr melancholischen und bußfertigen indifferenten Ansehen.

Ich kam auf diese Weise also mit meinen Gedanken eben so, wie mit meinem Schreibtisch vollkommen in's Wilde. In wie hohem Grade dieß der Fall war, will ich nur an einem Beispiele zeigen. Von jeher hörte ich in meinem Leben den Sturm gern in den Blättern rauschen. Da es mir

auf meiner Waldecke fast nie an Wind fehlte, so hatte ich Gelegenheit genug, in dieser Art von Musik zu schwelgen. Ich bemerkte, daß der Wind in den verschiedenen Bäumen verschieden säuselte, in den gewöhnlichen Tannen ganz anders als in den Weihmuthskiefern, in den Eichen anders als in den Pappeln, in den gewöhnlichen Pappeln anders als in den Zitterpappeln, in den Birken anders als in den Linden. Ich fragte mich, woher dieß rühren könne, und ich brach von allen Arten von Bäumen Zweige ab und schleppte meine Hütte davon voll. Ich verglich die Gestalt und Größe der Blätter, die Häute des Blätterstoffs, die Art ihres Ansitzens an ihren Stielen, die Länge und Elasticität dieser Stiele. Ich schüttelte die Zweige, um die Weise der Bewegung und des Zusammenschlagens der Blätter genau zu sehen, und ich kam so zu einer Theorie vom Rauschen und Säuseln des Windes und charakterisirte alle die verschiedenen Arten des Rauschens, entwarf Rausch= und Säuselscalen, und wenn ich nun in meinem vom Sturm bewegten Walde spazieren ging, so bildete ich mir ein, die Sprache der Natur besser zu verstehen, und ich hörte aus dem ganzen großen Concerte meine Eiche, meine Birke, meine Tanne, meine Pappel vernehmlich daraus hervorreden.

Einer ähnlichen Untersuchung erinnere ich mich über die verschiedenen Arten von Spinnengeweben meines Waldes, die ich tagtäglich beobachtete, und bei denen ich genau in's Detail des Baues ihrer wunderbaren Netze einging. Ich maß

die Höhe der Spinnennetze vom Boden, verglich damit die Höhe, in der gewöhnlich Insecten fliegen, auf die sie es abgesehen haben. Ich verglich die Dicke derjenigen Spinnenfäden, welche das Netz halten und gewissermaßen die Grundpfeiler ihres Gebäudes sind, mit denen, welche nur die Quer- und Nebenbalken vorstellen, durch das Vergrößerungsglas und vermittelst eines Wollmessers, den ich mir dazu verschafft hatte. Ich beobachtete namentlich die Kreuzspinnen, von denen in mehreren Flecken meines Gehölzes sich ganze Colonien angesiedelt hatten, und suchte auszumachen, wie sie sich in der Regel nach den Umständen und nach der Gestaltung der Aeste und Bäume, zwischen denen sie ihr Netz aufzuhängen wünschten, richten. Ich schrieb nieder, wie sie ihre Seile spannen, wenn zwei ganz gerade Bäume neben einander stehen und wie, wenn ein Zweig ihnen so oder so hinderlich in den Weg tritt. Ich verglich die Länge der Fäden, maß alle, deren ich habhaft werden konnte und suchte die längsten Fäden und das großartigste und am kühnsten gebaute Netz in meinem Walde ausfindig zu machen. Ich beobachtete dann die Schwingungen der frei aufgehängten Netze im Sturme und beschrieb, wie und inwiefern die Spinnen auch darauf Rücksicht genommen und auf welche Weise sie auch den ihrem Hause vom Winde drohenden Gefahren begegnet hätten.

Weil ich bei den großen und umfassenden Gegenständen der Untersuchung so wenig Glück gehabt hatte, so glaubte

ich Gegenstände suchen zu müssen, die so klein und winzig als möglich wären. Der Baum der Wissenschaften, dachte ich, hat dicke Stämme und Aeste, diese verzweigen sich aber wie die Aeste der Nerven unseres Körpers immer feiner und feiner. Die meisten Menschen beschäftigen sich nur immer mit der Betrachtung jener dicken Stämme und Aeste und fahren auf den großen Heerstraßen, auf denen schon Tausende gefahren sind. In jenen kleinen und feinen Verästelungen giebt es selbst für das Auge des simpelsten Beobachters noch genug zu entdecken, und abseits jener Heerstraßen liegen auf Feld-, Fuß- und Seitenwegen noch immer neue und schätzbare Dinge genug. Ich wandelte beständig auf diesen kleinen Seitenwegen oder vielmehr da, wo es gar keine gebahnten Wege mehr giebt.

So beschäftigte ich mich auch nie mit der Botanik im Allgemeinen, sondern immer nur mit einzelnen Pflanzen, und auch mit diesen Pflanzen nicht im Ganzen, sondern nur mit einer Seite, welche sie der Betrachtung darboten. So z. B. erinnere ich mich, daß ich einige Wochen hindurch einmal meine Hütte voll Dolden und Blüthentrauben aller möglichen Pflanzen schleppte, um in ihnen das wunderbare Festhalten der Natur an gewissen Zahlen in ihrem Baue nachzuweisen. Ich zeigte, daß z. B. in der Blüthendolde einer Pflanze die Zahl Fünf herrschte, daß sich der Zweig, der diese Blüthe hielt, erst in fünf Aestchen spaltete, daß diese fünf Aestchen sich wieder in fünf Nebenästchen theilten, daß diese Nebenästchen je-

der fünf einzelne Blüthen emporhielten, daß jede dieser einzelnen Blüthen aus fünf Blätterchen zusammengesetzt sei und daß jedem dieser fünf Blätterchen fünf Samenträger correspondirten ꝛc. ꝛc. Und hatte ich so den harmonischen Bau einer Blüthendolde durch Vergleichung einer unzähligen Menge von Exemplaren genau und fest erkannt, so ergoß ich mich dann in einem bewundernden Lobliede dieses herrlichen Baues eben so, als hätte ich das architektonische Meisterwerk eines griechischen Tempelbaues vor mir gehabt.

Auf diese Weise kam es denn allmälig, daß meine Hütte stets voll war von Pflanzen und Pflanzentheilen, von Schmetterlingen und Schmetterlingspuppen, von Fischrogen, von Fischen aller Art, von Krebsen mit und ohne Schalen, Froschlaich und Fröschen in allen Stufen ihrer Entwickelung, von den Magen und Herzen von Sing- und Raubvögeln, von Sumpf- und hühnerartigen Vögeln aller Art, die ich alle beschrieb und besang. Ich kam zuletzt in einen solchen Eifer der Naturbewunderung hinein, daß es mir am Ende ganz einerlei war, ob ich das Innere eines Rosenstrauches, oder das eines Auerhahnmagens, der mit Tannennadeln und blanken Kieselsteinchen angefüllt war, untersuchte. Auch secirte ich beständig allerlei Thiere mit demselben Enthusiasmus wie Pflanzen. Was Tausende gesehen und beschrieben haben, z. B. das Hervorkriechen eines Schmetterlings aus der Puppe, sein Erwachen zum Leben, die Entfaltung seiner Flügel und seine endliche Erhebung in die Lüfte, hielt ich

immer noch einmal der Beschreibung werth. Denn ich glaubte dabei immer noch etwas zu sehen und zu entdecken, was ich noch nirgends weder geschrieben noch gedruckt gelesen hatte. Jede Naturerscheinung war mir ein herrliches, vieldeutiges und bewundernswerthes Symbol, über das kein Mensch je so göttlich und schön geschrieben habe, wie es sich dem Auge unseres Leibes und Geistes in der Wirklichkeit darstelle.

Jene näheren Berührungen, in welche ich bei meiner einsiedlerischen Residenz mit den Urbewohnern des Landes kam, brachten mich dann nach und nach noch auf eine andere Art von Gegenständen der Betrachtung. Ich besuchte, wie gesagt, diese Leute häufig in ihren Wohnstuben, an ihren Krankenbetten, nahm Einladungen von ihnen an zu ihren Hochzeiten, wohnte ihren Begräbnissen bei, sah sie in der Kirche, spazierte mit ihnen im Walde und auf dem Felde, und unterhielt mich mit ihnen so viel, als dieß mir meine unvollkommene Kenntniß ihrer Sprache erlaubte.

In müßigen Augenblicken, d. h. wenn mir sonst nichts Anderes gerade durch den Kopf ging, beschrieb ich dann auch diese Besuche und schilderte die Gebräuche jener Leute, ging auf Untersuchungen über ihren National-Charakter und über ihren politischen und moralischen Zustand ein. Da dieser ihr Zustand so sehr mit dem Zustande der sie beherrschenden Nation der Deutschen zusammenhing, so dehnte ich dann allmälig meine Betrachtungen auch auf diese aus und schrieb

nun beständig meine Gedanken und Erfahrungen über den Adelstand, den Bürgerstand, den Handwerkerstand der im Lande herrschenden Deutschen und über die Bauern oder die beherrschten Letten nieder.

Und so war ich denn auf diese Weise allmälig wieder, ehe ich es mich versah und ganz wider meinen Willen, zu dreierlei Arten von Schriftstellerei gelangt, erstlich zu der aphoristischen, die sich mit der menschlichen Seele und dem Leben im Allgemeinen und mit allen möglichen Dingen promiscue beschäftigte, zweitens zu kleinen naturhistorischen und endlich zu kleinen ethnographischen Aufsätzen.

Mit diesen Dingen und auf diese Weise brachte ich nach der gewöhnlichen Zeitberechnung etwa zwei Jahre zu. Nach meiner Denk= und Gefühlsweise aber durchlebte ich während dieses Zeitabschnittes Aeonen. Es ging mir umgekehrt wie jenen Leuten in den Märchen, die mit den Feen ein paar Stunden tanzen, und die, wenn sie aus dem Feenlande zurückkehren, sehen, daß ein paar Jahrzehnte verstrichen sind. Ich vertiefte mich in mich selbst und in die Natur. Blickte ich einmal nach der Uhr oder in den Calender, so waren erst ein paar Wochen vergangen. Besann ich mich selbst, so schien es mir, als hätte ich Jahre durchlebt. Auch jetzt noch kann ich es kaum glauben, daß ich nur zwei Jahre lang bei jener einsamen Schriftstellerei zubrachte, obgleich ich Data besitze, die

mir dieser Zeitraum als ausgemacht und unzweifelhaft bezeichnen.

Da auf diese Weise sich wieder eine Menge von Heften und beschriebenen Papieren in meiner Hütte, in meiner Wohnstube, in meinem Schreibpulte und meinen Schubladen angesammelt hatte, und da ich mich nicht zu dem Plane entschließen konnte, dieß Alles nur für die Würmer oder wie früher, für das Feuer und den Rauchfang geschrieben zu haben, da ich allmälig auch wieder mehr Vertrauen zu meiner Feder gewonnen hatte, so faßte ich, trotz meiner Gelübde, es nicht zu thun, doch abermals den Plan, einen neuen Versuch zu wagen, um mit meiner Sache zur Oeffentlichkeit durchzudringen und den hohen Damm der Dunkelheit, der mich umhüllte, zu durchbrechen.

Ich konnte mich natürlich nicht wieder an die Buchhandlung X...... wenden. Da ich aber durchaus nur die ausgezeichnetsten und aufgeklärtesten Buchhändler für die geeignetsten hielt, so schrieb ich an den zweitgrößten Buchhändler in meinem Vaterlande, den bekannten Y.... Mein Brief war wieder ziemlich umständlich, und wie ich meinte, wohl durchdacht. Da ich damals noch nicht glaubte, daß das deutsche Publicum für die Verhältnisse und Sitten der kleinen entlegenen Provinzen, die ich bewohnte, ein großes Interesse hegen würde, so schrieb ich ihm hauptsächlich nur von meinen Aphorismen. Ich habe leider keine Abschrift des Briefes mehr. Aber ich erinnere mich wohl, wie ich meiner Buchhandlung vorstellte, daß unsere Zeit die wahre Zeit für Apho=

rismen sei. Das große Publicum wünsche jetzt von Allem etwas zu wissen, über Alles nachzudenken und „Vermischtes", „Miscellen", „Gedankenspähne", seien jetzt gerade recht an der Tagesordnung. Ich empfahl ihm daher meine Aphorismen als zeitgemäß. Auch fügte ich auf einem feinen Postbogen abgeschrieben einige meiner „auserwählten" Aphorismen zur Probe bei. „Er könne sich darnach, so schrieb ich dem Buchhändler, ungefähr eine Idee machen, wie das Ganze beschaffen sei. Am besten wäre es indeß, sagte ich, wenn er sich Lichtenbergs oder Chateaubriands Aphorismen ansähe, denn so wären auch meine ungefähr beschaffen, wenn gleich ich mich keineswegs mit diesen berühmten Schriftstellern vergleichen wolle. Zu gleicher Zeit bat ich ihn, daß, in dem Fall er nicht geneigt wäre, meine „Pensées" und „Maximes" in einem besonderen Werke herauszugeben, mir seine oder andere Journale zu eröffnen, bei denen sich doch auch oft „Feuilletons", „Beiwagen", „Beischiffe" oder „Felleisen" mit einer Menge von Miscellen und Aphorismen befänden. Täglich fielen bei mir so viel Hobelspähne ab, daß ich damit wenigstens ein Dutzend Journale füttern könnte".

Als endlich nach langer Zeit die Antwort auf mein Schreiben ankam, griff ich nach ihm, wie ein Rabe nach einem blinkenden Knopf. Ich nahm den Brief in die Hand und betrachtete ihn, ohne ihn zu öffnen. Die Adresse war sehr schlank geschrieben, eine schöne Kaufmannshand. Ich untersuchte noch einmal das Postzeichen. Richtig, er kam von

L......: dem Wohnorte jenes Buchhändlers. Er war fast gerade so dick, wie der Brief, den ich ihm selbst gesandt hatte. Mir war diese Dicke sehr auffallend. „Vielleicht, dachte ich, sind gleich Briefe von den verschiedenen Redactionen der Journale dabei, welche mir Anträge machen“. Ich hielt ihn vor das Licht, ob ich nicht so entdecken könnte, was darin wäre. Allein, ich konnte nichts sehen. „Vielleicht, dachte ich, hat man meine Aphorismen so passend gefunden, daß man sie auf der Stelle hat abdrucken lassen und man schickt mir nun ein Exemplar vom Abdruck“. Ich riß ihn rasch auf. O weh! Ich wollte meinen Augen nicht trauen; meine eigene unglückselige Handschrift kam mir wieder zu Gesichte, man schickte mir mein Manuscript zurück. Mehrere hundert Meilen hatten meine Blätter gemacht, um hinauszuflattern in die freie Welt und zur Freude des Publicums sich in tausend Exemplaren im Drucke zu entfalten. Und da sie nicht gefielen, so hatte man die grausame Gewissenhaftigkeit, sie mir sogar zurückzuschicken. Hätte man sie doch lieber behalten und mir ihren Anblick erspart. Ich durchflog hastig die magern Zeilen des sie begleitenden Schreibens, die mir in zwei Worten besagten, daß man solche Aphorismen weder in größerer Masse verlegen wollte, noch auch ein Journal für sie wisse, dem man sie theilweise empfehlen könne. Dieß war weit schlimmer als der frühere Brief von X....., der doch meinen Aufsatz behalten und auch doch die Höflichkeit gehabt hatte, Gründe anzugeben, warum er sich „vorläufig“

nicht mit Publicirung meiner Werke befassen könne, „weil er mit einer neuen Ausgabe von Schiller und Goethe zu sehr beschäftigt sei". Ich war sehr erschüttert und mein Schmerz war um so schwerer zu tragen, da ich keine befreundete Seele hatte, der ich mich hätte offenbaren mögen. Ich hatte zwar mehrere liebevolle und mir nahestehenden Menschen in meiner Umgebung, aber wer hatte hinreichende Kunde von meinem innern Drange, wem hätte ich zumuthen können, alle meine kritzlichen Manuscripte durchzulesen, wem hätte ich das Urtheil zutrauen mögen, daß er darnach kühn entscheide: „Ja! du hast Beruf. Wahrlich! Es geschieht dir Unrecht. Trage es mit Fassung und hoffe auf bessere Zeiten"! Jeder der Wohlmeinenden in meiner Umgebung hätte mir nur sagen können: „Siehe da, sind das nicht bittere Täuschungen, die du dir freiwillig selbst bereitest? Warum bleibst du nicht zufrieden innerhalb der Schranken deiner jetzigen glücklichen Verhältnisse? Warum wünschest du dich in Das hinein, was nicht deines Berufs ist? Eine gerechte Strafe der Eitelkeit und des Vorwitzes". Niemandem hätte ich es verargen können, mit mir so zu sprechen. Und leise Stimmen und Blicke dieser Art glaubte ich selbst wahrzunehmen in meiner Umgebung, die doch gewiß von meiner Correspondenz und meinem Desappointement mehr errathen hatte, als ich wahrzunehmen wußte.

Es war ein Glück für mich, daß ich bald nach diesen schlimmen Tagen meinen Aufenthalt vom Lande, wo ich fünf Jahre gewohnt hatte nach der Residenz der Provinz verlegen konnte. Meine neuen Verhältnisse, mein ausgedehnterer Umgang und andere Dinge trugen dazu bei, mich etwas zu zerstreuen. Unter diesen andern Dingen war das wichtigste — ein neues schriftstellerisches Project, das schon seit einiger Zeit in mir Wurzel geschlagen hatte und das jetzt mehr und mehr zur Reife und zu einer Art von Gestaltung gedieh. Wie gesagt: semper recurrit natura. Es war dieß wieder eine größere wissenschaftliche Arbeit, und zwar eine geographische Untersuchung, von der ich nachher einen Theil unter dem Titel: „Der Verkehr der Menschen in seiner Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche", zu publiciren Gelegenheit fand. Denn obgleich ich früher alle solche größeren und weitläufigen Untersuchungen abgeschworen hatte, so war ich, von dem Interesse und von der Neuheit des Gegenstandes angezogen, doch bald dazu verleitet worden, dieß Gesetz zu übertreten.

Schon seit lange war es mir, wenn ich den Blick, wie ich dieß gern that, über die Landkarte schweifen ließ, aufgefallen, wie in den Winkeln der Meerbusen immer große Städte liegen, wie an den Mündungen der Flüsse die Städte größer sind, als an ihren Quellen, wie fast auf jedem Isthmus, an jeder Meerenge in den bewohnten Erdtheilen sich eine Stadt gebildet hat, wie am Fuße der Berge und in der

Mitte großer Ebenen die Städte bedeutender sind als in den Gebirgen, wie fast jeder große und kleine Gebirgskessel den Hauptsammelpunct seiner Bevölkerung in der Mitte hat. Ich hatte daher die Städte schon im Stillen bei mir in Isthmus-Städte, Meerengen-Städte, Busen-Städte, Flußmündungsstädte und in eine Menge solcher Classen abgetheilt und mir im Laufe der Zeit auf kleinen Zetteln viele solcher Städte gesammelt und ihre Situation beschrieben. Auch hatte ich in vielen historischen Schriften Nachrichten über die Art der Gründung der Städte aufgesucht und nach der Ursache geforscht, warum die Leute sich gerade an diesem oder jenem Platze niederließen.

Als ich glaubte genug über diesen Gegenstand zu wissen, hatte ich das Ganze zu einer Art von Abhandlung zusammengestellt, welche ich „die Städte" nannte und ins Reine schreiben ließ. Diese Abhandlung arbeitete ich nun in meiner städtischen Winterresidenz, wo mir einige Bibliotheken zu Gebote standen, zum zweiten Male um, und sie wuchs dadurch zu einem Buche heran, von dem ich viel hoffte, nichts weniger und nichts mehr nämlich, als daß dieses Buch die ganze Basis der geographischen Wissenschaft ändern müsse, oder vielmehr daß die Geographie dadurch erst eine wahre Basis gewinnen und zu einer wirklichen Wissenschaft gestempelt werden würde. Auch dachte ich, daß nur durch ein Buch wie dieses die innige Verbrüderung der Geschichte mit der Geographie und die Art dieser Verbrüderung ins helle Licht gesetzt werden könnte.

Durch die vielen Täuschungen von Westen her war meine Sehnsucht nach meinem Vaterlande und meine Lust an seinem literarischen Treiben regen Antheil zu nehmen, endlich völlig gebrochen worden und ich fing nun an, meine Blicke nach Osten zu werfen. In der Residenz des großen Kaiserreichs, in dem ich wohnte, bestand eine Akademie, welche den Zweck hatte, wissenschaftliche Arbeiten und thätige Männer in ihrem Streben zu befördern. Auch vertheilte diese Akademie jährlich Preise für solche Werke, welche tüchtig waren und sich in irgend einer Beziehung mit dem großen Kaiserreiche selber beschäftigten. Ich faßte daher den Plan, ich wollte meine geographische Abhandlung für dieses Kaiserreich nutzbar machen und wollte nach Voranschickung einer allgemeinen Einleitung, in der ich meine Grundsätze entwickelte, dann die ganze Bevölkerungsweise des großen Staates darstellen, insofern sie von der Oberflächen-Gestaltung der darin zusammengefaßten Länderstrecken abhänge und dieses Werk wollte ich dann jener Akademie überreichen, einen der ausgesetzten Preise erringen, so der Welt vortheilhaft bekannt werden und mit einem Worte meine literarische Laufbahn, ja endlich — endlich, meine literarische Laufbahn! — auf diese Weise eröffnen. Zwei Jahre lang hielt ich unausgesetzt meine Blicke auf jene Akademie geheftet und arbeitete fortwährend an meinem Werke, das, wie man sieht, gleich allen meinen übrigen Schriften revolutionärer Natur war und schon deßwegen einer kaiserlichen Akademie nicht sehr

gefallen konnte. Die Akademieen sind wenig geneigt, solche Leute, die darauf ausgehen, „neue Felder der Gedanken urbar zu machen" und die da wandeln „wo noch keine Bebauungsspur war"*), zu befördern.

Allein ich dachte nicht daran, ich nahm nach einem sechsjährigen Aufenthalte unter mir sehr theuer und unvergeßlich gewordenen Menschen Abschied von ihnen, um in einer berühmten Universitätsstadt des Nordens die Mittel und Wege aufzusuchen, welche mir helfen könnten, meinen Plan ins Werk zu richten.

Ich will noch bemerken, daß ich bei dieser meiner Abreise mich abermals alles meines von Neuem angesammelten Papierballastes entledigte, mit Ausnahme Dessen natürlich, was sich auf die besagte geographische Abhandlung bezog, auf die ich mich nun mit ganzer Seele fixirte. Einen Theil meiner Papiere zerstörte ich. Den größeren Theil aber ließ ich in einer alten Kiste verpackt in den Händen eines werthen Freundes zurück und zwar erstlich die Hälfte meiner Aphorismen, dann meine naturwissenschaftlichen Miniaturuntersuchungen und endlich auch meine ethnographischen Darstellungen über die Sitten der Urbewohner und der Eroberer Curlands.

Dieser mein verehrter alter Freund und Gönner starb leider nachher und als ich mich nach einer Reihe von Jahren

---

*) Rückert.

nach jener Kiste erkundigte, war sie verloren gegangen und nicht in seinem großen Nachlasse zu finden. Am meisten leid that es mir später um die zuletzt genannten ethnographischen Schilderungen, die viele an Ort und Stelle niedergeschriebene Details enthielten und die ich dann später, als ich eine Schilderung der Verhältnisse in den Ostseeprovinzen für das deutsche Publicum interessant genug hielt, aus dem Gedächtnisse noch einmal niederschreiben mußte.

Ich hatte auch sonst noch gelegentlich einige kleine Aufsätze geschrieben, unter andern die Schilderung einer kleinen Reise durch Deutschland für eine von mir sehr verehrte Dame, die dahin reiste und die sie als Führer mitnahm. Dann mehrere kleine Aufsätze über, ich weiß nicht mehr, welche Gegenstände, für die Gesellschaft „für Kunst und Literatur", welche in jener Stadt existirte und deren Mitglied ich geworden war. Diese Aufsätze hätte ich eigentlich selbst in jener Gesellschaft vorlesen sollen. Ich war aber so kleinlaut geworden, daß ich dieß nicht übers Herz bringen konnte und es lockte mir kaum ein Lächeln auf die Lippen, als eine schöne Dame mir eines Tages sagte: „Ei! lieber Herr ...., Sie haben ja auch etwas Hübsches geschrieben und es unserer Gesellschaft für Literatur und Kunst mitgetheilt. Ja, und ich weiß, es hat Allen wohl gefallen. Warum haben Sie mir denn gar nichts davon gesagt"? Auch konnte ich mich nicht besonders darüber freuen, da nun mein Sinn auf andere Dinge gerichtet war. Weit mehr erquickte es mich, daß ich

noch vor meiner Abreise das Lob jener jungen Dame empfing, der ich den Führer auf ihrer Reise in Deutschland geschrieben hatte und die sehr zufrieden damit von ihrer Reise heimkehrte.

Also, wie gesagt, ich durchpflügte die traurigen Einöden von L.....d, die auch noch, wie manche Felder der Wissenschaft, ohne Bebauungsspuren waren und ging nach Tehrpata*), wo ich zu dem angedeuteten Zwecke einen Herbst und einen Theil des folgenden Winters verlebte.

Aus den literarischen Schätzen der dortigen Bibliothek machte ich eine unsägliche Menge von Auszügen, die sich alle auf die Oberflächengestaltung des großen Kaiserreichs bezogen, auf die Beschaffenheit seiner Gebirge und Flüsse, auf die Höhe und Bewohnbarkeit jener, auf die Tiefe, Länge und Schiffbarkeit dieser, auf die Canalanlagen, auf Wege und Chausséebau, auf die alten und neuen Verkehrs=, Handels und Kriegsstraßen, dann auf die Völkerbewegungen, die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Theilen dieses Landes und namentlich auf die Geschichte seiner Städte, auf das Alter, auf die Situation, auf die Anlage, auf die erste Gründung, auf die spätere Verlegung, auf die Blüthe und den Verfall, auf die Einwohnerzahl dieser Städte zu verschiedenen Zeiten. Dieß Alles war mir bei meiner Arbeit höchst wichtig.

Ich schrieb ein jedes Excerpt auf einen kleinen Zettel und

*) Lettischer Name für jene berühmte Universität.

bekam dadurch meine Kisten und Kasten bald so voll von Zetteln, daß wenn dieß lauter Bankozettel gewesen wären, ich die Bank in London in einem Tage hätte zum Banquerot bringen können.

Als ich die Bibliothek, die mir übrigens nicht viel bot, wie eine Biene eine Blume ausgesogen hatte, klebte ich diese Zettel alle auf großen Tafeln zusammen, die ich rubricirte. Ich hatte damals einen Mann, einen geschätzten Professor der dortigen Universität, zu meinem Stubennachbar. Ich glaube, daß dieser Mann oft meine wie ein Weberschiff auf dem Papier hinsausende Feder gehört haben muß. Obgleich er gewiß nicht wußte, was dieß zu bedeuten habe, so muß er doch gewiß oft meinen Fleiß bewundert haben. Mein tägliches Selbstgespräch, wenn ich des Abends die Feder aus der Hand legte, war: „Die Akademie wird gewiß, die Akademie muß meiner Arbeit Aufmerksamkeit widmen". Mit diesem sicheren Troste ging ich zu Bette.

Ich hörte zwar viel davon erzählen, daß oft andere Einflüsse als die des wahren Verdienstes die Entscheidung der Akademie influencirten. Aber ich dachte: „Diese Sache ist zu klar. Sie werden sicher mir den Preis zuerkennen. Wie wichtig ist nicht mein Thema für dieses große Reich, in dem noch für so viele Städte Platz da ist. Ich werde ihnen, mit der Karte und dem Zirkel in der Hand, nach meiner Theorie diejenigen Stellen zu bezeichnen im Stande sein, an denen sie später ihre neuen Städte am Vortheilhaftesten anlegen können".

Ich hatte Anfangs geglaubt, ich würde wohl im Laufe des Winters mit meiner Aufgabe fertig werden. Allein wie es denn immer bei solchen Arbeiten zu gehen pflegt, deren Grenzen man noch nicht genau kennt. Ich sah alle Tage neue Gegenstände vor mir auftauchen, neue Gebiete sich mir eröffnen, neue Fragen hervortreten, auf die ich Antwort suchte. Ich mußte daher mein Ziel weiter hinausstecken und da ich in der großen Hauptstadt des Kaiserreichs noch mehrere Hilfsmittel zu finden gedachte, so ging ich, nachdem ich in Tehrpata das Meine gethan zu haben glaubte, nach Petersburg ab.

In dem Treiben dieser merkwürdigen Residenz verlor ich meine Arbeit nicht außer Augen und benutzte meine Mußestunden immer zur Förderung derselben. Doch faßte ich auch gleich den Plan, diese Residenz selbst einmal zu schildern, und fixirte nebenher auch täglich alle Eindrücke und Erfahrungen, die sie mir darbot, auf dem Papiere. Da ich dachte, daß eine nähere Kenntniß des Innern von dem großen Kaiserreiche mir bei meiner Arbeit sehr förderlich sein könne und da ich wünschte, diese Städte, über deren Geschichte und Situationen ich so Vieles schrieb, selber in Augenschein zu nehmen, so ergriff ich willig im nächsten Sommer die Gelegenheit zu einer Reise in's Innere und in den Süden des Kaiserreichs. Ich hielt mich in mehreren Städten des Landes längere oder kürzere Zeit auf, lebte auch im Lande der Kosaken einen Sommer und in ihrer Hauptstadt einen Winter.

Ich arbeitete unausgesetzt an meinem Werke und kam endlich damit so weit, daß ich wirklich ein sehr umständliches Gemälde der ganzen Oberflächengestaltung des gewaltigen Reiches, das die Hälfte der Erdkugel umspannt, und seiner Bevölkerungsweise zu Stande brachte. Die Zeit, wo ich glaubte, das Werk der Akademie übergeben zu können, rückte immer näher. Ich dachte, daß, nachdem sie mein Werk anerkannt und gestempelt habe, ich dann die Geographie jedes europäischen Landes und dann auch die jedes anderen Landes in der Welt umarbeiten wollte, um auf diese Weise ein großes Bild der ganzen Bevölkerungsweise der Erdkugel zu entwerfen und dadurch auf den wahren Kern alles menschlichen Verkehrs und aller Geschichte zu kommen.

Weil ich, wie gesagt, mir eine Revolution der geographischen und historischen Wissenschaften davon versprach, so hatte ich die Absicht, erstlich eine allgemeine Theorie meiner Ansichten zu publiciren, und eine specielle Anwendung dieser Theorie auf alle Länder der Welt und deren Bevölkerungs-Verhältnisse für die Liebhaber und Kenner der Wissenschaft; dann aber — weil die, welche wirksam revolutioniren wollen, vorzugsweise die Jugend und die Schulen zu berücksichtigen haben, — wollte ich auch Dasselbe in kleinen kurzen Schulbüchern wiederholen und für jedes Land einen kleinen Leitfaden zur richtigen, systematischen Darstellung seiner Geographie und Geschichte ausarbeiten. Einige dieser kleinen Leitfäden hatte ich wirklich schon gelegentlich angefangen.

Unterdessen aber kam doch dieser ganze Plan mit der Akademie nicht zur Ausführung, weil während meiner Reisen im Innern und im Süden von Rußland wieder andere Ideen in mir entstanden waren, die in mir von Neuem die schöne Hoffnung aufdämmern ließen, daß ich mir doch am Ende noch in meinem lieben Vaterlande eine schriftstellerische Laufbahn eröffnen könnte, was ich natürlich jedenfalls der Eröffnung durch die nordische Akademie, zu der ich nur als zu einem letzten Hilfsmittel, zu meinem Ziele zu gelangen, gegriffen hatte, vorzog.

Je mehr ich nämlich in den Ländern am Norden des Pontus Euxinus umherreiste und je mehr Notizen ich mir über sie sammelte, desto mehr Barrièren glaubte ich zwischen mir und meinem Vaterlande fallen zu sehen. Ich hoffte daher, daß man mich, wenn ich über diese interessanten Länder berichtete, wenigstens willig anhören würde und daß ich so endlich zu der Eröffnung meiner schriftstellerischen Laufbahn im lieben Vaterlande gelangen würde. Denn dieß war der stete Refrain aller meiner Gedanken und Wünsche eben so, wie es der stete Refrain aller Catonischen Vorschläge und Reden war: Caeterum censeo, Carthaginem esse delendam. Mein Kopf drehte sich ein Jahrzehent lang so beständig und fortwährend täglich um diesen Refrain, daß ich mich zuweilen darüber wunderte, wie ich noch dabei meinen Verstand behielt. Man kann mich auch, glaube ich, nicht tadeln, daß ich an dieser Idee so unabänderlich festhielt. Zwar muß ich

es wohl zugeben, daß viel eitle Ruhmliebe bei meinem Thun und Treiben im Spiel sein mochte, doch war es auch das entschiedene Gefühl, das mir, so lange ich denken kann, inwohnte, daß ich zum Schriftsteller geboren, daß dieß mein Beruf sei und daß ich nur so zu einer angemessenen Wirksamkeit unter meinen Mitmenschen gelangen könnte. Dieses unerstickbare Gefühl ist die Luftblase oder das Brett gewesen, das mich in allen Stürmen über Wasser gehalten hat. Manchmal war freilich der Faden, der mich an dieser Blase befestigte, sehr lose und locker.

Froh in dieser Idee gab ich daher den Papierhändlern der Ukraine wieder ebenso viel zu verdienen, wie früher denen eines andern Landes. Da die russischen Kaufleute in ihren Bazars kein Feuer unterhalten dürfen, so friert in der Regel der größte Theil ihrer Waaren im Winter zu Eis, so die Butter, der Wein, das Oel, das Fleisch. Alles, was man von ihnen bekommt, ist so kalt wie Eis. Oft wenn ich frisches Papier aus dem Bazar erhielt, hauchte es aus den Bogen mir so kalt entgegen, daß meine Finger froren. Ich glaube gar, meine schnell darauf hingegossenen Buchstaben krystallisirten sich zuweilen zu Eis. Doch hielt mich dieß so wenig wie irgend etwas anderes auf, stets an meiner geographischen Arbeit und an meiner Schilderung derjenigen Provinzen, die ich bewohnte, weiter zu schreiben.

Im folgenden Frühling reiste ich noch weiter ganz in die Steppe hinein und zur Nordküste des Pontus Euxinus

heran. Ich fixirte mich für den Sommer in einem kleinen Dorfe, das von deutschen Colonisten an dieser Küste etablirt war und machte von da Ausflüge nach Bessarabien, nach der Krim &c.

Es ist wahr, ich hätte in meiner Umgebung weit mehr schaffen und sammeln können. Allein ich glaubte doch gegen den Herbst hinreichend gerüstet zu sein, um in meinem Vaterlande endlich den Faden einfädeln zu können, an dem ich so lange gesponnen. Ich nahm daher nun, indem ich alle Pläne auf die nordische Akademie aufgab, meinen Flug entschieden nach Westen und fuhr mit raschen Wallachischen Steppenpferden in Begleitung eines werthen Freundes der Grenze des großen Kaiserthums zu, welches die östlich anwohnenden Völkerschaften Niemzestan nennen. Dieses Kaiserthum durchkreuzten wir seiner Länge nach und gelangten endlich in dasjenige Land und in diejenige Stadt, in welcher die Geburtshelfer der gedankenschwangeren deutschen Schriftsteller wohnen und wo es dann auch mir endlich gelang, einige meiner lange eingesperrten Vögel frei in die Welt hinausflattern zu lassen.

Ich kann mir denken, daß es für Manche, besonders für Autoren rech lehrreich sein könnte, wenn ich hier nun auch den weiteren Verlauf der Schicksale meiner beschriebenen Papiere darstellte. Doch glaube ich, es ist besser, daß ich diese Erzählung hier vorläufig abschließe und die Fortsetzung davon auf eine andere Gelegenheit verschiebe.

Zwischenbetrachtung

über

Genie und Noth.

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.

IX.

Die Autoren und die Armuth.

Wenn Boileau in seiner art poétique sagt, daß an den Ufern „der kastalischen Quelle" nicht der Ort ist, wo der Gott des Reichthums wohnt, und daß selbst den größten Autoren Apollo nichts als „einen Namen und Lorbeeren verspricht", so wiederholt er damit nur etwas, was schon die alten Griechen wußten, unter denen bereits lange vor Louis XIV. es kein Geheimniß war, daß der Vater Homer bei seiner Iliade nicht den geringsten Schatz erübrigt habe.

Das alte Sprüchwort: „ein Handwerk nährt seinen Mann", womit man sagen will, daß, wenn Jemand nur in irgend einer Kunst tüchtig, fleißig und ausdauernd sei, er diese Kunst zu seinem Lebensberufe und zu einer soliden Basis seiner irdischen Existenz erheben könne, ist fast von allen Künsten und Handwerken wahr und erprobt befunden worden, nur einzig und allein, wie es scheint, von denjenigen Künsten nicht, denen die Musen vorstehen und die keinen „goldenen Boden" haben.

Um zu erkennen, mit welchem Elende und welcher Noth bei den Engländern die Dichter und Autoren des vorigen Jahrhunderts zur Seite der reichen Bierbrauer und Bäcker Londons zu kämpfen hatten, lese man die Biographien dieser Männer von Johnson. Vor dieser Zeit scheint es um nichts besser gewesen zu sein, wenn wir einen Blick auf Shakespeare und seine poetische Tafelrunde werfen. Denn diese Leute, die für Millionäre auf dem Parnasse gelten, waren im Leben sehr froh, wenn sie einige Schillinge an der Thür ihres Theaters einnahmen. Und nachher sehen wir noch bis in dieses Jahrhundert hinab in Burns einen der besten Routen der genannten Nation mit dem Hunger ringen.

Camoëns, der gekrönte Dichter des portugiesischen Volks, lebte in höchst ärmlichen Umständen, und Horaz, Virgil, Torquato, Dante und tausend Andere der edelsten Geister hatten nichts, besaßen nichts, als was die Huld von Mäcenaten und Fürsten ihnen zuwandte; durch ihre eigene Kunst, so herrlich sie sie übten, konnten sie sich nicht die Unabhängigkeit in der Welt erwerben, welche sich ein Schneider oder Schuster sobald verschafft.

Nach Hafiz's Zeugniß sind auch in Persien und nach Ebu Seid's Beispiel auch in Arabien die Dichter arm gewesen. Und es zeigt sich diese Erscheinung sonderbarer Weise bei den cultivirtesten und größten, wie bei den rohsten und kleinsten Nationen. Selbst bei den Letten, den Esthen und andern solchen kleinen Völkern sind die, welche singen und dichten,

gewöhnlich die Armen und die Wohlhabenden sind meistens die Stummen.

Es ist diese Erscheinung um so merkwürdiger, da die Kunst der Beredtsamkeit sich gerade vorzugsweise von allen Künsten das größte Gebiet unter den Menschen erringt. Die Sprache ist der gewaltigste Hebel, um auf alle Verhältnisse der Menschheit zu wirken. Sie ist Allen verständlich und zugänglich. Der Anhängerkreis jeder andern Kunst ist klein im Vergleiche mit dem Kreise, dessen der Dichter sich erfreut. Noch keinem Componisten, keinem Musiker, keinem Schauspieler ist es gelungen, eine so großartige Stellung einzunehmen, wie sie unsere Nationaldichter nach ihrem Tode haben. Keiner ergreift die Völker so mächtig. Keiner ist so in Aller Munde, der Geringen und Niederen, der Gebildeten und Ungebildeten, wie der Nationaldichter — und doch steht während seines Lebens keiner gewöhnlich so vernachlässigt, so mittellos da, wie er.

Dichter und Reichthum.

Wenn man die Werke der Dichter selber, in denen sie ihre Klagen, ihre Wünsche und Hoffnungen niedergelegt haben, untersucht, so könnte man fast anstehen, zu entscheiden, ob sie die Armuth oder den Reichthum mehr wünschen. Denn es kommen in ihren Dichtungen eben so viele poëtische Schilderungen des Reichthums als der Armuth vor. „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied". Dieß sangen Anakreon und Hafiz, Herwegh und Freiligrath ganz in derselben Weise.

Wir finden bei ihnen die reizendsten Schilderungen von „kleinen versteckten Winkeln, die ihnen zu lächeln scheinen", von zwar saubern, aber ärmlichen Hütten, von Eremitagen, Gartenlauben und pittoresken Höhlen, in denen sie wohnen oder zu wohnen wünschen. Zuweilen scheinen sie sogar mit dem bloßen Schatten eines Baumes zufrieden, unter dem sie sich lagern möchten. Und man könnte demnach fast glauben, sie fänden in der Armuth ein Paradies.

Doch sind auf der andern Seite auch wieder so prächtige Beschreibungen der Pracht der Könige und des Luxus und der Herrlichkeit der Reichen bei ihnen zu finden (wie z. B. in Homer's Odyssee), daß man wohl merkt, wie der arme alte Barde hier draußen vor der Thüre saß und neugierig und verlangend in den Banquet-Saal der Großen hineinblickte.

Der Handel mit Geistesproducten.

Viele haben ihren entschiedenen Abscheu vor dem Handeln und Markten mit geistigen Producten ausgesprochen. Sie haben gesagt, daß nichts die Begeisterung mehr verderbe, als der Bücherhandel und der „schmuzige Geldgewinn"; „aus reinem innern Drange müssen unsere Werke fließen, und wolle man den Pegasus auf den Markt bringen, so müsse man ihm zuvor seine Flügel beschneiden".

Nichts destoweniger schrieb Shakespeare die meisten sei-

ner schönen Stücke aus Bedürfniß des Augenblicks, im Drange der Noth, um den Ansprüchen seiner kleinen Schauspielertruppe zu genügen. Er dachte dabei wenig an den Ruhm und an die Menschheit, sondern hauptsächlich daran, seine Bühne mit einem neuen Stück zu versehen, das seinem kleinen Publicum gefiele, sein Theater füllte und Geld in die Casse brächte.

Wir haben sogar Künstler und Autoren, die erstaunlich geldgierig waren, und nichts destoweniger vortrefflich malten und wundervoll dichteten.

Rembrandt war entschieden habsüchtig, handelte um den Preis seiner Werke bis auf den letzten Heller, und nichts destoweniger schuf er geniale Werke und keine Fabrikarbeit. Bernhardin de St. Pierre war so geldgierig, daß sich nicht nur die Buchhändler, sondern auch Napoleon sogar über seine unmäßigen Forderungen beklagten, und er trieb mit seinen Geistesproducten einen so industriösen Handel, wie ihn nur Kaufleute mit ihren Specereiwaaren treiben könnten. Nichts destoweniger sieht man es seinen zum Theil vortrefflichen Werken nicht an, daß bei ihrer Erzeugung eine andere Rücksicht obwaltete, als die des Interesses an der Sache.

Es scheint, daß der Mensch in seinem Herzen die widersprechendsten Bestrebungen zu vereinigen weiß. Er kann es dahin bringen, daß seine Lust am Gewinn nichts mit seiner Muse zu schaffen hat, und während jene Geld aufspeichert, diese für sich schöne originelle, warm gefühlte Werke pro-

ducirt, die aus der Quelle reinster Begeisterung geflossen zu sein scheinen.

Honorar.

Die menschlichen Gewerbe und Künste werden in der Regel um so schlechter mit weltlichen Vortheilen belohnt, je mehr sie sich mit der idealen Welt beschäftigen, je weniger Praktisches darin ist. Und doch giebt es keine Art von Lohn, welche mehr besprochen wird, als der, welcher Schriftstellern und Künstlern zu Theil wird.

Zum Theil kommt dieß wohl daher, weil die Künstler und Schriftsteller und ihre Angelegenheiten selbst mehr besprochen werden, als die anderer unbekannter Menschenkinder. Zum Theil aber finden wir, glaube ich, etwas Wunderbares darin, daß Tänzer und Tänzerinnen bloß mit der Bewegung ihrer Füße, mit gewissen graziösen Attitüden ihres Körpers, von denen nichts Handgreifliches nachbleibt, Geld zusammen bringen können, daß die Töne eines Violinisten oder eines Clavierspielers, die wie Rauch in der Luft verfliegen, bald wieder in einen Regen von Goldstücken verwandelt auf ihren Urheber herabschauern, und daß die Schriftsteller, die in ihrer Einsamkeit sitzen und meditiren, ihre Groschen und Thaler, so zu sagen, aus der Luft greifen und aus blauem Dunste condensiren.

Daß die Schriften eines Advocaten hoch bezahlt werden, daß er eine entsprechende Quote von der Summe, welche er

seinem Clienten gewann, oben abstreicht, scheint Jedem sehr begreiflich.

Daß der Arzt sich seine Wege und Rathschläge, seine Besuche, seine Worte und Schritte theuer bezahlen läßt, ist ganz in der Ordnung, denn er ist der Vertheiler von Sein oder Nichtsein, und wollte er in den rechten Momenten seinen Pact machen, so möchte wohl Mancher es nicht verschmähen, mit diesem Rettungsengel seine Reichthümer zur Hälfte zu theilen.

Daß Kaufleute hohe Gewinnste machen, weiß Jeder und Niemand wundert sich daher darüber. Daß hohe Beamte hoch bezahlt werden, daß Generale, Minister und Könige große Besoldungen und Civillisten haben, ist natürlich; denn sie sind die Starken und nehmen ohne Widerspruch ihren Löwenantheil.

Aber daß auch Schriftsteller Geld genug gewinnen, um sich ihre Schuhe flicken oder eine neue Weste machen zu lassen, ja daß sie wohl sogar eine Sparbüchse anlegen können, in welche sie ihre Sparpfennige einschließen, das kommt, sage ich, wie es scheint, den Menschen kurios vor.

Kaum thut sich ein neuer Schriftsteller hervor, so fragen sich die Kaufleute, die an einer Ladung Kaffee 10,000 Thaler „avance" machen, was der sich wohl bei seinen Büchern verdienen möge? Und die Advocaten und Notare, denen ihre uralten Formeln, die Cajus und Justinianus für sie angefertigt haben, mit Geld aufgewogen werden, wundern sich,

wenn sie hören, daß ein Autor bei einem Werke, in dem mehr neue Gedanken producirt sind als in allen Testamenten, Codicillen, Kauf- und Pachtcontracten, die ein Advocat während seines Lebens aufsetzte, wirklich so und so viel Thaler und Groschen erübrigen konnte.

Wie ruhig und geräuschlos, wie unbeachtet und vom großen Publicum wenig besprochen, fließen die Einkünfte eines Herzogs von Buccleugh oder von Bedford, eines Marquis von Anglesey oder überhaupt irgend eines großen Edelmanns und Gutsbesitzers zusammen. Dagegen weiß und bespricht es die ganze Stadt, daß auf der letzten Kunstausstellung der und der Maler für das und das Gemälde den enormen Preis von so und so viel Pfunden bekam.

Es giebt Gemälde und Büsten und andere Kunstwerke, die Jahrhunderte alt sind, und von denen man sich jetzt noch erinnert, wie viel ihr Verkauf ihrem Verfertiger, wie viel ihrem zweiten, dritten und vierten Besitzer einbrachten.

Man wird selten die Biographie eines Schriftstellers finden, in der nicht erwähnt würde, wie groß das Honorar war, das er für seine ersten Werke, für seine späteren und seine letzten erhielt. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke einer ganzen Reihe von Lebensnachrichten von Schriftstellern in englischen Reviews, in denen der Geldpunct nicht vergessen wurde.

Sogar in solchen kurzen Biographieen, wie man sie in unseren deutschen Conversations-Lexicons, oder in den briti-

tischen und französischen biographischen Dictionnairen findet, wird jener Punct bei Schriftstellern mehrfach berührt, während es denselben Lebensbeschreibern, wenn sie die Carrièren von großen Feldherrn oder Staatsmännern oder Gesetzgebern behandelten, nicht im entferntesten einfällt, zu erwähnen, wie viel Gehalt und Tafelgelder dieselben in verschiedenen Lebensperioden bekamen.

Ich bekam nur ein einziges Mal in meinem Leben einen genauen Bericht über den Wachsthum des Vermögens eines reichen Kaufmanns zu sehen. Es war in diesem Berichte, den dieser Kaufmann selber aufgesetzt, genau angegeben, mit welchem Capitälchen er begonnen, wie er dieß Jahr für Jahr vergrößert, erst in geringer, dann in bedeutenderer Progression, und wie er endlich als Gebieter einiger Hunderttausende sein Buch geschlossen und das Geschäft seinem Sohn übergeben. Es war ein geschriebener Bericht.

Und obwohl es nun der Kaufleute, die so ausgezeichnet sind, daß sie sich ein bedeutendes Vermögen erwerben, beiweitem mehr giebt, als der Schriftsteller und der Künstler, die in gleichem Falle sind, so kann man doch eine Reihe ähnlicher und dabei gedruckter und der ganzen Welt bekannter Berichte über Shakespeare's Geldbeutel, über Miltons Casse, über Rembrandts Einnahme, über dieses oder jenes Autors Reisestipendien, über eines Dichters Pensionirung, über Thorwaldsens ersten Mäcen, der ihm durch ein Sümmchen dem Hungertode entriß, über die Prämien, welche er weiter-

hin bekam, und endlich über die Preise, die er als gemachter Mann für seine Werke verlangte, in Menge lesen.

Wie unsäglich Vieles ist nicht in der Welt, um einmal ein neuestes Beispiel zu nehmen, von den Pensionen gesprochen worden, welche ein deutscher König an einige deutsche Dichter gegeben hat, und die so klein waren, daß sie fast eher zur Verspottung als zur Belohnung des Genies gegeben zu sein scheinen.

Man erinnere sich nur dieser noch in Aller Andenken frischen Fälle und man denke, daß fast alle andern Gelder, die ein Autor in die Hände bekommt, eben so viel Aufsehen in der Welt gemacht haben, sowohl die dreihundert Pfund, mit denen Johnson pensionirt wurde, als die zweitausend Pfund Sterling, welche Miß Burnet für ihre zweite Novelle erhielt und die zwei Franken per Linie, welche sich einige ausgezeichnete französische Schriftsteller von den Zeitungsblättern bezahlen lassen, als auch die Landgüter, welche Thiers sich durch Kopfarbeit erwarb, als auch die Champagnerflaschen, die Alexander Dumas entpfropfen darf, als auch die Geldunterstützung, die Jean Paul vom Kaiser Alexander verlangte (aber nicht erhielt), als auch die kleinen Einkünfte, die dem Addison, ehe er Staatssecretär und Gemahl einer reichen Comtesse wurde, seine Aufsätze im Spectator abwarfen, als auch die Geldspenden und Gnadengehalte, die Ludwig der Große an seine Panegyriker gab, als auch hunderttausend andere geringe oder bedeutende Ge-

winnste und Erwerbe, die aus Dintenfässern gefischt und mit Gänsefedern geangelt wurden.

„Viel Geschrei und wenig Wolle" — dieß alte Sprüchwort, scheint es, soll auch hier seine Anwendung finden. Wäre man gewohnt die Schriftsteller so bedeutend belohnt zu sehen, wie die Leistungen anderer Leute, so wäre vielleicht nicht so viel Gerede darüber, wie jetzt, wenn einmal Einer sein Leben durchbringt.

Kunsttrieb.

Mancherlei hast du versäumt,
Statt zu handeln, hast geträumt,
Statt zu reden, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

X.

Kunsttrieb.

Wenn ich von jeher irgend etwas über mich als ausgemacht annahm, so war es dieß, daß ich weder eine Anlage für irgend eine Kunst, noch auch die Befähigung zur Begeisterung für die Kunst und zu der heiligen Weihe, die ein für sie empfängliches Gemüth haben muß, besäße.

Ich erhielt zwar, wie es die Mode mit sich brachte, in meiner Jugend auch Unterricht in allerlei Künsten. Allein, meine Hände waren so ungeschickt, daß ich trotz der vielen Fingerschläge meines Musiklehrers und trotz der tagtäglichen Uebungen, die ich Jahre lang gewissenhaft fortsetzte, es zu nichts Erklecklichem auf der Violine bringen konnte. Wir hatten einen kleinen musikalischen Zirkel, an dem ich zwar gern Antheil nahm, wo mir aber stets nur eine untergeordnete Rolle zu Theil wurde. Und auch diese selbst führte ich oft zur großen Unzufriedenheit meiner Freunde aus, da Mangel an Takt und Geläufigkeit mich unzählige Fehler begehen ließen, die manches liebliche Quartett von Pleyel,

Viotti oder Mozart verdarben. Ich wurde daher auch von ihnen nie eigentlich zu den „Kunstverständigen" gerechnet und hatte eine sehr schwache Stimme in ihrem kritisirenden Rathe. Ich hatte kein musikalisches Gedächtniß, kein musikalisches Urtheil und kein musikalisches Talent. Besonders waren die Allegros und Prestos meine Feinde. Ich bildete mir ein, daß die Adagios meine starke Seite wäre und daß ich die weichen und sentimentalen Stellen hie und da besser herausbrächte, als meine gewandteren Freunde.

Es dauerte indeß sehr lange, bis ich mich geradezu entschloß, mich als einen Unberufenen anzuerkennen, die Ausübung der Musik aufzugeben und mich bloß auf ihren Genuß zu beschränken. Ich hatte dazu erst den Muth, als ich sah, daß alle meine Bemühungen, die auf Kosten anderer Beschäftigungen mir unendlich viel Zeit hinnahmen, mich doch kaum weiter brachten und als ich erkannte, daß man die Musik auch ohne Praxis lieben und genießen könnte.

Etwas besser ging es mir mit den bildenden Künsten und namentlich mit der, welche gewöhnlich die einzige ist, die bei unserem Schulunterricht berücksichtigt wird, der zeichnenden Kunst. Ich zeigte wirklich frühzeitig einige Anlage und viele Lust zum Zeichnen. Schon als Kind verbrauchte ich eine Menge Papier und Schiefertafeln, um sie mit meinen Bildern zu füllen. Dieselben stellten von vornherein fast nur todte Gegenstände dar. Namentlich Häuser, Stuben, Mö-

beln. Die gemüthliche Poësie, welche diese todten Gegenstände umgiebt, verstand ich von Jugend auf am Besten. Es dauerte nicht lange, so brachte ich mit wenigen Strichen kleine Landschaften zusammen. Wie Raphael und Rubens ihre gewissen bestimmten Arten von Gruppirungen und Gegenstände haben, die sie immer wieder malen, so hatte auch ich als Kind meine Manier und meine Gruppirungsweise. Fast immer lief meine Landschaft der Hauptsache nach auf vier Dinge hinaus. Sie war regelmäßig zusammengesetzt: erstlich aus einem Hause, das zwei Seiten zeigte, eine kurze mit einer großen Hauptthür und eine lange mit einer kleinen Seitenthür und mehreren Fenstern. Die kleine Seite war stets in der Verkürzung zu sehen, die längere der ganzen Länge nach; das Haus hatte jedesmal einen sehr stark rauchenden Schornstein; zweitens, aus einem Wege und zwar einem kleinen Fußpfade, der sich in unzähligen Windungen von der Seitenthür aus in die Ferne verlief; ferner aus einem Wandersmanne, der mit einem Ranzen, groß wie ein Mehlsack, auf diesem Fußpfade marschirte und auf das Haus zusteuerte, um sich dort auszuruhen; er hielt einen dicken, langen Wanderstab in der Hand und setzte ihn so rechtwinklich vor sich hin, als wollte er ihn wie einen Baum einpflanzen; endlich aus einem Baume oder vielmehr aus ein paar Baumzweigen, die hinter und über dem Hause hervorragten. Den ganzen Baum zeichnete ich nie, weil ich es nicht so poetisch fand.

Diese Landschaft mit solchen Elementen war so stereotyp bei mir, daß ich Jahre lang keine andere malte. Ja auch noch jetzt, wenn ich schnell eine Landschaft improvisiren soll, komme ich immer wieder in den uralten Schlendrian des rauchenden Schornsteins, des halbversteckten Baumes, des schlängelnden Weges, des einsamen Wandersmannes und der großen Haupt- und der kleinen Seitenthür hinein.

Der Weg war mir immer besonders wichtig und es schien mir ohne ihn mein Bild nicht vollendet. Ich pflegte dabei dann zu erzählen, wohin er führte und was noch sonst weiter jenseits des Bildes auf diesem Wege wandele und geschehe.

Frühzeitig erhielt ich Zeichnenunterricht. Erst bei meinem alten guten Lehrer, der uns den Baumschlag und den Rasen- oder „Gras-Strich" beibrachte. Um den letztern darzustellen, mußten wir ganze Bücher anfüllen mit folgender Uebung: Wir mußten fünf kleine schiefe Striche machen und dann einen Knoten schlagen. Die fünf Striche bedeuteten die Grashalme und die Knoten die zufällig im Grase liegenden Steine oder Erdklöße. Mit jenen fünf Strichelchen nebst Knoten, die wir hundert Mal an einander fügten, stellten wir dann ganze Wiesen dar.

Dann bei einem anderen Lehrer, der uns einen ganzen Winter hindurch Kopfovale, Augenkreise, Mundlinien und Nasenwinkel malen ließ, was uns unendlich langweilte. Er lehrte uns endlich auch diese Augen, Nasen und Lippen zu ganzen Angesichtern zusammensetzen. Ich lernte aber nie nur

das Allergeringste in der Darstellung des edlen menschlichen Angesichts. Es kam mir viel zu schwer vor. Ich hatte davor eine heilige Scheu und kurz, ich fühlte, daß ich zu einem Menschenmaler nicht geboren sei.

Thiermalerei, als näher verwandt mit der Landschaft, war mir schon viel angenehmer. Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Hunde zeichnete ich sowohl nach einer ganzen Schaar von Vorlegeblättern als auch nach der Natur mit großem Eifer, Kühe lieber als Schafe, Ochsen lieber als Kühe, Hunde lieber als Ochsen und Pferde am allerliebsten. Ich glaube, daß diese Thiere wohl bei allen Knaben in der angedeuteten Reihenfolge beliebt sind.

Das Ideal von einem Ochsen war mir, wenn seine Hörner sich schlängelten wie Schlangen, wenn sein Auge gewaltig stierte und wenn er im Uebrigen nicht zu plump von Gestalt und von Farbe scheckig war.

Das Ideal vom Pferd war mir, wenn es seinen Vorder- und seinen Hinterfuß in rechten Winkeln aufhob und die Hufen ebenfalls in rechten Winkeln angesetzt waren, wenn sein Hals sich bog wie ein Schwanenhals, wenn seine Mähnen so lockig und voll herunterhingen wie die Flügel einer Allongenperrücke und sein Schwanz wie ein Wasserfall herabwallte. Die langhaarigen andalusischen Pferde schienen mir daher die schönsten auf der Welt.

Auch den Köpfen aller meiner Kameraden schwebten dieselben Ideale vor. Wir haben alle Jahre lang daran ar-

beiten müssen, bis wir es endlich lernten, daß unsere schönen so hoch auftretenden Pferde unnatürlich seien, und ich habe es Anfangs gar nicht glauben wollen, daß die Pferde wirklich ihre Füße nicht im rechten Winkel heben. Erst sehr allmälig gab ich nach, ging zu einem etwas stumpferen und immer stumpferen Winkel über. Das Grellste gefällt der Kindheit am besten, so in der Form wie in der Farbe, so auch in den Tönen. Die Flöte, die ich nachher so wenig leiden konnte wie Minerva, schien mir lange Zeit das schönste Instrument. Die entschiedensten Farben waren mir die lieblichsten und ich begriff nicht, was man auch an den feinen Nuancen und Zwischentönen der Farbenscala Reizendes finden könne. Sehr lange Zeit hielt ich nicht die ganz schwarzen oder die ganz braunen, sondern vielmehr die scheckigen Pferde für die schönsten; auch waren alle meine ersten Pferde, die ich darstellte, scheckig. Ich schließe daraus, daß ich von Haus aus einen sehr schlechten Geschmack hatte. Ich glaube aber, daß auch die meisten meiner Kameraden die Schecken für die prächtigsten Pferde hielten, da ich mich erinnere, daß wir uns immer so viel von diesen raren Thieren unterhielten. Später, als unser Geschmack sich schon etwas gereinigt haben mochte, hielten wir wenigstens doch immer noch viel von einem „Blessen", d. h. einem Pferde, mit einem weißen Flecken vor der Stirn. Gewiß giebt es aber Kinder, die gleich von Haus aus von der sie begünstigenden Gottheit einen guten Geschmack bekommen haben, die gleich das Na-

türliche und Einfache für das Schönste halten und die sich mit falschen und krassen Idealen in ihrem Kopfe nicht so lange herumtragen, bis sie endlich eine mühselige Erziehung, eine bessere Erfahrung und eine durch vielfache Hindernisse durchbrechende Geschmacksbildung zerstört oder berichtigt. Sollte ich einmal einem Kinde von fünf Jahren begegnen, das ein braunes Pferd lieber ansähe als ein buntscheckiges, das nach dem Veilchen und dem Vergißmeinnicht eher griffe als nach der Feuerlilie und der Ranunkel, so würde ich ein solches Kind für ein sehr begabtes halten.

Blumen und Früchte malte und zeichnete ich auch stets mit großer Lust, und ich verstand schon frühzeitig, was Goethe von ihnen sagt, daß der liebe Gott sie nicht bloß zum Essen, zum Beriechen und Begaffen so reizend geziert hat. Es bereitete mir die größte Freude, mit vielen schönen dicken, allmälig sich verlaufenden Linien dem Portrait eines Apfels die gehörige Rundung zu geben und dann auch die kleinen Unregelmäßigkeiten und Einbiegungen an seinem Kugelrund, die kleinen Wärzchen nnd Tüpfelchen und die kleinen Farbeneinsprenkelungen in seiner Haut nachzuahmen, so wie ich auch bei den Kirschen den Hauptlichtfleck und den entgegengesetzten Pol, den Hauptschattenfleck, mit Freude entdeckte und möglichst pikant darstellte.

Von den Menschen liebte und zeichnete ich außer meinem bereits angeführten Wandersmann in meiner stereotypen

Landschaft nur eine Gattung, nämlich — Soldaten und vor allen Dingen Husaren. Ein Husar war wirklich für uns Alle ein Ideal von Mensch, und ich bin überzeugt, daß, wenn uns Jemand einen Apollo von Belvedere und daneben einen Husaren mit einer Wespentaille, mit seinem geschweiften Tschako, mit seinem unglaublich stark gekrümmten Säbel, mit seiner kurzen Pelzjacke auf seinem schwanenhalsigen Pferde gezeichnet hätte, ich den letzten ganz unbedingt weit schöner gefunden haben würde. Eben so hätte ich damals, wenn ich Paris gewesen wäre, nicht der Venus von Medicis, sondern einer jungen Dame aus dem Leipziger Modenjournale den goldenen Apfel der Eris überreicht. Nackte Körper malte ich nach, ohne auch nur die geringste Ahnung davon zu haben, daß darin wirklich etwas Hohes liegen könne. Erst später, nachdem ich dergleichen längst zu zeichnen aufgehört hatte, ging mir das Verständniß ein wenig dafür auf.

Ich sage, Husaren hielt ich für die schönsten Menschen, bis ein Zufall mir einen sehr hübsch gezeichneten polnischen Uhlanen mit einer Lanze, an der ein Fähnlein flaggte, in die Hände spielte. Dieser vornübergebeugte, die Lanze hoch schwingende Uhlane schien mir noch interessanter als der zum gewaltigen Säbelhiebe mächtig ausholende Husar. Und von Stunde an zeichnete ich nun beständig Uhlanen.

Wir blieben aber auch nicht bloß bei einzelnen Soldaten, wir zeichneten davon ganze Regimenter. Auch malten wir

ganze Schlachten, wobei uns der Umstand sehr zu Hilfe kam, daß wir Alles das, was wir nicht recht zu zeichnen verstanden, in furchtbare Massen von Pulver-Rauch einhüllen konnten. Ich glaube, daß schwerlich die Schiefertafeln und Zeichnenbücher der jetzt mitten im goldenen Frieden gebornen und erzogenen Jugend so voll von Soldaten und Schlachten sind, als es die der Kinder vom Anfange des vorigen Jahrhunderts waren.

Das Liebste von Allem aber blieben mir meine traulichen Landschaften. Als ich schon etwas mehr Uebung hatte, copirte ich einmal eine Zeichnung, die das Innere eines Bauernhofes darstellte. Man sah in die offene Tenne, wo die Mägde und Knechte droschen. Eine Magd trat mit Milcheimern aus dem Kuhstall heraus. Der treue Haushund lag auf dem Stroh mitten auf dem Gehöfte und die Tauben kamen von den Dächern herabgeflogen, um nach den verstreuten Körnern zu picken. Ueber den Dächern der rundumherstehenden Gebäude blickten die Spitzen der Bäume hervor, welche das Gehöfte umringten. Ich kann nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen Wonne, unter welchen beglückenden Empfindungen ich dieses Bild nachahmte. Noch in diesem Augenblicke kann ich nicht ohne Rührung daran denken und jene Landschaft ist mir jedes Mal wieder eingefallen, wenn ich mir das Innere eines lettischen oder eines russischen oder eines sächsischen oder eines österreichischen oder

eines ungarischen Bauernhofes besah. Ich glaube, daß zuweilen solche einzelne Bilder einen tieferen Eindruck auf uns machen und einen für unsere Richtung entscheidenderen Einfluß ausüben, als später die Lectüre halber Bibliotheken.

Das Schönste, was man mir je von Kunstsachen schenkte, war eine Sammlung von Vorlegeblättern, welche landschaftliche Studien enthielten. Es waren darin allerliebste Landschaftsdetails gegeben. So z. B. auf dem einen Blatte eine wilde Waldscene, d. h. ein paar über einander gefallene alte Baumstämme, etwas Wurzelwerk, einiges Gestrüpp und Gebüsch herum und darüber herabhängende Zweige von Bäumen, welche letztere selbst nicht zu sehen waren.

Auf dem andern war eine Grasscene, die das Stück eines mit Gras bewachsenen Wiesenraines darstellte. Die Erde war etwas abgefallen und das Gras stand auf dem Rande sehr üppig, so wie sich auch vorne im flachen Vordergrunde eine unzählige Menge dichtgedrängter und hübschgruppirter Wiesenkräuter und Blumen deutlich präsentirten.

Auf einem dritten war ein ganz kleiner Wassertümpel zu sehen, auf dem kaum einige Enten Platz hatten und rundherum standen dichtgedrängte Schilfe. Man sah das Licht in verschiedenen Schattirungen durch die Schilfe fallen und erblickte noch viele Schilfstengel in perspectivischer Entfernung.

Auf den anderen Blättern waren ähnliche landschaftliche Details gegeben und nach dem unauslöschlichen Eindruck, den diese Skizzen auf mich gemacht haben, muß ich schließen, daß sie in meinem Leben eine wichtigere Rolle spielen, als alle Ruysdaels und Poussins, die ich noch später zu sehen Gelegenheit hatte. Solche Jugendbilder haften an unserer Seele, wie Hammerschlag und Stempel, die man in das glühende Eisen drückte, während alle späteren Eindrücke nur das hart gewordene Eisen auf der Oberfläche poliren. Ich möchte behaupten, daß alle jene zwölf landschaftliche Skizzen Formen geworden sind, in welche ich später wieder hundert Dinge goß. Sie spiegelten sich tausendfältig in allen den verschiedenen Spiegelflächen, die das Leben mir anschliff, wieder ab.

Die einzige Branche der Zeichenkunst, die im späteren Leben noch an mir haften blieb, war die Landschaftszeichnerei und ich brachte es darin so weit, als ich es nach meiner Art bringen konnte. Wie ich schrieb, so zeichnete ich auch, immer sehr en détail und sehr mühselig, und leichte geniale Skizzen zu entwerfen war mir unmöglich, eben weil mir zwar nicht Liebe, wohl aber Genie und Talent zur Kunst fehlten. Statt wie ein malender Vogel über die Landschaft dahin zu fliegen, kroch ich wie ein zeichnender Wurm auf jedem Erdkloß, auf jedem Baumstumpf umher. Alle meine Landschaften, die ich zeichnete, ermangelten einer schönen und innigen Ruhe in der Beleuchtung. Licht und Schatten wa=

ren bunt und unruhig vertheilt, weil ich eben nur stückweise zeichnete und nie aus einem Gusse arbeitete.

Auch mit der Schönschreibkunst hat es mir nie gelingen wollen. Es erregt mir Staunen und Schrecken, wenn ich daran denke, welche unselige Mühe ich sowohl selbst als auch andere Menschen, meine Lehrer, darauf verwandt haben, um mich die fünfundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets schön und kalligraphisch gerecht nachmalen und aneinanderreihen zu lassen. Man war nicht mit den regelmäßigen Stunden in der öffentlichen Schule zufrieden. Ich erhielt auch noch kalligraphische Privatstunden bei dem besten Lehrer der Stadt. Wie unsäglich viele kostbare Stunden meiner goldenen Jugend habe ich mit dem Malen der P's und U's, der T= und F=Striche, der S= und G=Züge, der O= und Q=Ovale verbringen müssen. Es ist Alles verlorene Mühe gewesen, denn ich hatte einmal keine Anlage dazu und es hat sich in meinem späteren Leben eine Handschrift bei mir festgesetzt, deren Details man es auch nicht im Entferntesten ansieht, daß je ihr so viele Hunderte von kalligraphischen Vorschriften zum Modell vorgelegen haben.

Ich glaube an das Bedeutungsvolle der Handschriften und ich will daher die meinige in Kürze charakterisiren, da sich gewiß auch in ihr ein Stück meines Wesens abspiegelt. Auf dem ersten Anblick ist das Auffallendste daran, daß ich

ziemlich klein und eng schreibe, doch nur ziemlich, denn ich kenne viele Leute, die allerdings noch enger und kleiner schreiben als ich. Auch kenne ich Viele, die noch undeutlicher und häßlicher schreiben als ich. Meine Handschrift ist nicht vollkommen unleserlich, nicht extravagant kritzlich, nicht auf eine außerordentliche und kühne Weise nachläßig, aber nichts weniger auch als deutlich, gesetzt, regelmäßig und bestimmt. Sie ist darin ein genaues Spiegelbild meines Wesens.

Jedoch schreibe ich sehr ungleich, und oft habe ich mich schon auf ganzen oder doch halben Seiten ertappt, die ich leidlich leserlich, deutlich und hübsch hingeschrieben hatte, ohne mir eben besondere Mühe dabei zu geben.

Alle meine Buchstaben sind kleine, gezogene, verdrehte und verkrüppelte Wesen, deren Bedeutung von meinen bedauernswerthen Correspondenten und Lesern oft erst errathen werden muß. Von allem Dem, was unsere Schreibelehrer über den Druck und über die starken und feinen Striche sagten und uns einübten, ist in meinen Schreibereien keine Spur mehr zu finden. Ich schreibe immer eben fort, und alle Theile der Buchstaben sind mit gleicher Nachdruckslosigkeit geschrieben. Ich habe keine besonders auffallenden Striche und Züge bei meinen Buchstaben und Worten, keine besonderen Schnörkel und Linien, wie man sie doch sonst bei den Handschriften so vieler Menschen findet. Die einzige Ausnahme davon macht ein gewisser einigermaßen kühn geschwungener dicker Zug unter meinem Namen.

Viele Leute schreiben ihren Namenszug stets immer so ganz auf dieselbe Weise, daß man darauf wetten sollte, er wäre nicht ein Product der vom freien Willen bewegten Hand, sondern das Product eines von einer Maschine bewegten Stempels. Daß ich meinen Namen sehr oft anders schreibe, zuweilen größer, zuweilen kleiner, zuweilen deutlicher, zuweilen undeutlicher, zuweilen bloß mit den Anfangsbuchstaben, zuweilen ganz ausgeschrieben, in der Regel mit jenem dicken Zuge, zuweilen aber auch mit Hinweglassung desselben, habe ich alle Tage zu bemerken Gelegenheit.

Unter Ueberschriften oder am Ende von Aufsätzen, wo wenigstens die Handschriften anderer Menschen sich sehr häufig zur Ausführung irgend eines kleinen kalligraphischen Kunststücks erheben, mache ich gewöhnlich einen so kritzlichen, mageren, in nichts zerfließenden Embryo von Zug, daß ich Lust hätte, ihn als charakteristisch hier beizudrucken.

Die schönen und wohlverschlungenen Prachtzüge, mit welchen manche gewissenhafte Menschen ihre Briefe oder ihre Aufsätze beschließen, sehen gewissermaßen aus, wie ein „Amen! — Ich habe gesprochen und mein Möglichstes gesagt, ich bin zufrieden mit dem, was ich vorbrachte, ich setze nun den Schlußstein darauf und empfehle mich Gott und Euch in Gnaden".

Meine kleinen flüchtigen End- und Schlußstriche sehen dagegen aus, als wäre ich unsicher gewesen, ob hier das richtige Ende schon wirklich wäre oder nicht, als wüßte ich wohl noch

Vieles zu sagen, aber als wäre ich ermattet, und hätte nun in Eile zu Stock und Hut gegriffen, um davon zu kommen.

Ich hatte einen alten Bekannten, der ein höchst redlicher, gerader, taktfester, etwas pedantischer Mann nach antikem Style war. Seine deutlichen Buchstaben, die sich untereinander vollkommen ähnlich sahen, standen fast ganz senkrecht auf der Linie. Ich hatte einen andern alten Bekannten, der ein sehr eigenthümlicher, dabei höchst offenherziger, origineller Charakter war, der fast Alles anders haben wollte, als andere Menschen. Seine Buchstaben, obgleich sie alle deutlich waren, standen statt von der Rechten zur Linken, wie es nach dem Bau unserer Hand am natürlichsten ist, alle von der Linken zur Rechten. Endlich hatte ich einen dritten, äußerst raschen, äußerst genialen, äußerst flüchtigen Bekannten, dessen Buchstaben lagen alle so schief auf der Linie, wie englische Pferde, wenn sie wettrennen. Es schien, als hätten alle seine Züge Flügel und flatterten nur wie seine genialen Gedanken über das Papier dahin.

Auch in dieser Beziehung bleibe ich mir nicht gleich und meine Schrift schwankt in der Mitte zwischen allen jenen drei verschiedenen Buchstabenlagen. Im Ganzen ist meine Schrift weder sehr senkrecht noch sehr liegend. Zuweilen haben die Buchstaben alle möglichen Richtungen, als wenn sie ein Wind durcheinander geworfen hätte.

Auch ein Handwerk sollten wir erlernen. Es wurde dazu, wie bei Vielen meiner Freunde, das Papparbeiten gewählt, welches eine der leichtesten Künste ist, und zugleich mit geringer Mühe bald hübsche Producte, die zu Geschenken für andere liebe Menschen passen, liefert. Auch hierin legte ich ziemlich viel Eifer an den Tag. Es machte mir wahrhaftes Vergnügen, die Pappstückchen aus dem Rohen zurecht zu schneiden, die einzelnen Theile zu verbinden und zu einer Kastengestalt zusammenzusetzen. Ich freute mich sehr, wenn die Messer recht scharf waren und die Schnitte recht glatt und schnurgerade wurden, wenn die Seiten und die Winkel der Böden gerade in einander paßten.

Ich empfand ein inniges Behagen, wenn ich das Papier aufkleben konnte, wenn ich bemerkte, wie der Leim sich mit dem Papiere glatt anlegte, und wenn ich mit Nachhülfe des Falzbeins die Fläche recht eben und die Kanten recht scharf hervorbrachte und so unter meinen Händen Pappe, Papier, Leinewand, Leim und Goldborte allmälig zu einem wohlgefälligen und brauchbaren Ganzen zusammenschmolzen. Mit der größten Genugthuung und der innersten Befriedigung überreichte ich dann die Brillenfutterale oder die Tabaksdosen oder die Pfeifenhalter oder die Nähkästchen den Personen, für welche sie bestimmt waren.

Als ich einmal eine Reihe verschiedener Kästchen verfertigt hatte, sagte Der, welcher mich erzog, er wolle sie nach Amerika schicken und dort verkaufen lassen, damit wir auch

Nutzen aus unserer Handarbeit hätten und damit wir es recht lernen und fühlen möchten, wie dienlich es sei, daß man sich mit seiner eigenen Hand Unterhaltsmittel verschaffen könne. Dieser Gedanke entzückte uns und wir waren außer uns vor Freude, etwas producirt zu haben, was einen Geldwerth haben könne.

Uebrigens hatte ich auch in dieser Kunst mehr guten Willen als Geschick. Ich habe später eine Menge Liebhaber der Papp=Kunst kennen gelernt, die mit weniger Aufwand von Mühe und weit mehr Erfolg diese zarte Arbeit betrieben. Ich habe den betretenen Weg nicht weiter verfolgt. Ich habe mir kein Handwerk so tüchtig angeeignet, daß ich es als einen Stab und Stecken im Leben gebrauchen könnte, wie es viele Weise und Pädagogen zu thun jedem Menschen anrathen.

Dennoch aber bin ich meinem papparbeitenden Lehrer und Dem, der mich zu ihm führte, ewig dankbar. Denn durch ihre Bemühung bin ich jetzt im Stande, den Werth vieler Handwerke weit besser zu erkennen, den Handwerkern bei ihren Beschäftigungen weit besser nachzuempfinden. Ich kann ihren Gedanken und Gefühlen folgen. Ich kann ihren Geist und was sie zur Emsigkeit treibt, errathen und verstehen. Ich bin allen Handwerkern hold geworden. Alle Künste, die ich betrieb, sollten als Künste bei mir keine Wurzel fassen. Ich war für ein contemplatives Leben bestimmt und nur dieser meiner Bestimmung sollte eben Alles dienen.

Es giebt Menschen, die von Haus aus mit einer so schöpferischen Hand begabt sind, die von der Natur einen so starken schaffenden Kunsttrieb empfangen haben, daß sich unter ihren Händen fast Alles, was sie anfassen, gleichsam bildet und formt. In alle Gegenstände um sich her bringen sie eine künstlerische Ordnung, dem Instrumente, das sie berühren, entströmen harmonische Töne, die rohen Stoffe, die sie ergreifen, gestalten sich zu hübschen Figuren. Es giebt dann Solche, denen das Umgekehrte von Kunsttrieb, ein entschiedener Zerstörungstrieb inne wohnt. Alles, was sie berühren, bringen sie in Unordnung. Alles, was sie gestalten wollen, verderben sie. Nichts von dem, was sie ergreifen, gedeiht zu etwas Nützlichem. Es waltet in ihnen ein auflösendes, revolutionäres Princip, wie in jenen ein schöpferisches, conservatives.

Es giebt endlich andere Menschen, welche beide, den schaffenden sowohl als den zerstörenden Trieb, von Natur fast auf gleich starke Weise empfangen zu haben scheinen, und bei denen es von ihrer Erziehung und von anderen Umständen abhängt, ob in ihnen der eine oder der andere die Oberhand gewinnen soll.

Daß die Verbindung beider in einem und demselben Gehirne möglich ist und daß die Phrenologen ganz Recht haben, sowohl für das Können und Schaffen, als auch für das Auflösen und Zerstören ganz besondere Organe in unserem Kopfe anzunehmen, habe ich bei Niemandem deutlicher be-

merkt als bei mir. Daß ich in einem gewissen, zwar nicht hohem Grade einen schöpferischen Kunsttrieb besaß, habe ich so eben gezeigt. Selbst bis zu der Zeit herab, wo ich mich schon ganz dem contemplativen Leben ergeben hatte, habe ich doch noch oft wieder zu der Schürze, zu dem Leimtopfe, zu den Messern und Winkeleisen des Papparbeiters oder zu den Pinseln und Griffeln des Zeichners gegriffen und habe, dem Drange zur Gestaltung folgend, Zeichnungen oder Kästchen gemacht, oder Hüttchen und Häuserchen und Brückchen gebaut, oder Wege gebahnt und Gärtchen angelegt, und ich habe oft gedacht, ich würde ein großer Häuserbauer und ein großer Gärtner, Waldausrotter und Ackersmann geworden sein, wenn ich nur die Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Mit diesem Drange aber parallel, sage ich, ging immerfort auch der Trieb zur Zerstörung, der mir inne gewohnt hat, so lange ich nur denken kann, und der mir stets eigen geblieben ist. Dieser wilde Trieb, der sich bei den Vandalen, den Hunnen, den Mongolen und anderen solchen uncivilisirten Horden am großartigsten gezeigt hat, fühlt sich in unserer humanen und civilisirten Zeit schon von Jugend auf in Schranken und in Fesseln gebannt. Er hat daher kaum Gelegenheit, sich so offen an den Tag zu legen, wie sein himmlischer Bruder, der schöpferische Kunsttrieb, und man muß auf seine Existenz daher oft aus scheinbar sehr unbedeutenden Aeußerungen schließen.

Schon sehr früh in meiner Kindheit war ich ein großer

Zerbrecher von allerlei Gegenständen, woran zwar zuweilen auch meine Ungeschicklichkeit, gewiß aber auch meine Zerstörungslust einen großen Antheil hatten.

Es giebt in Deutschland ein Spiel, wobei Töpfe zerschlagen werden, und dieses Spiel liebte ich sehr, bloß wegen der dabei klirrenden Scherben. Ich zerschlug Töpfe sehr gern, wo ich konnte und ich fand einen Genuß darin, die Form auf einmal zerspringen und in hundert Scherben und Staub zerfallen zu sehen, und ich ging bei keinem Scherbenhaufen vorüber, ohne mit meinem Spazierstocke zu probiren, was davon etwa zerbrechlich und zerstörbar sei.

Ueberhaupt verrichtete mein Spazierstock täglich eine unzählige Menge Verbrechen dieser Art. Das Heu und Korn sah ich mit einer Art von Lust unter der Sense der Schnitter fallen und ich habe mir schon oft gedacht, ich möchte wohl einmal eine gigantische Riesensense haben, um auf dieselbe Weise mit ihr einen ganzen Wald niedermähen zu können. Große Bäume sehe ich mit einem gemischten Gefühle unter der Axt des Holzhauers zusammensinken. Theils habe ich eine Freude an dem Krachen und Zerschmettern der Zweige und an dem Umstürzen der großen Waldriesen, theils bemitleide ich die armen Dryaden.

Alle Scenen der Zerstörung und des Ruins haben immer einen großen Reiz für mich gehabt. Alte Ruinen betrachtete ich von Jugend auf mit Passion. Vom Brescheschießen der eine Festung belagernden Soldaten und vom Zu-

sammenstürzen der Mauern las ich besonders gern und hätte es noch lieber selbst einmal mit angesehen. Ich weiß nicht, ob mir die Idee des Zusammenstürzens der Mauern von Jericho auf den Schall der Trompete oder die Idee des Aufbaues der Mauern von Theben beim Tone der Flöte mehr Vergnügen gewährt hat.

Schlachtengemälde, auf denen todte Körper, zerschmetterte Pferde, brennende Häuser dargestellt waren, hatte ich besonders gern. Brülow's Gemälde von der Zerstörung Pompeji's war mir ungemein angenehm und Salvator Rosa's wilde Scenen liebte ich mehr als alles Andere. Schiffbrüche, die stürmische See, das Peitschen der Wellen am Strande waren mir lauter ansprechende Ideen und ich sehnte mich darnach einmal ein Schiffs-Wrack zu sehen. Schon das Wort „Wrack" sprach ich gern aus, denn es schien mir darin etwas onomatopoëtisch Bezeichnendes zu liegen.

Ich hörte einmal einen Schiffscapitän erzählen, wie eine Kanonenkugel in seinem Beisein in die Cajüte eines Schiffs geschlagen sei. Er entwarf ein lebhaftes Gemälde von dem Bilde der Zerstörung, das die Cajüte darnach dargeboten habe, von den zerschlagenen Fensterscheiben und Theetöpfen, von den zerbrochenen Tischen und Stühlen, von den zerrissenen Landkarten und Büchern, die alle im furchtbaren Graus durch einander gelegen hätten. Ich habe diese Erzählung nie vergessen. Ich weiß wirklich noch jetzt nicht, was ich mit mehr Freude betrachte, ob den zackigen und vielsplit-

trigen Bruch eines Stückes Holzes oder seine hübsch gehobelte und glattpolirte Seite.

Sehr gern zerstörte und zerpflückte ich von jeher Blumen. Auch hierbei indeß zeigte sich die Zerstörungslust nicht rein. Es ist auch ein wenig von dem Triebe, das Innere der Blumen kennen zu lernen, dabei.

Und hierbei wird eben klar, daß jener Zerstörungstrieb, der auf den ersten Anblick nur eine Erfindung der Hölle zu sein scheint, uns von der Natur auch nicht umsonst gegeben ist und mit vielen anderen heilsamen Trieben innig zusammen hängt. Alle Menschen mit starkem Zerstörungstriebe sind, glaube ich, wesentlich forschende und kritische Köpfe. Sie wollen sich mit der äußeren Form nicht begnügen, sie wollen die Structur und den inneren Zusammenhang sehen. Sie schaffen und produciren nicht, aber sie analysiren, zerlegen, anatomiren und kritisiren. Daher drängt es sie immer und überall die Form zu zerstören und die Brüche, die Kelche, die Gehirne, die Eingeweide, die inneren Kerne der Dinge zu betrachten.

Nie sollte indeß unser Zerstörungseifer über die Gränze der gefühllosen Dinge hinausgehen und mit grausamer Hand in die Busen der mit Empfindung begabten Wesen greifen. Es hat Menschen gegeben, die an dem Zerstören der lebendigen Form großen Genuß, ja den allergrößten Genuß gefunden haben — Tyrannen, denen Blutvergießen Wollust war, Thier- und Menschenschlächter, denen das Hinmorden ihrer

Mitgeschöpfe zur Gewohnheit und zum teuflischen Lieblingsgeschäfte geworden war.

Ich muß sagen, ich habe vor diesen Menschen von Jugend auf eine heilige Scheu gehabt und ich habe von meiner Kindheit auf von ihnen mit innerem Schauder vernommen. Des Herodes, des Sylla, des Nero, des Caligula und anderer Ungethüme Gräuelthaten sind mir wohl hundertmal wie Gespenster durch den Kopf gegangen und haben mich zittern gemacht.

Ich will sagen, warum? Weil ich schon von Jugend auf eine Ahnung davon hatte, weil ich dann später es klar und gewiß zu sehen glaubte, daß meine Natur der Natur dieser Unmenschen nicht so fern stand, als man es von ihr auf den ersten Anblick zu glauben geneigt sein könnte. Ich habe mich in Gedanken selbst oft auf dem Throne eines mächtigen Reichs gesehen und ich habe im Stillen Gott oft gedankt, daß ich in der That nie auf einem solchen Throne gesessen weil ich nie das Gefühl, das bei mir fast bestimmte Ueberzeugung war, verlor, daß ich ein sehr arger Tyrann hätte werden können.

Zuerst mochte ich wohl auf diese Idee kommen, als ich hörte, daß Iwan der Schreckliche von Rußland und andere Tyrannen in ihrer Jugend auch gern Fliegen und andere kleine Thiere gequält hätten und daß ich bei mir dieselbe Neigung bemerkte. Ich erinnere mich, daß wir Knaben die Mode hatten, immer eine Menge Fliegen einzufangen, ihnen

die Köpfe abzuschneiden und dann diese Köpfe in den Falten eines Papiers zu zerdrücken, um die Art und Weise der kleinen Blutfiguren, die daraus auf dem Papiere entstanden, zu beobachten.

Man erschrickt in der That, wenn man an die verschiedenen barbarischen Sitten und Gebräuche denkt, die wir schon als Kinder an uns gehabt haben und wenn man an die Ziele denkt, zu denen solche Wege am Ende hätten führen können. Ich glaube zwar, wir waren bei jener Thierquälerei mehr gedankenlos als grausam. Mit größeren und edleren Thieren habe ich von jeher ein entschiedenes Mitleiden empfunden. So z. B. erinnere ich mich, daß ich als sehr kleiner und machtloser Junge eifrig auf einen Kärner schalt, der sein armes Pferd mit dem umgekehrten Peitschenstiele unbarmherzig schlug und es zu übermäßiger Anstrengung antrieb, und ich knirschte dabei vor Erbitterung mit den Zähnen und hätte, wenn ich die Gewalt gehabt, den Kärner noch ärger behandeln mögen, als er sein Pferd behandelte.

Wie in den musikalischen und den bildenden Künsten, welche sichtbare und hörbare Schöpfungen liefern, so war ich auch in denjenigen Künsten, welche nur für den Geist anschauliche Producte liefern, schwach, ich meine die oratorischen und poëtischen Künste. Schon von Jugend auf haben mich immer poëtische Gedanken und Anschauungen, leuchtende

Ideen und Sensationen durchzogen und durchklungen, ohne daß ich für sie habe Worte finden können.

Es schien mir oft, als hätte ich die schönsten poëtischen Visionen, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, ihnen Leben und Wirklichkeit zu geben. Ich glaubte, so zu sagen, immer die poëtische Materie zu besitzen, ohne doch die poëtische Form zu besitzen, in welcher ich jene hätte gießen und gestalten können. Es war als wenn mir nicht das innere Gefühl und der innere Enthusiasmus, sondern nur die Zunge, die Hand und der Griffel zu einem Dichter fehlte. Ich muß gestehen, ich fühlte meinen Geist allen Dichtern nahe verwandt und ich kam mir in dieser Beziehung daher oft so vor, wie ein Dichterrumpf ohne Arme, Beine und andere Gliedmaßen.

Dieses Gefühl machte mich natürlich sehr unglücklich, denn es schien mir oft, als habe mir die Natur nur eine Kleinigkeit versagt, um mich zum Dichter zu stempeln. Vielleicht täuschte ich mich hierin und vielleicht befand ich mich in dem Falle des gemeinen Bordeaux-Weins, dem, so viel die Chemiker urtheilen und erkennen können, auch nur eine Kleinigkeit fehlt, um edeler Madeira zu sein. „In poëtischer Subjectivität verloren, konntest du nicht zu einer reinen poëtischen Objectivität durchdringen", so glaube ich, würde Mancher von mir sprechen.

Ich weiß im Grunde nichts, was mir nicht im Leben in einem poëtischen Lichte erschienen wäre. Den Bau der ganzen großen Welt finde ich so poëtisch, daß es mir, wenn ich ihn betrachte, fast immer wie Sphärenmusik daraus zu ertönen scheint, diese goldenen und silbernen Bälle, diese leuchtende Feuerkugeln, die sich von allen Größen und in allen Farben spielend, mit und ohne Schweif, in kleinen und großen Gruppen, allein ihre Bahn wandelnd oder als Doppelgestirne reizend gepaart, mit oder ohne Trabanten in mächtigen Kreisen um einander schwingen.

Dann das Leben des Menschengeschlechts auf diesem kleinem Balle, den wir unsere Welt nennen. Seine Entwickelung im Ganzen und Großen, die Wanderungen und Fortschritte des Lichtes der Cultur, die Geschichte der Staaten, ihr wunderbares Erblühen, ihr eben so wunderbares und meistens geheimnißvolles Versinken, die Kämpfe der Nationen, das brüderliche Zusammenhalten der Bürger eines Staates, ihr Hader und ihre Zwietracht, die anregende Geschichte der Volkserhebungen, die großen Männer, die über die Bühne schreiten und lange Lichtstreifen wie Kometen hinter sich lassend wieder verschwinden — dieß ganze wunderbare Schattenspiel der Geschichte, wie geheimnißvoll, wie erstaunlich poëtisch ist mir dieß Alles von jeher vorgekommen.

Ja, unsere eigene Zeitgeschichte, welche die meisten Menschen in der Regel für sehr prosaisch halten, die Dinge, die sich jetzt um mich her gestalten, die lebendigen Figuren, die

sich um mich herum bewegen, die da glauben, sich und Anderen klarer zu sein, als die Schatten der Vorwelt — wie interessant, wie originell, wie höchst poëtisch sind auch sie mir stets erschienen. Ich muß sagen, ich lese eine Zeitung fast gerade mit demselben Interesse, mit derselben Befriedigung meines Durstes nach Poësie, nach Spannung, nach Aufregung wie einen Roman.

Dann das gewöhnliche Privat-Alltagsleben, seine Ueberraschungen, seine Freuden, seine Schmerzen, seine unerwarteten Ereignisse, seine romanhaften Entwickelungen — wie bunt, wie räthselhaft, wie poëtisch schien mir selbst dieses zu sein.

Das Verhalten meines Geistes und meine Stimmung in Bezug auf alle diese Dinge war immer der Art, daß Jeder, der sie kannte, hätte erwarten müssen, mich immerfort in Elegien und Epopöen von allen diesen Sachen reden zu hören. Die Wissenschaften erschienen mir in so reizendem Gewande, daß man hätte glauben sollen, ich würde eine Masse von Hymnen und Oden an sie und alle Götter, mit denen ich gewissermaßen einen täglichen Umgang zu pflegen glaubte, von mir geben.

War meine Anschauungsweise schon in Bezug auf diese Dinge so poëtisch, so kann man sich denken, daß ich für die Poësie derjenigen Gegenstände, von denen selbst minder poëtische Gemüther angeregt werden, nicht weniger empfänglich war, ich meine z. B. solche Dinge, wie die zarten Blu-

men, Mondschein, Sonnenuntergang, murmelnde Bäche, blaue Gebirge und dergleichen. In der That, der Frühling mit seinen Blüthen durchzuckte mich mit solcher Wonne, als wäre ich selbst ein Baum, in dessen Adern von Neuem der Saft einträte und der in Blüthen ausschlagen sollte, der Herbst elektrisirte mich mit solcher Melancholie, mit solcher poëtischen Sehnsucht, als wäre ich selbst ein Theil der Natur, als stäke eine Dryade in meinem eigenen Inneren, die alle Veränderungen da draußen unmittelbar empfände. Was ich beim Mondschein, bei Sonnenuntergängen empfunden, glaubte ich noch in keinem Gedichte zu meiner Befriedigung geschildert zu finden, und was mir die säuselnden Winde, die rauschenden Quellen Alles gesagt, was beim Anschauen der Ferne mein Herz gerührt, das schien mir kein Dichter genügend auszusprechen.

„Wahrhaftig“ – so dachte ich oft bei mir, — „ich weiß keinen Dichter, dessen Horizont größer sein könnte wie der meine, denn in dem goldenen Schimmer meiner poëtischen Sonne schwimmt Alles, das Kleinste wie das Größte, was uns in dieser poëtischen Schöpfung, in diesem interessanten Weltall, das mir ein wahrhaft schäumendes und wogendes Meer von Poësie zu sein scheint, anzieht und reizt.

Man hätte da erwarten sollen, sage ich, daß ich mich, wie über die Geschichte mit einer Menge von Dramen und Epen, so über die Natur, über die Blumen u. s. w. mit Sonetten, erotischen und idyllischen Liedern ergießen würde.

Und daß dieß nicht geschehen ist, bleibt mir ein Wunder, das ich mir nur zum Theil erklären kann.

Ich habe zwar in meiner Jugend einige Verse gemacht. Allein die Versifikation wurde mir so schwer und die Entmuthigung, die ich dabei empfand, war so groß, daß ich später nie wieder den Versuch ernstlich gewagt habe. Es ist ein Factum, daß ich nie auch nur den geringsten Vers mit Leichtigkeit gemacht habe, während ich doch Menschen kannte, die bei einer gewiß minder poëtischen und phantastischen Natur viel bessere Verse zu Stande brachten. Es ist eben der völlige Mangel an Kunsttrieb in mir hauptsächlich daran Schuld.

Man könnte mir hier einwenden, daß ja nicht alle Poësie nothwendig in Verse sich kleiden müsse. Dieß mag allerdings zum Theil wahr sein, zum Theil aber nicht. Denn mit gewissen Genren der Poësie ist der Vers so innig verbunden, wie die Haut mit der Gestalt und Schönheit unseres Leibes. Gedanken und Form sind dabei so innig verwebt wie Geist und Körper, die man nicht von einander trennen kann, ohne sie beide zu vernichten.

Und das ist es eben, was mich wundert, daß bei einem Menschen der Stoff sein kann, ohne daß dieser im Stande ist, seine Form zu finden.

Indeß, wie ausnahmsweise in der Natur Alles, selbst

die größten Abnormitäten vorkommen, wie man Krebse findet, denen keine Schaale wächst, Schnecken, denen das Haus sich nicht anbilden will, so mag es denn auch in der moralischen Welt solche Ausnahmen geben und in mir — wie vermuthlich auch noch bei vielen Anderen — mag die Erscheinung eines Dichters geboren sein ohne Vers und Maaß, ohne poëtische Form und Takt. Es ist ein äußerst unangenehmes Gefühl. Es ist mir zuweilen, als müßte mein Hirnschädel zerspringen, ich fühle mich gerührt und habe keine Thränen, ich fühle mich erregt und habe keine Worte.

Ich sehe mein Inneres und meine Umgebung von reizendem Lichte erleuchtet und kann es Niemandem beschreiben. Ich empfinde beständig die Kämpfe und Wehen eines Dichters, ohne seine Productionen.

Es giebt Frauen, die sehr lange ohne Kinder bleiben und vollkommen unfruchtbar scheinen und die dann noch oft ganz spät auf einmal den bösen Leumund mit einem gesunden, starken Kinde Lügen strafen. Ich möchte wohl wissen, ob meine Phantasie wirklich ganz absolut unschöpferisch ist, wie ich nach meinen bisherigen Erfahrungen urtheilen muß, oder ob mein poëtischer Drang doch noch einmal mit einem poëtischen Producte zur Welt kommen könnte, wenn mir ein hinreichend langes Leben beschieden wäre.

Ich weiß nicht, wie es kommt, selbst in den Zeiten mei-

ner größten Verzweiflung über meine Stummheit hat mich immer noch ein Schimmer von Hoffnung auf ein solches Ereigniß getröstet und noch dazu hat eine innere Stimme immer so zu mir gesprochen: „Ich glaube gewiß, solltest du einmal erst dieß prosaische Eis, das auf deiner Seele lastet, sprengen können, so würdest du dann mit einem dichterischen Producte hervortreten". Ob diese Stimme nun eine prophetische oder bloß ein lügnerisches Trugbild meiner Eitelkeit ist, müßte die Zukunft lehren, wenn es für mich eine solche gäbe.

Daß ich weder ein Maler noch ein Componist noch ein Dichter geworden bin, ist mir um so wunderbarer, da ich gestehen muß und behaupten darf, daß alle die inneren Anschauungen, die ich habe, alle die pittoresken, poëtischen und musikalischen Bilder, die an dem inneren Auge meines Geistes vorüberziehen, keineswegs trüber, dunkler und dunstiger Natur sind, sondern vielmehr eine große Klarheit und Bestimmtheit besitzen. Ich sehe Alles deutlich vor Augen, ich greife alle meine Phantasiebilder, so zu sagen, mit den Händen und doch kann ich sie nicht fassen. Ich male in Gedanken gleichsam immer fort und doch verstehe ich nicht mit der Farbe und dem Pinsel umzugehen. Ich höre gleichsam beständig die Musik der Sphären, aber doch weiß ich sie nicht laut nachzusingen oder in Noten zu setzen.

Damit ich dieß noch mehr bestärke und meinem Leser noch begreiflicher mache, daß ich hier nicht ins Blaue hineinspreche, will ich nur noch folgende Facta anführen. Ich hörte einst, als Goethe auf dem Todtenbette lag, daß er kurz vor seinem Tode noch mit der Hand in die Luft gegriffen und mit dem Arm gleichsam Figuren in den leeren Raum gezeichnet habe, als wolle er etwas gestalten und daß dieß — und zwar, wie mir es schien, mit Recht — als ein besonderes Zeichen der schaffenden Bildungskraft seines Geistes angeführt wurde. Da fiel mir auf einmal ein, daß ich das auch immer und beständig thäte und doch nichts gestaltete.

Ich beobachtete mich daher mehr und ich kann sagen, daß ich beinahe fortwährend, indem ich mit der einen Hand schreibe, mit der anderen in die Luft greife und Figuren darin beschreibe, als machte ich Statuen wie ein Bildhauer. Auch wenn ich, ohne zu schreiben, in Gedanken verloren bin und z. B. müßig im Zimmer auf- und abgehe, ertappe ich, wenn ich aufmerksam werde, mich fast jedesmal darauf, wie ich mit den Händen figurire, als polirte ich eine Statue oder als nähme ich noch ein Stück von ihr weg, oder setzte noch etwas hinzu.

Es kommt mir immer vor, als könnte ich Alles das, was ich mit prosaischen Worten sage, auch eben so gut in Bildern oder mit Farben oder in Versen sagen, daher ich auch immer das Bedürfniß nach einem Maler fühlte, der in inniger Ver-

bindung mit mir gleich jede meiner geschriebenen Seiten mit einem gemalten Blatte illustriren könnte.

Ich habe mir das Räthsel zum Theil auch so zu lösen gesucht, daß ich mir eingebildet habe, es müsse auch wohl Künstler geben, die bloß, so zu sagen, innere Künstler seien und die der äußeren Kunst entbehrten, und daß ich mir dachte, ich sei nun ein solcher bloßer innerer Künstler, ohne äußere Befähigung.

In einem französischen Buche, welches sonst eben nicht viel enthält, finde ich doch unter vieler Spreu auch folgende Aeußerung des Autors, die mir ein schönes werthvolles Goldkörnchen zu sein scheint: „C'est en réflechissant, bien plus, qu'en exerçant, qu'on se perfectionne dans les arts. Il me semble que je suis devenu peintre, depuis que j'ai tant regardé la nature avec ses effets d'ombre et de lumière". Diese Wahrheit habe ich vollkommen an mir bestätigt gefunden. Ja ich möchte behaupten, daß ich gerade erst seit der Zeit, seit welcher ich aufgehört habe, die Künste zu betreiben, ein Künstler geworden bin.

Seitdem ich nicht mehr musicire, habe ich die Musik erst recht lieb gewonnen und besser verstehen gelernt. Ich kann jetzt die leitenden Gedanken in einem Musikstücke erkennen, kann ihrer Entwickelung folgen, weiß das vollkommene vom unvollkommenen Spiel zu unterscheiden und werde von dem entschieden Classischen im Vortrage wie in der Composition

sogleich und lebhaft ergriffen. Seitdem ich nicht mehr zeichne, seitdem ich aber die Natur in allen ihren Lichtern und Schatten zu belauschen versucht habe, kommt es mir, wenn ich durch die Welt schreite — sei es durch die einsame Landschaft, sei es durch die menschenwimmelnden Städte — vor, als sähe ich Gemälde an Gemälde sich reihen.

Jede Aussicht auf den Marktplatz aus meinem Fenster, jede Ansicht an einem Flusse oder in einem Garten erscheint mir unter einem malerischen Gesichtspuncte gerade so, als hätte ich eine camera obscura in mir, in welcher alle die Bilder, die über die Netzhaut meines Auges flattern, sogleich auf den Bogen Papier als Bild fixirt und eingerahmt würden. Ich kann nicht zwei Frauen auf der Bleiche beschäftigt, oder zwei andere aus dem Brunnen Wasser schöpfend conversiren sehen; ich kann keinen Hirten unter dem Baum mit seinem Hund, die Schafe um ihn hergedrängt, Schutz suchend erblicken, ohne daß mir dieß sogleich als eine Scene, als eine besondere Situation, als eine Gruppe auffällt und ohne daß ich daran denke, wie sich dieß auf der Leinwand eines Salvator Rosa, eines Rosa di Tivoli oder eines Potter ausnehmen würde.

Die ganze Welt ist mir auf diese Weise eine große Bildergallerie geworden und ich mache in ihr keinen Schritt, ohne meine Augen künstlerisch zu üben und malerisch zu ergötzen. Wenn ich einen Reiter erblicke, so verfolge ich ihn mit den Blicken, sehe, wie er leicht dahin galoppirt, wie er über einen

Graben setzt oder wie er anhält und zu einem Vorübergehenden herabgebeugt mit ihm spricht oder zu einem Fenster hinaufgrüßt oder wie sein Mantel und Haare und seines Pferdes Schweif und Mähne wie im Sturme wehen. Kurz, ich sehe ihn in tausend pittoresken Situationen.

Auf einem Posthofe, auf einem Bauerhofe, in dem Innern einer von Menschen belebten Stube, in einer Werkstatt, auf einer Brücke sehe ich in jeder Minute viele Bilder wechseln und alle diese Dinge sind für mich, so zu sagen, wahre Kaleidoskope, in denen die einzelnen Elemente des Bildes immer anders zusammenfallen. Gehe ich auf einer Wiese und finde daselbst Rinder, so entdecke ich bei diesen liegenden oder stehenden oder am Bache saufenden oder Gras fressenden oder wiederkäuenden, dumm gerade aus blökenden oder sich neugierig umblickenden oder sich stoßenden oder sich vertraulich zu einander neigenden Kühen und Ochsen gleich eine unzählige Menge malerischer Motive, die meine Phantasie unterhalten und die mir zu denken geben.

So steht es mit mir? Und doch bin ich kein Maler geworden? Aber aufrichtig gestanden, ich möchte auch einem Maler kein solches Auge wünschen, wie ich es habe; ich glaube, er würde verrückt darüber werden. Der Kopf würde ihm schwirren und er würde am Ende gar nicht mehr wissen, was er malen sollte — der Schriftsteller ist darin glücklicher, denn man malt mit Worten doch solche Scenen noch schneller und leichter, als mit Farben —

oder er müßte schon ein sehr starker Kopf sein, der allerdings zwar es nicht verschmäht, Allem eine malerische Seite abzugewinnen, der aber zu gleicher Zeit nur von den seltenen Erscheinungen sich frappiren, ergreifen und entzünden ließe, der zwischen all diesem pittoresken Wirrwar diejenigen nur dann und wann eintretenden Augenblicke und Anblicke zu ergreifen wüßte, wo die Würfel und Karten gerade so lägen, wie es zu einem eminenten Bilde nöthig ist.

Wenn mir also nach Allem, was ich gesagt habe, kein Kunsttalent angeboren ist, während eben mein Kunstsinn immer lebendiger und inniger und meine Kunstanschauungen immer reger und zahlreicher geworden sind, so habe ich mich dabei allmälig über jenen Mangel trösten gelernt, denn ich fing an mir einzubilden, daß man ohne Ausübung sich in noch höhere Regionen der Kunst schwingen könne, als dieß selbst mit dem Pinsel und der Palette möglich ist.

Der ausübende Künstler kommt gar zu leicht dahin, sich mit seinem Kunstwerke zu begnügen, und aus Eitelkeit dieses sein Kunstwerk oder aus Ehrerbietung das Kunstwerk anderer großer Meister, die er über sich sieht, sehr hoch zu schätzen. Die Künstler sind daher, so zu sagen, leicht in dem Dunstkreise der Kunst befangen, und durch diesen Dunstkreis sehen sie dann den großen Himmel der Natur, der sich darüber wölbt, nicht mehr. Beschäftigt mit dem Aeußern ihrer Kunst, von Schülern und Meistern umgeben, von eigenen und fremden Kunstproducten rings umhängt verlieren sie oft geradezu die Fähig-

keit, die Natur noch malerisch zu genießen. Derjenige, welcher ohne die Kunst zu üben, die Natur selbst doch künstlerisch aufzufassen versteht, hat höhere Genüsse. Er rahmt gewissermaßen immer die Natur selber ein, während der Künstler nur Leinewand und Oelfarbe einrahmt.

Die ausübenden Künstler haben zu viel mit dem Aeußern ihrer Kunst zu thun, der bloß innere oder geistige Künstler sieht bloß den Geist und hat ein freieres Auge. Seine Kunstanschauung kann sich eher zu der Kunstanschauung der Engel erheben, die auch nicht malen, nicht musiciren, nicht meißeln, nicht dichten, und die doch die ganze Welt stets in ihrer ganzen malerischen, musikalischen, dichterischen Pracht und Fülle vor ihren Augen sich regen sehen.

---

daß die Natur noch wesentlich zu ergänzen. Diejenige, welche ohne die Kunst zu leben, die Natur selbst doch künstlerisch umzubilden versteht, hat höhere Genüsse? Er nimmt gewissermaßen immer die Natur selber ein, während der Künstler nur Schönheit und Schöpfung abstrahirt.

Die ausübenden Künstler haben es viel mit dem Aeußern ihrer Kunst zu thun, der bloß schauende geistige Künstler sieht bloß den Geist und hat ein geistiges Auge. Seine Kunstbetrachtung stellt sich eher zu der Kunstanschauung der Engel erheben, die auch nicht malen, nicht musiciren, nicht meißeln, nicht dichten, und die doch die ganze Welt stets in ihrer ganzen malerischen, musikalischen, dichterischen Pracht und Fülle vor ihren Augen sich regen sehen.

Beilage über Verjüngung.

Auf! Bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

XI.

Verjüngung.

Es wäre ein großes Glück für uns, wenn wir uns mit der Philosophie des Heraklitus aus Ephesus recht vertraut machen könnten. Dieser Mann hatte die Idee, daß alle Dinge in jedem Augenblicke neue und ganz andere seien, als in den bereits verflossenen Momenten. Er verglich daher jedes Wesen mit einem Flusse, der durch das Hinzuströmen neuer Gewässer und durch das Verfließen und Verschwinden der alten Gewässer in jedem Augenblicke neu sei.

Namentlich könnten wir diesen Vergleich auf uns Menschen und auf unsere Seele mit vielem Nutzen zu unserer Besserung anwenden. Wie ein Fluß wird unser Geist gewissermaßen in jeder Stunde von Neuem geboren, und wie die Sonne sich an jedem Morgen mit verjüngter Kraft am Himmel emporschwingt, so erwacht auch unser Geist an jedem Tage zu einem neuen Leben, das andere Ansprüche an uns macht und uns neue Gelegenheit zu geistigem Fortschritt bietet.

Hielten wir diese Idee recht fest, so könnten wir uns

leicht von den Ketten der Vergangenheit, die auf uns lasten, und die uns vielfach hemmen, frei machen. In der Regel aber geht leider unsere Weise, zu denken und zu fühlen, einen gerade umgekehrten Weg. Wir sind meistens nur Kinder der Gewohnheit und folgen blindlings den Impulsen, die uns in früherer Zeit gegeben sind, da es doch ganz von uns abhinge, diesen Impulsen zu widerstehen, der Vergangenheit zu entsagen, in jedem Momente uns neuen Antrieben hinzugeben und neue Bahnen zu brechen.

Wir gleichen nicht dem stets frischen „heraklitischem Flusse", der im Alterthum zum Sprüchwort wurde; wir gleichen vielmehr nur gar zu oft gewissen den Sümpfen entsprungenen Gewässern, welche die Trübung ihrer Wellen auf alle nachfolgenden Wellen vererben und die den schmuzigen Schlamm ihrer Quelle bis an die Mündung fortschleppen.

Die Gedanken an alles Das, was wir früher versäumten, entmuthigen uns, und indem wir verzweifelnd die schlaffen Hände in den Schooß legen, sprechen wir: „Für mich ist es jetzt zu spät noch zu handeln oder zu lernen". Die Erinnerung an unsere Versäumnisse liegt schwer und drückend, wie eine schwüle Gewitterwolke auf unsern Herzen und hindert uns, das Vertrauen zur Besserung und zu frischen guten Thaten zu fassen.

Die Krankheiten, welche sich bei uns einschleichen, lassen wir weiter wachsen und sich häufen, und weil wir das ganze Capital der Gesundheit nicht mehr haben, versäumen wir es,

noch den kleinen geretteten Rest dieses Capitals wie einen kostbaren Schatz zu hegen und zu bewachen und nach Kräften zu mehren.

Wir sind fast immer und in jeder Beziehung Denen ähnlich, welche ihr Vermögen verloren, die sich von diesem Schlage des Schicksals lähmen ließen, und nun feige und träge lieber in Armuth verkommen, als von Neuem muthig die Gelegenheiten, welche sich zum Gewinn darbieten, ergreifen und benutzen.

Vergiß doch, daß du reich warst! Was geht es dich jetzt an, daß du es einst warst? Zu seiner Zeit hattest du Vortheil und Genuß davon! Jetzt bist du arm und deine alten Reichthümer sind unwiederbringlich dahin. Auch Millionen sind arm wie du, und ärmer noch — und doch quält es sie nicht, daß der und der reich ist, oder daß Crösus und Lucullus es einst waren. Du hast noch die und die Talente. Jeder Augenblick geht schwanger mit unzähligen kleinen Gelegenheiten zum Gewinn. Eine neue Zukunft liegt vor dir. Für sie hast du zu schaffen, nur sie geht dich etwas an. Die Vergangenheit ist beseitigt, du änderst kein Tittelchen mehr daran. Ist es nicht Wahnsinn, daß du dich über Dinge härmst, die nicht mehr zu bessern sind, und daß du darüber die Dinge, deren Gestaltung du noch in Händen hast, versäumest?

Wir ziehen einen ganzen Schlepp trüber Erinnerungen und hemmender Gewohnheiten hinter uns her. Und doch

hinge es, wenn wir uns nur ermannen wollten, bloß von uns ab, diesen ganzen hinderlichen Schlepp mit einem kühnen Schnitte abzuthun und wie leichte Vögel uns befreiend, dahin zu flattern.

Es ist eine unheilbringende Mythe, die den Lethe bloß zu einem Strom der Unterwelt machte und welche die Wohlthaten seines segengefüllten Bechers nur den Gestorbenen zu Gute kommen ließ. Auch hier oben strömt ein Lethe in tausend muntern Canälen durch die ganze Natur verbreitet.

Kaum sind die Blätter verwelkt, so zeigen sich schon Knospen, die einen nahenden Frühling verheißen. Nach einem kurzen Traume und Stillstande rieseln die Wellen des Lethe von Blume zu Blume, von Baum zu Baum, und Alles, die Leiden und die herbstlichen Stürme vergessend, erblühet mit frischem Muthe und mit verjüngtem Schmucke.

Alle die faulen Dünste, welche in die Luft aufstiegen die in der Atmosphäre stets thätigen chemischen Processe erarbeiten sie und lassen keine Spur davon zurück.

Gleich nach dem Gewitter baut sich aus bunten Perlen die schöne Brücke der Hoffnung und gleich auf die traurige Nacht folgt der belebende Morgen. Alles Widrige, alles Faule verschlingen die Fluthen jenes oberirdischen Lethes, welche die welken Blätter wie die verwesenden Leichname begraben und mit neuem Leben überziehen.

Nichts hält die Natur fest, Alles, was seine Dienste gethan hat, läßt sie fallen und strebt nie rastend der schimmernden Zukunft entgegen. Und selbst in die menschliche Seele leitete sie einige Arme ihres wohlthätigen Gewässers. Kaum ist ein Schmerz aufgetaucht, so sind gleich eine Menge Engel zur Hand, die sein Andenken verwischen und Linderung herbeiführen. Rasch rauscht die Zeit dahin und reißt uns in heftigem Strudel der Zukunft entgegen. Sie will uns nicht erlauben, reuig bei den vergangenen Augenblicken zu verweilen. Sie läßt die Vergangenheit in immer ferneren Nebel verschwinden und zieht uns ab von ihrer Betrachtung.

Aber wir Menschen sind von Haus aus verkehrt und verstehen diese Winke der Natur nicht zu benutzen. Wir schwimmen dem Strome, der uns weiter führen will, entgegen und indem wir muthlos vor der Zukunft erbeben, strecken wir weichherzig und feige die sehnsüchtigen Arme nach der Vergangenheit aus, die uns auf ewig entzogen ist.

Statt unsere Wunden geduldig und vertrauungsvoll der Heilung der Zeit zu überlassen, reißen wir sie auf und es wälzt sich beständig in unserm Geiste die trübe Betrachtung des Geschehenen. Wir haben statt des von der Natur uns gegebenen Stromes des Vergessens uns einen eigenen Strom erfunden, den Strom des Andenkens, der uns unruhig in den Adern tobt.

In der That, es ist eine höchst unglückliche Leidenschaft, die unser zeitiges und zukünftiges Leben mit Sklavenketten an die Vergangenheit schmiedet, an die Vergangenheit, die, wenn wir wollen, ein Nichts ist, und die auf unser Geheiß wie ein Phantom verschwindet und zerschmilzt.

Wie unsäglich viel heilsamer wäre es nicht, wenn wir die Politik befolgten, ihr völlig zu entsagen und mit Freudigkeit und Muth uns in jedem Augenblick unseres Daseins als neue Menschen zu betrachten, wie wir dies denn in der Wirklichkeit auch immer sind.

Was hat in der That dieser alte schwächliche Greis mit jenem muntern kleinen Knaben zu thun, in dessen Jacke er vor achtzig Jahren spielte? Was geht ihn der rasche Jüngling an, der einst seinen Namen trug, der einst stürmte und brauste und von Gefühlen beseelt war, die ihm jetzt völlig fremd geworden sind? Ja, was kümmert ihn — den Greis von heute — der Greis von gestern? Dieser hat ja seinen Tag durchlebt, hat seine Leiden überwunden, seine Freuden genossen, hat sich schlafen gelegt und ist jetzt als Greis von heute, dem ganz etwas Anderes zu thun obliegt, wieder auferstanden.

Was nützt es einem solchen Alten, der über die Last der Jahre klagt, daß er sich daran erinnert, welch starkes Gedächtniß er früher gehabt, daß er Andere daran erinnert, wie er sonst so unermüdet im Reiten, im Jagen, im Ringen gewesen, daß er sehnsüchtig an die entflohenen Tage seiner

Jugend zurückdenkt? Lockt er mit diesen traurigen Gedanken einen einzigen dieser lustigen Tage zurück? Hilft ihm diese Erinnerung im Geringsten dazu, den Rest von Gedächtniß, den er noch besitzt, so gut zu nutzen, als die Umstände es erlauben, und die Kräfte, die ihm noch bleiben, so weit zu üben, wie es nach ihrem Maße möglich ist? Oder lähmt sie ihn nicht viel mehr, und macht ihn unlustig, das Wenige, was ihm bleibt, noch zu seinem Vortheile zu gebrauchen?

Tausende sind bloß deswegen unthätig und muthlos beim Werke ihrer Besserung, und bleiben deswegen verderbt, sittenlos und verbrecherisch, weil sie es früher waren. Die Erinnerung an ihre Uebelthaten, die sie beseufzen, lähmt sie und hindert sie, ein aufmerksames Ohr zu widmen der Lehre des Dichters, die da spricht: „Fasse Muth des neuen Lebens“!

Was hast du, so wie du jetzt bist, mit den Versäumnissen deiner frühern Tage zu schaffen? Sie stehen da tief eingegraben in die Tafel deines Lebens, und du kannst sie mit allen deinen Thränen nicht wegwischen. Ja, du büßtest sie schon eben in der Zeit, da du sie verübtest und da du dich des Glückes und Genusses der Tugend beraubtest. Gottes Gnade ist an jedem Tage neu, und wenn wir nur ernstlich wollen, so sind wir an jedem Tage unschuldig und lebensfrisch, wie neugeborne Kinder. Jetzt, jetzt eben ist es Zeit, sich zu ändern, und stets einen neuen Menschen anzuziehen,

der Natur nachahmend, die täglich eine neue Natur anzieht.

Niemand auf der Welt ist so schwach und verderbt, daß er alle Hoffnung sinken lassen müßte, daß er nicht noch ein Fleckchen ackerbares Land in sich fände, von dem aus er mit Fleiß und Anstrengung alles Andere, das versumpfte, wieder umarbeiten, austrocknen und für die Cultur zurückgewinnen könnte.

„Ich habe Frauen gesehen, sagt Montaigne, deren guter Name lange Zeit hindurch angegriffen war, die sich aber doch wieder den allgemeinen Beifall der Menschen blos durch ihre Standhaftigkeit erworben haben. Aus anrüchigen Mädchen wurden hier die ehrsamsten Ehefrauen von der Welt".

In den Asylen für verderbte Mädchen in London erlebt man es jetzt täglich, daß aus den verworfensten Geschöpfen ganz neue Menschen gemacht und die achtbarsten Personen geschaffen werden; schamlose Concubinen gewinnen ihre Sittsamkeit wieder. Vermag Buße und Zucht so etwas in Bezug auf die verletzbarste und zarteste aller Tugenden, so dürfen wir noch viel weniger in Bezug auf andere Schwächen verzweifeln.

Plutarch in seinen Abhandlungen über den Verzug der göttlichen Strafen erzählt eine in vielfacher Beziehung sehr interessante Geschichte von einem gewissen Thespesius aus Cilicien. Dieser Mann führte in seiner Jugend einen höchst ärgerlichen Lebenswandel und legte sich, nachdem er sein Ver-

mögen durchgebracht, auf die schändlichsten Betrügereien, um die verlornen Reichthümer wieder zu erlangen. Einst aber stürzte er von einer Höhe herunter und gerieth, ohne daß er verwundet worden, von dem bloßen Falle in eine so tiefe Ohnmacht, daß er erst am dritten Tage, da man ihn eben begraben wollte, davon erwachte. In kurzer Zeit kam er wieder zu Kräften und nun auf einmal nahm er mit seinem ganzen Lebenswandel eine solche Veränderung vor, die Jedermann unglaublich schien. Niemand übertraf ihn an Redlichkeit im Handel und Wandel, an Frömmigkeit gegen die Götter und an Treue gegen seine Freunde. Er erzählte nachher, er habe während jener drei besinnungslosen Tagen einen Traum gehabt, der ihn in seinem Innersten erschüttert und mit standhaften Besserungsplänen durch und durch erfüllt habe.

Konnte Thespesius so etwas in Folge eines Falls und eines Traums ausführen, so ist nicht einzusehn, warum wir nicht alle Dasselbe in Folge einer vernünftigen Ueberlegung und eines lebendigen Entschlusses ins Werk setzen könnten; zumal da nur Wenige von uns sein mögen, auf denen eine so finstere Vergangenheit lasten möchte, wie auf jenem Cilicier.

Paulus war einer der ärgsten Widersacher der Christen. Ein Zeichen am Himmel ließ ihn zur Besinnung kommen, wandte seinen Geist um und machte aus ihm einen der wärmsten Freunde der Tugend, der sich an die Spitze der Christen

und aller Frommen stellte. Er ward ein neugeborner Mensch, ein ganz anderer Paulus, der, wie er selbst sagt, nichts mit dem alten Saulus zu thun hatte.

Warum sollten wir nicht Dasselbe durch Erkenntniß vermögen, was Paulus in Folge eines Himmelszeichens vermochte? Sehen nicht auch wir täglich Zeichen am Himmel, die uns ebenso dringend zur Erneuung unseres Lebens auffordern, wie das des Paulus? Sind wir nicht alle stets von ewigen Verjüngungsprocessen umgeben und gehen nicht in unserm eignen Herzen selbst solche Verjüngungsprocesse vor sich, denen wir nur nicht widerstreben, die wir nur gewähren zu lassen brauchen, um unsere Wiedergeburt zu bewirken, nicht etwa nur eine einmalige, sondern eine tägliche und stündliche Wiedergeburt; denn eine solche ist nöthig, da sich täglich und stündlich immer von Neuem wieder Stäubchen und Schlacken an unsere Seele ansetzen.

In der Menschheit im Ganzen genommen liegt eine unverwüstliche Kraft der Jugend, ein unerschöpflicher Born der Tugend und Liebe. So oft die Menschen auch schon in gottlose Sittenverderbniß, in Unglauben und Sünden verfielen, so erzeugten sich doch Frömmigkeit und Unschuld stets wieder von Neuem und schlugen in uraltem unverwelklichen Glanze ihre Wohnung unter den Menschen auf, gleich jenen arabischen Vögeln die im Alter ihr Nest in Flammen setzen und mit ihm verbrennend sich von Neuem verjüngen.

So wie in der ganzen Menschheit, so liegt auch in jedem

Individuum eine solche unverwüstliche Kraft der Jugend, eine solche Phoenix-Natur. Wäre dieß nicht so, so würde Christus nicht von uns verlangen, daß wir den alten Menschen aus- und den neuen anziehen sollten.

Es ist wunderbar, daß wir zwar eine Menge trefflicher Lehren und Sprüche ersonnen haben, um die Jugend anzureizen, den Weg der Tugend und des Fleißes zu betreten, daß aber eben diese Sprüche in der Regel für das spätere Alter, das in der Jugend sich vernachläßigte, so entmuthigend sind und daß wir auf so wenige gute und ermunternde Lehren für dieses spätere Alter bedacht gewesen sind.

„Jung gewohnt, ist alt gethan" — „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" — „Was ein Reif werden will, muß sich bei Zeiten krümmen" – und tausend solche Sprüche besitzen wir, die zur Anspornung der Zehnjährigen vortrefflich wirken, deren aber die Vierzig- und Fünfzigjährigen mit Betrübniß und Reue gedenken. Solche Dichtungen, wie der Neujahrstraum eines Greises von Jean Paul sind eine schöne Lectüre für die Jünglinge, aber mit welcher Bitterkeit, mit welcher Reue, mit welcher Verzweiflung müssen sie die Greise, die am Ende eines unnütz verbrachten Lebenslaufs besserungslustig stehen, erfüllen.

Warum rufen wir nicht auch ihnen in hübschen Sprüchen und in muntern anspornenden Gedichten zu: „Nun, ihr Lieben, was zaudert ihr? Es ist noch immer Zeit, daß ihr Hand ans Werk legt! — Deine Hand zittert? Wohlan, gebrauche

sie immerhin. Es ist besser, daß du mit zitternder Hand die Sache vollführst, als daß sie ganz ungethan bleibe! Sperre dich, so viel als du kannst, gegen deine sinkenden Kräfte. Hemme ihren fallenden Lauf, der eine Nothwendigkeit der Natur ist. Wenn die Natur deine Kräfte schwinden macht, wollte sie damit sagen, daß du ihnen nun selbst den letzten Stoß geben solltest''?

In der That! Es ist eine sehr engherzige Weise der Erzieher der Menschheit, daß sie bloß der Jugend gedenken und daß ihr Besserungsplan nicht alle Altersstufen der Menschen umfaßt. Für die Säuglinge, für die Knaben und Mädchen, für die Jungfrauen und Jünglinge haben wir pädagogische Werke in Fülle. Bei dem zwanzigsten Jahre aber entlassen wir in der Regel unsere Zöglinge, als wäre keine weitere Erziehung mehr möglich.

Der Menschen, die trotz aller Pädagogen und pädagogischen Werke in der Jugend Vieles, wo nicht Alles versäumen, sind nur leider gar zu Viele, ja es ist fast Keiner, der nicht Lücken in sich spüre. Bleiben wir nicht Zöglinge und Schüler bis an unser Lebensende? Wo sind nun die pädagogischen Schriften für die Greise und Matronen, welche da zeigen, wie man das Versäumte nachholen, wie man alte Schäden ausbessern, wie man einen versteinerten Acker umpflügen und urbar machen, wie man sich dauernde Jugend und Vergnügungsfähigkeit erhalten könne, welche den Fleiß und die Thatkraft der Schwachgewordenen anspornen und ihnen als Lehrer zur Hand gehen?

Tausende sieht man umherschwanken, die nicht selbst Hand ans Werk legen, weil die Pädagogen sich blos mit den Kindern abgeben, und weil es keine Werke giebt, welche für erwachsene Schüler berechnet seien.

Ja, welches pädagogische Werk hat nur einmal die Grundsätze der selbstständigen Fortbildung oder der Selbsterziehung, die der Mensch sich später geben kann, entwickelt oder berührt? Die meisten Erwachsenen, die spät fürs geistige Leben erwachen, tappen im Dunkeln herum. Warum errichten wir nicht auch für sie eigene Schulen, die bloß auf sie berechnet sind und in denen auf die Jugend keine Rücksicht genommen wird? Warum giebt es keine Mütter-Erziehungs-, keine Väter-Bildungs-Anstalten, keine Schulen für verwahrloste Männer, für vernachlässigte Greise, für hülflose, nach Bildung verlangende Matronen?

Vielleicht, wenn der Eifer für Bildung einmal erst die ganze menschliche Gesellschaft in dem Grade durchdrungen haben wird, wie es sein sollte, wenn die Alten nicht bloß die Kinder und Knaben allein in die Schule treiben, wenn alle Alten erst mit gleicher Munterkeit und unerschöpfter Jugendkraft auf der Bahn der Veredelung und Bildung stets wetteifernd ringen, dann werden wir auch solche Anstalten ins Leben treten sehen.

Die Vorurtheile, daß nur die Jugend etwas lernen könne, sind bei uns jetzt noch zu groß, und der Glaube an die Phönix-Natur des Menschen zu schwach. Die jugendlichen Völ-

ker des Alterthums könnten uns dabei zum Vorbilde dienen. Denn bei ihnen waren die Menschen durchweg länger Schüler als bei uns. Auch bekümmerte damals sich der Staat weit mehr noch um die Weiterbildung der Bürger. Bei den Alten gab es auch Menschen, wie Sokrates, der da sagte, er wolle, auch wenn er schon einen Fuß im Grabe habe, noch geistig wachsen und solche, wie Cato, der noch einige Stunden vor seinem Tode las, studirte und seinen Geist zu veredeln trachtete.

Die „petites misères" eines schwachen Gedächtnisses.

„Alles verdient Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß".

XII.

Die „petites misères" eines schwachen Gedächtnisses.

Keine Klage, so scheint es mir, vernimmt man zu unserer Zeit häufiger unter den Menschen, als die über ein schlechtes Gedächtniß. Wo sind jetzt die Leute, welche, wie im Säculum unserer Großväter, die ganze Bibel oder das römische corpus juris von Anfang bis zu Ende auswendig wüßten?

Unsere Zeit ist die Zeit der Dictionnaire und Wörterbücher, der Conversationslexikons, der Real-Encyclopädien, der historischen, naturhistorischen, geographischen, politischen und Zeitungs-Lexika; und eben alle diese und viele andere Hilfsmittel und Stützen, auf die wir uns verlassen, machen unser Gedächtniß schwach und hinfällig. Die Masse des Wissenswürdigen ist so ungeheuer groß geworden, daß wir nur noch mit Hilfe solcher Stützen zu arbeiten und irgend einen Zweig des Wissens zu beherrschen im Stande sind. Und wenn die Ströme der Wissenschaften fortfahren, sich in derselben Proportion wie bisher zu verbreitern, so ist kaum zu begreifen, wie unsere Urenkel sich noch dabei zurecht fin-

den wollen. Man könnte denken, daß die Wissenschaften sich in immer kleinere Branchen spalten werden, so wie sie etwa den Kräften eines Individuums angemessen sind. Aber es ist unmöglich, den geringsten Theil zu verstehen und zu fördern, ohne in das Ganze eine Einsicht zu haben. Was wird aus der Kenntniß der Weltgeschichte werden, wenn die Parzen erst einmal noch hundert Jahre länger an dem dicken Faden der Schicksale des Menschengeschlechts weiter gesponnen haben; wenn Klio erst einmal alle die großen Namen, die merkwürdigen Tage, die unerhörten Dinge, Thaten und Ereignisse in ihr Buch geschrieben haben wird, welche dem Gotte der Zeiten innerhalb der nächsten hundert Jahre aus seinem unermeßlichen Füllhorn entschlüpfen werden.

Der Forschungsgeist ist überall rege geworden und erwacht auch in unseren Kindern schon viel früher als bei den Zöglingen unserer Großväter, die weit gläubiger Alles hinnahmen, was man ihnen darbot. Sie lernten erst viel und fingen dann erst spät an selbstständig nachzudenken. Wir dagegen fangen früh an zu raisonniren und zu philosophiren, bevor selbst noch die Fundamente unserer Bildung mit Hilfe des Gedächtnisses sicher gelegt sind. Unsere ganze Unterrichtsmethode geht mehr darauf aus, dem Verstande Alles klar zu machen, als dem Gedächtnisse wenige gewisse und feste Anhaltspuncte zu geben. Das Gedächtniß wird weniger geübt, aber mehr belastet.

Man sehe eine lateinische Grammatik von 1740 und eine

von 1840. Welcher Unterschied! Dort alles Gedächtnißwerk, hier alles Verstandeswerk. Dort so viele Verse und Reime zum Auswendiglernen, als hier Haupt- und Neben-Regeln. Die Zöglinge unserer Zeit haben so Vieles zu lernen und müssen daher schnell von einem Gegenstande zum andern übergehen; und nichts verwirrt und schwächt das Gedächtniß mehr, als eine Ueberladung mit vielerlei Stoff.

Die Alten steckten eine gewisse Anzahl von Wegweisern in die Gefilde der Wissenschaft, die so fest saßen, daß kein Lebenssturm sie umwehte. Unser Gedächtniß gleicht einer Schiefertafel, über die man in die Kreuz und in die Quere geschrieben hat, daher man oft nichts mehr recht lesen kann. Das der Alten dagegen einem Marmorblock, in welchem die Sprüche tief eingegraben wurden.

Täglich empfinde ich schmerzlich die Unbequemlichkeiten eines schwachen Gedächtnisses und täglich gedenke ich — nicht im guten Sinne — der Lehrer meiner ersten Kindheit, welche die Ruthe bei mir schonten, wenn ich einen Vers schlecht auswendig gelernt hatte. Keine Anlage unseres Geistes muß frühzeitiger cultivirt werden als das Gedächtniß, und bei keiner kann man es so leicht gleich von vornherein versehen. Der Verstand kann Anfangs ungestraft viel eher vernachlässigt werden. Der Geschmack gar ist bei Manchen oft erst sehr spät gekommen.

Meine ersten Lehrer tragen indeß nur ein Drittel der

Schuld meiner schlechten Gedächtnißkraft, so wie die Natur, welche mich von Haus aus in dieser Beziehung schlecht versah, das zweite Drittel, und ich selber, der ich aus einer gewissen schlaffen Bequemlichkeit nichts dazu that, den Lehrern und der Natur nachzuhelfen, das dritte Drittel dieser Schuld auf mich nehmen muß.

Ich erinnere mich, daß ich selbst die ersten Verschen und Lieder, die man in den A-B-C-Schulen lernt, nie ganz perfect auswendig mußte. Es fehlte immer etwas daran, und ich habe in meinem ganzen Leben nie ein Gedicht fehlerlos nach der Schnur von Anfang bis zu Ende aufsagen können. Unsere Lehrer könnten viel für uns thun, wenn sie nie zu einem zweiten Memorandum übergingen, bevor wir nicht des ersten ganz vollkommen Meister geworden.

Am meisten bin ich demjenigen meiner Lehrer gram, der mich das Einmaleins gelehrt hat; denn da ich es nicht gleich von Anfang herein ordentlich erfaßte, so habe ich es nachher nie völlig in meinen Kopf hineinbringen können. Wenn ich alle die Secunden und halben Minuten zusammenrechne, die ich später habe daran wenden müssen, um herauszubringen, wie viel 7 mal 8 oder 6 mal 9 ist, so glaube ich, daß eine ziemliche Anzahl von unnütz verlorenen Lebensstunden herauskommen würde.

Das Merkwürdigste war dabei, daß ich keineswegs einer der schlechtesten Auswendiglerner, sondern nur ein mittelmäßiger war. Ich wußte Alles immer ziemlich gut, aber nie

ganz gut. Es fehlten mir immer nur zwei oder drei Worte oder Vocabeln. In einem Liede ließ ich mir etwa ein- oder zweimal nachhelfen. Und ich begreife nicht, warum ich nie über diesen letzten Anstoß hinaus konnte, da ich doch alle die scheinbar viel größere Mühe des Erfassens der Hauptsache überwand. Bei den Gedächtnißübungen kommt es aber eben vorzugsweise auf diese letzte Vollendung an. Es heißt hier: Alles oder nichts. Daher auch kluge und consequente Lehrer alle Gedächtniß-Aufgaben von ihren Schülern „ohne Anstoß" verlangen und ihnen das ganze Pensum bei dem ersten Versehen unerbittlich noch einmal aufgeben.

Der Lehrer des A-B-C muß bei mir besser gewesen sein. Denn die fünfundzwanzig Buchstaben des deutschen Alphabets habe ich mein ganzes Leben perfect aufsagen können, ohne einen Augenblick nachzudenken. Und ich kann dieß selbst jetzt noch, wo ich doch gar keine Gelegenheit habe, mich noch darauf zu üben. Aber ich gestehe zu meiner Schande, daß dieß auch fast das Einzigste ist, was mir vollkommen geläufig ist. Mancher Andere wird sich darüber entsetzen. Ich meines Theils habe mich schon oft darüber gefreut. „Denn du hast doch wenigstens", so habe ich zuweilen gedacht, „Eins, was du ohne Anstoß weißt". Und es hat mir in der That schon manchmal Trost gewährt, das A-B-C so für mich herunter zu singen, wie eine Klapper. In der That, ein Papagei und ein Dompfaffe haben ein besseres Gedächt-

niß als ich; denn man bringt ihnen oft doch sechs Melodien oder Phrasen bei. Das griechische Alphabet kann ich nur bis zum Rho, bis dahin ganz perfect. Von da an aber habe ich die Ordnung der Buchstaben nie vollständig in meinen Kopf bringen können. Und dieß ist schon seit zwanzig Jahren der Fall. Wahrscheinlich geht der Fehler bis zum ersten Aufsagen hinauf.

Daß ich das deutsche Alphabet ganz perfect auswendig weiß, zeigt doch, daß mein Gedächtniß überhaupt zu einer solchen perfecten Auffassung fähig war und daß man in diesen Boden noch andere Dinge auch eben so tief hätte einpflanzen können. Wie unendlich glücklich würde es mich machen, wenn ich nur einige fromme Liedchen, nur einige wenige Verse aus der Bibel, nur einige Horazische Oden oder dergleichen eben so vollkommen und unverwüstlich wüßte.

Die zehn Gebote aus dem Alten Testament waren ein anderer großer Stein des Anstoßes für mich. Ich habe sie nie ganz tadellos und nach dem Schnürchen „in und außer der Reihe, von vorn und von hinten" gewußt. Ich wollte, ich hätte sie gleich ordentlich oder gar nicht gelernt. Denn in der Art, wie ich sie lernte, haben sie sich nur wie eine Plage durch mein Leben geschleppt. Meine Lehrer ließen sie mich wieder und wieder lernen und da sie sich immer mit etwas Halbem begnügten, so wie ich mich auch selbst damit begnügte,

so bekam ich sie nie ganz weg und ich verschwendete eine unglaubliche Menge Zeit damit.

Eben so ging es mir mit den in Verse gebrachten Regeln der lateinischen Grammatik und mit hundert andern solchen Dingen, die „aere perennius“ im Gedächtnisse jedes gebildeten Menschen dastehen sollten. Es gab viele meiner Mitschüler, welche die römischen Könige und alle römischen und deutschen Kaiser der Reihe nach auswendig wußten. So glücklich war ich nie. In der That, selbst nicht einmal die Namen der neun Musen und der drei Grazien, so lieb ich sie hatte, der drei Parzen, so sehr sie meine Phantasie beschäftigten, habe ich je länger als etwa ein paar Stunden lang richtig zu sagen gewußt. Hundert Mal bin ich darüber erröthet, eben so oft hat man mich mit Fragen darüber in Verlegenheit gesetzt und eben so oft habe ich zu irgend einer Mythologie gegriffen, um die Lücke auszufüllen. Aber es war vergebens. Und ich habe nun darauf verzichtet, diese Holden je bei Namen nennen zu können.

Eben so viel Zeit, wie an die fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets, an die zehn Gebote, an die sieben römischen Könige, an die neun Musennamen, habe ich auch an die vierundzwanzig Classen des Linné, an die sieben Wochentage und die zwölf Monatsnamen in verschiedenen Sprachen, an die Namen der eilf Planeten, an die neun Kreise des heiligen römisch-deutschen Reichs, an die sieben oder neun Kurfürsten dieses Reiches verschwendet.

Alle diese Dingen gingen weit über meinen Horizont und ich habe es nie zu Stande bringen können, weder auf der Schule noch später in meinem Leben, sie ganz in meinen widerspenstigen Kopf hineinzubringen und dadurch habe ich mir eine Menge von Beschämung, Noth und Unbequemlichkeit im Leben bereitet. Da man sehr geneigt ist, von einem guten Gedächtnisse, namentlich bei Kindern, auf guten Verstand und überhaupt auf einen tüchtigen Geist zu schließen, so kam ich mir oft sehr unfähig vor, wenn ich nicht gleich anzugeben wußte, die wie vielste Linnéische Classe die der Monandria sei.

So über alle Begriffe schlecht mein Gedächtniß war, so war ich doch keineswegs von der Sucht und Eitelkeit frei, mit den Sachen, die ich wußte, zu brilliren. Wenn es sich traf, daß Jemand gesprächsweise die Schlacht in den caudinischen Pässen in ein verkehrtes Jahr setzte, so war ich sehr schnell bei der Hand, ihn zu corrigiren, wenn ich es zufällig besser wußte. Und dieß war gewöhnlich nur dann der Fall, wenn ich kurz vorher im Livius davon gelesen hatte. Bei einem stark geflickten und zerrissenen Gewande, ist man besonders darauf bedacht, mit den noch heilen Lappen alle Löcher und Blößen zu verdecken. Und selbst jetzt noch, wo ich mich geduldig darein gefunden habe, ein schwaches Gedächtniß zu besitzen und dieß auch Jedem, der es wissen wollte, längst eingestanden habe und wo ich mich in der Regel sehr

disponirt fühle, jenes Prunken mit einem guten Gedächtnisse bei Andern im höchsten Grade verächtlich zu finden, ertappe ich mich noch zuweilen auf einem Versuch, mit irgend einem Namen oder einer Jahrzahl, die mir hängen geblieben ist, zu brilliren. Auch geht mir jedes Mal bei einer solchen Gelegenheit die Schmeichelei: „Mein Gott, was Sie für ein gutes Gedächtniß haben"! sehr zu Herzen, wenn gleich dieß nichts weiter als eine offenbare grobe Täuschung oder Unwahrheit ist.

Da im Ganzen weder durch mich noch durch Andere etwas für eine gehörige Uebung meines Gedächtnisses in der Jugend geschehen ist, so kann man sich denken, in welchem trübseligen Zustande sich dasselbe jetzt im Alter bei mir befindet.

Montaigne sagt von sich, er könne kaum eine Spur von Gedächtniß in sich erkennen. „Je n'en recognois pas une trace en moy". Fast möchte ich von mir Dasselbe behaupten, wenn dieß, buchstäblich genommen, nicht doch etwas zu viel behauptet wäre. Denn selbst ein geringes Nachdenken zeigt bald, daß jeder Mensch der noch denken und schreiben kann, wie Montaigne, immer noch ein ziemlich starke Portion von Gedächtniß haben muß. Die alten Griechen machten mit Recht die Mnemosyne (das Gedächtniß) zur Mutter aller Musen und aller Gedanken. Und Cicero, ihnen nachahmend, sagt eben so mit Recht, daß auf der Basis des Gedächtnisses

alle Gedankenoperationen, alles Philosophiren und die Ausübung aller Künste beruhen: „Memoria certe non modo philosophiam, sed omnis vitae usum omnesque artes una maxime continet". In der That, würde uns unser Verstand ohne Beihülfe des Gedächtnisses zu gar nichts nütze sein. Wer sich nicht der Gedanken, die er eben hatte, der Worte, die er so eben aussprach, erinnern könnte, würde gar nicht mehr zu denken, zu reden und zu schreiben vermögen.

Er würde nur immer gewissermaßen in dem gegenwärtigen Augenblicke geistig existiren und da dieser gegenwärtige Augenblick wie ein mathematischer Punct ein Nichts ist, so würde er, so zu sagen, ganz aufhören, geistig zu existiren. Man bemerkt so etwas oft bei Greisen, deren Verstand bloß deßwegen nicht mehr operiren kann, weil ihr Gedächtniß gänzlich gelähmt ist.

Es ist indeß sehr schwer, das Gedächtniß eines Menschen, so wie Montaigne es mit dem seinigen thut, im Allgemeinen gänzlich zu verdammen und es durchaus schwach zu nennen. Denn es findet sich sehr oft, daß es nur in gewissen Beziehungen schwach ist, während es in andern sehr stark erscheint. Es giebt Leute, die für Zahlen und Namen ein vortreffliches Gedächtniß besitzen, während sie Ereignisse und Ideen schneller vergessen; Andere, die Alles, was sie h ö r e n, Musik z. B. gar nicht vergessen, während sie Alles, was sie mit dem A u g e

auffassen, schwer behalten. Manche Menschen haben in Krankheiten bloß die Fähigkeit verloren, sich aller der Dinge zu erinnern, die sich vor ihrer Krankheit mit ihnen ereigneten, während sie die Kraft, Neues wieder aufzufassen und in ihrem Schatzkästlein zu conserviren, behielten. Andere dagegen haben ihren alten Gedächtnißschatz vollkommen unversehrt erhalten, während sie unmächtig wurden, ihn mit neuen Vorräthen zu bereichern. Man spricht daher von Zahlen- und Namen-Gedächtniß, von musikalischem Gedächtniß, von Formen- und Farben-Gedächtniß ꝛc.

Zuweilen trägt nicht sowohl das Gedächtniß selbst, welches blos die Aufbewahrerinn des Empfangenen ist, sondern die Beschaffenheit der Sinne, welche dem Gedächtniß die zu conservirenden Schätze zuführen, und die Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit der Seele für diese oder jene Eindrücke die Schuld. Es kann Jemand ein noch so gutes musikalisches Gedächtniß besitzen, hat er dabei kein feines Gehör und keinen regen Sinn für Musik, so wird er nie viele musikalische Compositionen aufbewahren. Ein Mensch mit einem undankbaren Gemüthe wird selbst bei dem besten Gedächtnisse sehr geneigt sein, Wohlthaten zu vergessen; und ein stolzer und eitler Mensch wird dagegen, selbst bei sehr schwachem Gedächtnisse, sich aller ihm zugefügten Beleidigungen und Kränkungen deutlich erinnern. Eine genauere Untersuchung unseres Gedächtnisses und eine Classificirung der Dinge, deren wir uns

gut oder schlecht erinnern, kann uns daher vortrefflich dazu dienen, die Grundeigenschaften und Neigungen unseres Gemüths und unseres Herzens zu erkennen. Manche Erinnerungen klammern sich so fest in unsere Seele ein, daß sie fast unzerstörbar sind, während andere an uns vorübergleiten, ohne die geringste Spur in uns zurückzulassen.

Vieles läßt sich dabei gar nicht erklären und scheint vollkommen zufällig und capriciös zu sein. Mein Gedächtniß z. B. ist voll von solchen Capricen, die mir unerklärlich geblieben sind. Mancher Dinge erinnere ich mich sehr deutlich, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum ich mich anderer Dinge, die mich eben so interessirten, nicht ebenso deutlich erinnere. Viele Dinge habe ich, trotz aller Mühe, sie zu behalten, völlig vergessen, während mir andere trotz aller Nachläßigkeit in Bezug auf sie, nie aus dem Gedächtnisse wichen.

Aus dem Einmaleins z. B. habe ich immer und zu allen Zeiten meines Lebens auf der Stelle gewußt, daß $7 \times 9 = 63$ ist. Ebenso habe ich immer gewußt, daß $5 \times 9 = 45$ ist, daß 6×9 aber 54 macht, habe ich stets erst nach einigem Anhalten und vermittelst einer umständlichen Operation dadurch herausgebracht, daß ich 9 zu 45 fügte. Ebenso ist es mir mit 7 mal 8 gegangen, während ich das Resultat von 8 mal 8 und 6 mal 8 nie auch nur einen Augenblick vergaß.

So lange ich denken kann, habe ich immer das Resultat von 7 mal 8 und das Resultat von 6 mal 9 nämlich 56 und

54 mit einander verwechselt und diese Summe bald der ersten, bald der zweiten Multiplication als Resultat zugeschrieben.

Manche Stücke aus dem Einmaleins haben sich mir deßwegen so fest eingeprägt, weil ich besonderer Umstände halber Gelegenheit hatte, sie sehr oft zu wiederholen. So z. B. habe ich es ein für allemal prompt bei der Hand, daß 8 × 9, 6 × 12, 3 × 24, 2 × 36, 4 × 18, 72 macht, weil ein Thaler in meiner Vaterstadt 72 sogenannte Grote hatte und weil mir daher jene Multiplication von Jugend auf tagtäglich zu üben Gelegenheit gegeben wurde. Aus eben dem Grunde weiß ich zu allen Zeiten, daß 2 × 72 = 144 und 3 × 72 = 216 ist.

Allein einen solchen Grund wüßte ich für 7 × 9, welches mir ebenso geläufig ist, nicht anzugeben; so wie ich gar keinen Grund weiß, warum mir 7 × 8 und 6 × 9 von jeher immer so schwer gefallen sind. Es bleibt mir nichts andres übrig, als anzunehmen, daß ich beim ersten Lernen des Einmaleins mit diesen Zahlen etwas versah, daß mir in diesem Puncte der erste Guß nicht vollkommen gelang und daß ich dieses erste Versehen während meines ganzen übrigen Lebens nie wieder zu redressiren im Stande war.

Aehnlich geht es mir mit den Jahreszahlen aus der Geschichte. Die meisten, selbst die wichtigsten weiß ich nur dann und so lange, als ich sie auf der chronologischen Tabelle vor Augen habe. Einige dagegen stehen mir, wie mit

unauslöschlicher Flammenschrift in meinem Sinn geschrieben. So z. B. kann mich Jemand aus dem tiefsten Schlafe aufwecken und sicher sein, daß ich ihm auf der Stelle sagen kann, daß die Schlacht bei Poltawa im Jahre 1709 gefochten wurde, während ich das Jahr der Schlachten bei Arbela, am Granicus, bei Actium, Philippi und anderer, von denen ich unendlich viel mehr gehört und gelesen habe, als von der Schlacht bei Poltawa, vollkommen vergessen habe. Eben so habe ich seit meinem vierzehnten Jahre zu allen Zeiten meines Lebens angeben können, daß den 16. Juli 622 der Jahrestag der muhammedanischen Hegira ist, ohne nur im Geringsten daran zu zweifeln oder zu irren, während ich das Jahr der Erbauung Rom's, so oft ich es auch nachschlug, und das Jahr der ersten Olympiade nie ganz wegkriegen konnte. Es ist vielleicht möglich, daß das fremdartige Wort Hegira mir auffiel, und mir bei der Einprägung der Jahreszahl auf eine gewisse Weise half. Auf unserer chronologischen Tabelle (von Kohlrausch) stand die Jahreszahl 888 bei dem Namen Lykurg. Dieß sehe ich stets noch so deutlich vor mir, als hätte ich es gestern gesehen.

Es waren aber eben so deutlich noch eine Menge andere Jahreszahlen auf derselben Tabelle gedruckt, die mir alle entwischt sind. Sollte ich einmal in meinem Leben 1709 und die Schlacht bei Poltawa, 622 und die Hegira, 888 und Lykurg vergessen, so werde ich wissen, daß nun Alles

in mir zusammengestürzt und daß mein Ende nahe ist. Die schönen schlanken drei Achten mochten mir bei Lykurg besonders gefallen und meine Augen oft auf sich ziehen. Ich habe etwa noch ein Dutzend anderer Jahreszahlen, die eben so fest in mir stehen, und von denen ich auch nicht einmal einen solchen Grund, wie bei der Hegira oder bei 888 ersinnen kann, und es bleibt mir daher nichts anderes übrig, als zu glauben, daß zu der Zeit, als ich sie lernte, mein Geist ausnahmsweise einmal vollkommen gegenwärtig war, alle seine Thore geöffnet hatte und die Zahl wie eine Perle ins tiefste Innere versenkte. Wäre dem so, so würde dieß wieder zeigen, wie sehr wichtig es ist, bei dem ersten Lernen der Dinge immer ganz und gar bei der Sache zu sein.

Bei manchen Jahreszahlen tritt die Sonderbarkeit ein daß ich zwischen zwei bestimmten Zahlen beständig schwanke So z. B. habe ich wohl hundertmal in meinem Leben nachsehen müssen, ob Luther im Jahre 1520 oder 1521 die päpstliche Bannbulle zu Wittenberg verbrannte. Ich weiß bestimmt, daß eine von diesen beiden Zahlen die richtige ist; ich verwechsele nie 1519 oder 1522 mit der richtigen, sondern immer nur 1521.

Noch wunderbarer ist es, daß ich bei manchen Facten immer zwischen denselben beiden ganz falschen Zahlen schwanke. So z. B. zweifle ich immer, ob die Erbauung Rom's ins Jahr 750 oder 755 vor Christi Geburt, der gewöhnlichen

Annahme nach verlegt werde. Ich bin stets fest überzeugt, daß es eine von diesen Zahlen sein müsse, bis ich dann, wie ich so eben gethan habe, nachsehe und finde, daß man 754 dafür angenommen hat. Jetzt weiß ich es nun. Aber nach Verlauf von vier Wochen werde ich 754 wieder völlig vergessen haben und wieder zwischen 750 und 755 schwanken.

Zuweilen ist mir bloß eine Jahreszahl im Kopfe stehen geblieben, ohne daß ich mich des dazu gehörigen Factums entsinnen könnte. So z. B. steckt mir die Jahreszahl 1530, immer im Kopfe, und ich habe mein ganzes Leben hindurch gewußt, daß in diesem Jahre irgend etwas sehr Wichtiges passirt sei, aber ich habe mich immer erst durch Nachschlagen überzeugen müssen, daß dieß Ereigniß der berühmte Reichstag zu Augsburg war. Eben so weiß ich immer, daß die Jahreszahlen 1700, 1740, 1748, 1801, in der Geschichte durch irgend ein großes Ereigniß merkwürdig sind. Ich kann aber dieß Ereigniß selbst in der Regel nicht entdecken.

Bei vielen Facten weiß ich ganz sicher, daß sie in einem solchen und solchen Jahre eines gewissen Jahrhunderts geschahen, aber das Jahrhundert selbst kann ich nicht angeben. So z. B. weiß ich bestimmt, daß Alexander der Große im vierunddreißigsten Jahre eines gewissen Jahrhunderts nach Asien übersetzte. Aber ich stehe jedesmal an zu entscheiden, ob es 434 oder 334 war. Alle Zahlen, die ich im Kopfe habe, kommen mir daher wie ein großer Haufe von Trüm-

mern und Ruinen vor, welche der Sturm der Zeit bald so, bald so, bald hinten bald vorne, einige unten, einige oben beschädigt und verstümmelt hat.

Wie bei den Jahreszahlen, so ist es auch bei andern Zahlen, die mir geläufig sein sollten.

Daß z. B. ein englischer Schilling 12 und nicht 10 Pence hat, habe ich in England jedesmal nur dadurch ausmachen können, daß ich mich erinnerte, daß der Sixpence (das Sechspencestück) gerade die Hälfte eines Schillings sei.

Eben so muß ich noch jetzt, um zu entscheiden, daß die Klafter sechs und nicht neun Fuß habe, jedesmal meine Arme ausspannen und daran denken, daß von einer Fingerspitze zur andern etwa eine Klafter sei, und daß man auf jeden Arm, so wie auf die Brust nicht mehr als zwei Fuß rechnen könne, daß das Ganze also sechs und nicht neun Fuß ausmache.

Wie mit den Zahlen, so geht es mir auch mit den Namen. Ich weiß, daß ich nie einen Augenblick meines Lebens die Namen der beiden Musen Klio und Urania und ihre Bedeutung vergessen habe, während ich dagegen die Musen des Trauer- und des Lustspiels fast jedesmal verwechsele. Von den drei Parzen ist mir immer die Atropos und ihr Geschäft gegenwärtig, während ich die Bedeutung der Klotho und Lachesis stets mit einander vermenge. Man könnte denken, daß die sogenann-

ten leichten Namen sich fester einprägen müßten, während die schwereren und längeren Namen sich eher verlören. Dieß finde ich bei mir nicht immer bestätigt. Ich habe eine Menge Namen der Prinzessinnen und Prinzen, die in den Märchen von Tausend und Einer Nacht erwähnt werden, wieder vergessen. Allein den langen und schweren Namen der Prinzessin Schemzelnihar habe ich, seitdem ich jenes Märchen las, fest bei mir bewahrt. Der sonderbare Klang eines Namens hilft oft dazu, daß man sich ihn besser einprägt, ebenso wie markirte Physiognomien uns tiefer zu Herzen gehen, als gewöhnliche. Von allen unzähligen Namen der Califen ist mir keiner geläufiger als der von Mostansor Abdilla, obgleich die Namen der ersten Califen nicht nur viel kürzer und leichter sind, sondern auch viel häufiger genannt werden.

In dem Klange mancher Namen lag für mich eine besonders anziehende Musik und Kraft. Ich wiederholte sie daher oft und prägte sie meinem Ohr und Auge mit Vergnügen ein. So z. B. bin ich gewiß, daß ich Abulfeda, Albuquerque, Montezuma ꝛc. später vergessen werde, als alle die Wilhelme, Jacobe, Ludwige, Heinriche und Friedriche von England, Deutschland und Frankreich.

Sehr oft kommt mir ein solcher pikanter Name von selbst ins Gedächtniß oder auf die Zunge, ohne daß ich jedoch herausbringen kann, wohin ich diesen Namen zu bringen habe, und welche Facta oder Umstände mit ihm in Verbindung

stehen. So z. B. fallen mir oft die Namen: „Alabama“, „Tenassaree“, „Cincinnati“ ins Gedächtniß. Ich weiß, wie der Name sich schreibt, ich kann ihn ganz richtig aussprechen, aber ich kann mit aller Anstrengung meines Gedächtnisses nicht ausmachen, ob Alabama ein berühmter arabischer Dichter, ein griechischer Philosoph, eine Provinz in Japan, ein großer Strom in Südamerika oder ein gewisser vornehmer Herr ist, den ich neulich kennen lernte.

Das Umgekehrte ist aber das viel Gewöhnlichere, daß nämlich die Dinge oder die Persönlichkeiten mir vorschweben, ohne daß ich jedoch die Namen dazu finden könnte. Zuweilen sind diese Namen aus meinem Gedächtnisse so ganz und gar verschwunden, daß, wenn ich einen von ihnen wieder höre, ich einen ganz neuen zu hören glaube und mich nicht entsinnen kann, ihn jemals vernommen zu haben. Zuweilen existirt der Name allerdings noch in meinem Gedächtnisse, ohne daß ich ihn jedoch sogleich auf die Zunge bringen könnte. Repetirt man ihn mir, so fällt es mir sogleich wieder bei, daß ich ihn wußte und daß ich ihn für den Augenblick nur nicht f i n d e n konnte. Zuweilen braucht man mir nur ein wenig auf die Sprünge zu helfen durch Erinnerung an Dieses und Jenes, was mit dem Namen in Verbindung stand, um ihn mir sogleich wieder vor die Augen zu führen. Oft weiß ich eine Menge Dinge von einem Namen anzuführen, ohne daß ich ihn doch selbst reproduciren könnte. Ich weiß, z. B., daß er

sich auf —sen, oder —sky, oder —er, oder son endigt, oder mit Le.. oder La.. oder Ber.. oder Ta.. anfängt. Ich weiß, daß mehre u's und o's darin vorkommen; oder ich weiß, daß er sehr übel oder sehr schön klingt. Indem ich an ihn denke, kommt es mir vor, als dächte ich an etwas Glänzendes oder an etwas Schmuziges oder an etwas Wässriges. Es ist wirklich wunderbar, und ich begreife nicht, wie es zugeht, daß ich durch bloßes Fixiren meiner Gedanken auf einen gewissen Namen ihn doch am Ende oft noch herausfinde. Ich merke ordentlich stufenweise, wie er sich mir allmälig nähert, als könnte ich ihn bloß durch meine Willenskraft heranzaubern. Zuerst weiß ich gar nichts davon. Dann kommt es mir vor, als wüßte ich so ungefähr, wie er lautete. Dann scheint es mir, als hätte ich ihn eben bei mir vorüber schweben gesehen, ohne daß ich ihn erhaschte. Es war mir, als wollte er gerade aus dem Schatzkästlein meines Gedächtnisses auf die Zunge herabrollen, als sei er aber wieder zurückgegangen. Dieß wiederholt sich oft mehre Male. Ich glaube ihn so eben noch deutlicher gesehen zu haben, aber nur wie ein Phantom oder wie einen Delphin, der die Oberfläche des Meeres nicht völlig berührte, und den ich daher nicht ganz genau erkennen konnte. Ich zürne, ich ringe und fische noch einmal und siehe da, auf einmal springt er aus dem Wasser hervor und ich halte ihn in Händen, ich weiß selber nicht wie.

Wie oft ist es mir, um aus tausenden ein Beispiel zu nehmen, mit dem Namen des berühmten Reisenden Mungo Park so gegangen. Ich habe ihn gewiß ein paar Dutzend Mal vergessen, mich seiner wieder erinnert und ihn wieder vergessen. Wünsche ich ihn wieder einmal zu haben, so kommt es mir erst vor, als wüßte ich gar nichts davon. Dann aber, wenn ich fortfahre meine Gedanken auf ihn zu richten, schwebt mir etwas von röthlichen und dunkeln Farben vor der Seele, wie man es im Tone des „u" und „o" findet. Weiterhin hallt es dann in meinem inneren Ohre wie Monroe, Monterose, Mugorka, Mumbar. Dann fallen mir Hunde und Neger ein, die den Namen tragen. Und endlich auf einmal ist es als flüsterte mir Jemand: „Mungo Park"! zu.

Oft übrigens ist auch dieses Ringen und Fischen für den Augenblick ganz vergeblich und zuweilen verwickle ich mich um so mehr, je mehr ich arbeite. Es scheint mir, daß ich mich von dem Namen um so mehr entferne, je mehr ich ihn suche. Diese geistige Operation gleicht dann ganz und gar dem Suchen nach einem Ringe, den man ins Wasser fallen ließ. Je mehr man das Wasser trübt und den Grund aufregt, desto schwerer findet man ihn. Ich gebe dann, wenn ich kann, die ganze Sache für eine Zeit lang auf, ich lese, schreibe, oder spreche weiter und bemerke auf einmal nach einem Viertel- oder halben Stündchen, daß der gesuchte Name ganz

plötzlich und wie ohne mein Zuthun klar und hell wie eine Perle mir zu Füßen liegt. Höchst wahrscheinlich ist dann dieses Wunder doch nur eine natürliche Folge meines vorhergehenden Suchens. Die Gewässer oder die Kräfte meines Gedächtnisses waren einmal in Bewegung gesetzt, arbeiteten vielleicht ohne mein Zuthun fort und werfen endlich den gesuchten Namen ans Ufer, indem sie den alten Spruch: „Suchet, so werdet ihr finden", doch noch zu Ehren bringen.

Unglücklicherweise sind die Zwischenräume zwischen dem Suchen und Finden oft unglaublich lang, und ich entsinne mich oft erst nach Jahren wieder eines Namens, den ich vor Jahren suchte. So ging es mir z. B. neulich mit dem Namen der schönen Geliebten Ludwigs XIV. Madame la Duchesse de La Vallière. Vor einem Jahre, als ich in Paris und im Garten der Tuillerien selbst war, sollte ich diesen Namen einer Dame nennen und konnte ihn trotz aller Bemühungen nicht herausbringen. Neulich gedachte ich einmal wieder meiner damaligen Beschämung meines schmählichen Geständnisses krasser Unwissenheit. Ohne weiteres aber war mir dabei der Name der La Vallière mit Vornamen und allen andern Umständen gegenwärtig, und doch weiß ich sicher, daß ich in der ganzen Zwischenzeit von dieser Dame weder gelesen, noch gehört, noch gesprochen hatte, und wußte auch, daß ich durch viel vergebliche Bemühungen desappointirt, die Hoffnung bereits ganz aufgegeben hatte, seiner je

wieder habhaft werden zu können. Zuweilen kommen mir, ganz ohne daß ich sie suche, Namen von Personen und eine Menge mit ihnen verknüpfter Umstände wieder ganz frisch und lebhaft vor, von denen ich schon seit langer Zeit geglaubt hatte, daß sie in meinem Kopfe unter der Asche und dem Staube der Vergessenheit begraben seien.

So ging es mir neulich mit einigen von den alten Königen von Taurien, die alle so schwer zu behaltende und wunderliche Namen haben. Ich wußte sie ganz genau. In diesem Augenblick sind sie wie Schatten der Unterwelt schon völlig wieder verschwunden und haben sich — Gott weiß! — in welcher tief verborgenen Höhle der Gefilde meines Gedächtnisses versteckt, wo es ihnen belieben mag, Jahre lang zu verbleiben, bis es ihnen — wer weiß, wann? — vielleicht gefallen wird, wieder einmal daraus hervorzutauchen und an meinen Geistesaugen ganz unberufen vorüber zu schreiten. So capriciös wie diese Könige aus Taurien, sind alle Dinge und Personen, Data und Facta, die ich in meinem Kopfe habe. Sie haben alle ihren eigenen Willen, kommen und gehen, dringen sich mir auf und laufen mir weg, wie eigensinnige Sklaven. Und ich bin mitten zwischen ihnen ein schlecht bedienter Herr, der nicht zu befehlen weiß und keine Gewalt über sie besitzt.

Bedauerlicher und unbequemer noch als meine Vergessenheit in Bezug auf die in der Geschichte oder in der Lite=

ratur bedeutenden Namen ist die eben so große in Bezug auf die Namen der lebenden Personen, mit denen ich umgehe. Denn jene läßt mich nur über meine Unwissenheit erröthen, und giebt höchstens dem, der mit mir spricht, Gelegenheit, mir einzuhelfen und seine Suprioritàt über mich zu zeigen. Mit diesen dagegen beleidigte ich natürlich hundert Menschen, die Anspruch darauf haben, daß ich sie und ihre Namen genau kennen sollte.

In der That unsere Freunde und wir alle mit einander denken gewöhnlich: „Mein Gott, welches Interesse kann er wohl für mich haben, wenn er nicht einmal meinen Namen, Stand und Titel gehörig weiß“. — Wie oft empfinden wir es nicht schon unangenehm, wenn Andere unsern Namen auf den Briefen ein „l“ hinzufügen oder ein „h“ weglassen; oder statt eines „y“ ein „i“ setzen; oder statt unserer Vornamen uns entweder gar keine oder verkehrte geben. Wie oft habe ich nicht schon solche freundliche Reprimanden wie diese vernehmen müssen: „Ei! ei! lieber Freund, wissen Sie denn noch nicht, daß wir uns hinten nicht — „berg“, sondern — „bergh“ schreiben“! Ein falsch gesetzter Vorname ist beleidigender, weil es das Individuum persönlich betrifft. Aber eine falsche Buchstabirung des Familiennamens ist auch arg, weil es den Stolz des ganzen Hauses verletzt. Die Diplomaten und Hofleute, die am besten wissen, wie man das Zartgefühl und die Eitelkeit Andrer am leichtesten verletze oder schone, wissen daher immer genau, wie alle die

Familiennamen ihrer vornehmen Verwandten und Freunde buchstabirt werden. Oder haben sie dazu ein zu schwaches Gedächtniß, so haben sie den gothaischen Grafen-Calender oder genealogische Dictionnairs bei der Hand, deren sie sich ebenso fleißig bedienen, wie der Gelehrte seiner hebräischen Wörterbücher. Bloß die plebejischen Namen erlauben sie sich falsch zu buchstabiren und zu corrumpiren. Zuweilen affectiren sie auch, sie ganz vergessen zu haben. Es scheint ein so großer Theil unseres eignen Wesens und unsrer Person in unserem bloßen Namen zu stecken, daß wir gar nicht glauben, einen Menschen überhaupt zu kennen, dessen Namen wir nicht wissen.

Daher erwarben sich auch die Leute, welche sich die Gunst Vieler erhalten müssen, wie z. B. die Könige, die Feldherren, die römischen Consular-Candidaten &c. ein so eminentes Namengedächtniß, das sie bei jeder Gelegenheit übten und mit dessen Hilfe sie dann jeden Soldaten oder Hofmann bei seinem richtigen Vor- und Zunamen anzureden wußten. Wie sollten die guten Leute, wenn man sie: „lieber Gottfried“! oder „guter Jacob“! oder „mein bester Titus“! anredete, zweifeln, daß der hohe Herr sie nicht durch und durch kenne und nach Verdienst hochschätze.

Ich bin nun glücklicherweise weder ein Aristokrat, der die Familiennamen aller Grafen des römischen Reichs richtig zu buchstabiren, noch ein Feldherr, der die Taufnamen aller

seiner Soldaten, noch ein Consular-Candidat, der die Zunamen aller Krämer wissen muß und habe daher ein unerträglich schwaches Personen- und Namengedächtniß. Ganz richtig schreibe ich die Namen nur weniger meiner Correspondenten. Von fast keinem weiß ich leider den Vornamen. Von vielen meiner Bekannten dagegen weiß ich wiederum nur den Vornamen, indem ich es entweder versäumt habe, mich nach dem Familiennamen zu erkundigen oder weil ich diesen stets wieder vergessen habe. So z. B. kannte ich fünf bis sechs Jahre hindurch ein gewisses Fräulein Jenny, mit der ich ziemlich vertraut war, die ich häufig sah, der ich das Garn hielt, wenn sie wickelte, der ich die Noten umdrehte, wenn sie spielte, deren Familiennamen ich dennoch nie erfahren oder behalten habe. Ihren Vornamen wußte ich, weil sie von aller Welt „Fräulein Jenny" genannt wurde und beruhigte mich dabei.

Ich habe schon manchen Herrn Jahre lang in Gesellschaft gesehn und gesprochen, den ich „Herr Doctor" oder „Herr Hofrath" nannte oder wie nun eben sein Titel war, ohne daß ich je, wie er unserer Vertraulichkeit gemäß gewiß vorsetzte, seinen Namen gewußt hätte. Wenn ich in einem neuen Familienkreise bekannt wurde, so dauerte es immer zwei Olympiaden, bis mir die Verhältnisse, die Verwandtschaft, die Namen aller Familienmitglieder nur einigermaßen geläufig waren. Und ich könnte mehrere Familien nennen, wo ich ganz vertraut war und wo ich doch längst darauf verzichtet

habe, daß ich auf dieser Welt noch die Namen aller Töchter und Söhne erfahren werde. Ich bin daher zu einem Diplomaten vollkommen verdorben.

Natürlich gerathe ich auf diese Weise alle Augenblicke in die größte Verlegenheit und ich habe oft keine geringe Klugheit nöthig, um mich aus diesen Verlegenheiten zu helfen. Von den meisten meiner Correspondenten habe ich die Namen auf ein Blatt geschrieben. Da ich aber diese Register gewöhnlich verwerfe und zur rechten Zeit nicht finden kann, so helfen sie mir auch nicht viel. Einmal correspondirte ich ein halbes Jahr ziemlich lebhaft mit einem Herrn in England, dessen Namen und Adresse ich jedes Mal vergaß. Ich hatte dieselbe auf verschiedene Zettel und in verschiedeue Bücher geschrieben. Hatte ich einmal seine Adresse richtig gemacht, so hielt ich es für unmöglich, daß ich sie wieder vergessen könnte. Allein bei jedem neuen Briefe entstand wiederum die alte Verlegenheit und ich hatte dieselbe Noth, die Zettel mit seiner Adresse aufzufinden.

Alle Worte einer Sprache, nicht bloß die sogenannten nomina propria, sind am Ende Namen für gewisse Dinge und Begriffe. Und wer ein schlechtes Namensgedächtniß hat, wird daher auch in der Regel wenig geschickt sein zum Erlernen fremder Sprachen, wenngleich hier allerdings Etymologie, Analogie und Aehnlichkeit mit andern Sprachen

in vielen Fällen mehr helfen, als bei den eigentlichen nominibus propriis.

In der That erinnere ich mich, daß von jeher der Schatz von Worten, der mir in verschiedenen Sprachen zu Gebote stand, ein sehr geringer war. Selbst in meiner eignen Muttersprache besitze ich eine sehr geringe copia verborum und es ereignet sich nicht selten, daß ich einen ziemlich bekannten Ausdruck vergebens suche.

Auch bei der Sprache wiederum finde ich dieselbe merkwürdige Erscheinung unausfüllbarer Lücken meines Gedächtnisses, auf die ich oben hindeutete. Ich habe z. B. im Französischen und Lateinischen und Englischen eine Menge sehr gewöhnlicher Ausdrücke, welche für mich, wie die Engländer sich ausdrücken, stets „hard words“ geblieben sind, und deren ich mich, so oft sie auch vorkommen, doch nie habe bemächtigen können. Das Sonderbare ist dabei, daß ich doch immer im Verlauf der Lectüre und des Studiums der Sprache neue Worte zugelernt habe, während ich vor jenen alten, vor denen ich einmal stutzte, dann immer wieder die Segel strich.

Auch hieraus scheint mir wieder hervorzugehen, daß man es bei Arbeit der Eingravirung von Dingen in die Gedächtnißtafel leicht von Anfang herein für immer versehen kann.

Unser Auswendiglernen muß wirklich eine große Aehnlichkeit mit der Kunst des Graveurs haben, der in seiner Tafel eher ein ganz neues Wort auf einer ganz neuen Stelle

eingräbt, als daß er ein altes, was einmal falsch dastand, richtig, schön und deutlich corrigiren könnte.

Uebrigens meine ich nicht bloß, daß wir in unserer Jugend gleich Alles tüchtig und exact lernen sollen, sondern daß es auch für das, was wir noch im spätern Alter lernen, eben so wichtig ist, es gleich ordentlich hinzustellen. Jedes neue Gebiet der Kenntnisse, das wir betreten, jede neue Sprache, die wir erlernen, bringt wieder eine Art von Jugend mit sich, und jedes frische Unternehmen dieser Art hat seinen Frühling in uns, wo man besonders aufmerksam und vorsichtig sein muß. Unsere ganze Seele ist dann gewissermaßen jung, weich und empfänglich, in Bezug auf diesen neuen Stoff. Da kommt es darauf an, daß man das glühende Eisen richtig schmiede. Beulen und Höcker, die bei dieser Arbeit bleiben, sind später, wenn das Metall hart geworden ist, sehr schwer wieder auszufüllen und wegzufeilen. Mir geht es ganz besonders so. Meine ersten Fortschritte in jedem Dinge sind rasch und groß, mein erster Eifer ist ungemessen und macht mir, so lange dieser Frühling dauert, Alles leicht. Nachher wird bald Alles starr und kalt und kostet mich dann doppelte und dreifache Arbeit. Wenn ich daher z. B. eine neue Sprache lerne, so thue ich alle Kammern meines Gedächtnisses auf und lasse Vocabeln hinein strömen. Je angestrengter und thätiger ich gleich zu Anfang arbeite und je mehrere dieser Vögel ich gleich von vornherein einfange, desto mehrere behalte ich. Diese Erstlinge sitzen

alle ziemlich fest. Alles, was später noch hinzukommt, schlägt immer losere und losere Wurzeln, je später es kommt. Ich übernehme es jetzt jedenfalls noch eher, eine neue Sprache von Grund aus zu lernen, als die lückenhaften Thesauri und Wortregister meiner alten Sprachen zu vervollständigen, und ich bin ganz der Meinung der Schneider, daß es schwerer sei, ein altes löcheriges Kleid so auszuflicken, daß es wieder gut und brauchbar werde, als das ganze Kleid noch einmal von Neuem zuzuschneiden.

Sehr häufig pflegt die Natur diejenigen Menschen, denen sie ein schlechtes Zahlen- und Namen-Gedächtniß giebt, mit einem um so besseren Sachengedächtniß zu entschädigen. Wenigstens muß man so glauben, wenn man die Leute so sprechen hört: „Die Namen und Zahlen behalte ich sehr schwer. Dagegen die Sachen, die Ereignisse, die Dinge, die Personen selbst, das Wesentliche vergesse ich nicht so leicht". Was mich betrifft, so ist die Natur grausam genug gewesen, mich auf diese Weise nicht zu entschädigen. Mein Sachen-Gedächtniß ist nicht viel besser als mein Zahlen- und Namen-Gedächtniß.

Ich habe in meinem Leben wohl hunderttausend pikante und lehrreiche Geschichtchen, Märchen, Erzählungen und Anekdoten gehört. Aber ich habe sie fast alle sammt und sonders wieder vergessen. Ich habe von Jugend auf eine wahre Passion gehabt, den Geschichten-Erzählern zuzuhören. Ich er-

innere mich eines Jugendfreundes, der voll kleiner Geschichtchen war und der sie sehr gut vortrug. Als ich noch ein Kind war und noch nicht einmal wußte, was eine Anekdote zu bedeuten hatte, bat und plagte ich diesen Freund häufig, mir Anekdoten vorzuerzählen, so lange, bis er es that. Ich dachte mir unter einer Anekdote das witzigste und amüsanteste Ding von der Welt. Es war mir der größte Genuß, ihn anzuhören. Alle seine Geschichtchen gingen mir völlig zu Herzen. Ich genoß sie mit meiner ganzen Seele. Ich lachte dabei bis zu Thränen. Aber ich hatte sie beinahe in demselben Augenblicke wieder vergessen, wo ich sie hörte. Ich habe alle Märchen von Tausend und Einer Nacht mit Wonne und Entzücken durchgelesen. Ich habe die Werke des Herrn von Montaigne, bei dem auf jeder Seite eine hübsche und charakteristische Erzählung vorkommt, zweimal durchstudirt. Ich habe den ganzen Plutarch, der eine Sammlung unzähliger schönen Geschichten ist, — ich will nicht sagen — gelesen, sondern mit dem größten Behagen genossen, geschlürft, verschlungen. Ich habe alle die zahllosen Anekdoten, die man von Friedrich dem Großen, von Napoleon nnd anderen großen Männern erzählt, kennen gelernt. Ich habe mich Monate, Jahre lang damit unterhalten und meinen Geist genährt. Aber wenn jetzt Jemand zu mir käme und mich bäte, ich möchte ihn nur ein Viertelstündchen lang mit hübschen Anekdoten unterhalten, so würde er mich in die größte Verlegenheit setzen. Denn ich wäre nicht dazu im

Stande, nicht nur wegen des mir mangelnden Erzählertalents, sondern auch, weil ich alle Geschichtchen wieder spurlos vergessen habe. Auch nicht einmal gelegentlich fällt mir die eine oder die andere dieser tausend und tausend hübschen Geschichtchen wieder ein. Ja sogar diejenigen pikanten Ereignisse, die ich selbst mit erlebt habe, sind mir oft gänzlich entfallen.

Wie mit solchen kleinen Geschichten, so ist es mit den größeren Ereignissen der Weltgeschichte. Auch sie haben sich meinem Gedächtnisse auf eine nur sehr lose und unbestimmte Weise eingeprägt. Ich habe nicht nur Beckers Weltgeschichte, Rottecks Weltgeschichte, Hume's Geschichte von England, Robertsons historische Werke, Chateaubriands geschichtliche Schriften, Karamsins Geschichte von Rußland, Sismondi's Geschichte der italienischen Städte, Ranke's Geschichte der Päpste, Raumers Geschichte der Hohenstaufen, Herodotus, Xenophon, Tacitus, Thiers und Mignets Geschichte der französischen Revolution und andere zahllose bändereiche historische Werke, Tractate, Biographien, ganze Biographien-Sammlungen, Annalen, Chroniken in Masse durchgelesen, sondern ich habe auch noch dazu Jahrzehente lang täglich den Inhalt einer ganzen deutschen Zeitung und zuweilen auch noch den einer französischen oder englischen in den Speicher meines Gedächtnisses hineingeschüttet, so daß dieser Speicher,

wenn er auch nur den zehnten Theil davon in gutem und brauchbarem Zustande conservirt hätte, im Stande sein müßte, meiner Combinationskraft und meinem raisonnirenden Verstande für mein ganzes Leben historischen Stoff und Facta hinreichend und in Fülle zu liefern.

Allein es kommt mir vor, als spürte ich von allen diesen genossenen Dingen in mir durchaus nicht mehr, als von allen den Pasteten, Hammelbraten, Kräutersuppen, Brotschnittchen, Butterbemmchen, Stollen, Striezeln, Klaben, Hörnchen, Mince Pies und Soufflés, die ich ebenfalls im Verlauf meiner Tage meinem Magen anvertraute. Mein geistiger Gaumen hat sich eine kurze Zeitlang an dem Genusse erfreut, mein Geist hat ein paar Tage lang Nahrung daraus gesogen, mag etwas Weniges davon in Fleisch und Blut verwandelt haben. Aber die Hauptmasse der Nahrung schickte er wieder, wie der Körper zum Organismus hinaus, als hätte er gar nicht vom Schöpfer das Privilegium, vermittelst des Gedächtnisses Alles bei sich behalten zu können, vor diesem voraus. Ein Thier nimmt so viel Nahrung zu sich, daß es einige Stunden daran wiederkäuen kann. Hätte mein Gedächtniß seine Schuldigkeit gethan, so müßte ich mich jetzt nach so vielfältiger Lectüre ein Jahrhundertlang an meiner geistigen Nahrung ruminiren können. So wie aber die Sachen bei mir stehen, so fühle ich trotz des steten Durchmarsches von Büchern, von Ereignissen, von Gedanken, die nichts oder wenig in meinem Kopfe zurück-

lassen, stets von Neuem wieder dieselbe Leere in meinen Gedächtnißschatz kommen.

Und kaum habe ich ein Buch durchgelesen, so greife ich schon wieder zu einem andren, das ich wieder in diesen unausfüllbaren Schlund hinabstürze, ohne daß ich auch nur den geringsten Effect davon verspürte. Ich weiß die Geschichte keines Volkes, keiner großen Staatsrevolution, keines einzelnen großen Mannes von Anfang bis zu Ende deutlich Punct für Punct zu erzählen, weil mir die Facta und wichtigsten Monumente ebenso wohl als die Namen und Data überall fehlen. Jedes examen rigorosum über irgend einen Theil der Geschichte würde mich zu Schanden machen. Ich habe selbst zwar hie und da schon Geschichte und Geschichten vorgetragen, allein ich war nur dazu im Stande, wenn ich den Gegenstand nicht bloß kurz zuvor gelesen, sondern auch selbst studirt und durcharbeitet hatte. Und in der Regel wurde mir das Ganze erst deutlich, indem ich darüber anfing zu sprechen, zu schreiben und zu entwickeln. Das klare Bild, was ich meinen Zuhörern auf diese Weise hervorzauberte, verschwand aber für mich selbst wieder fast so schnell als es geschaffen war, in Nichts. Wie lange es in ihrem Kopfe blieb, weiß ich nicht.

Mehr noch als die politische Geschichte hatte mich die Sitten-Geschichte der Menschen interessirt. Ja, ich habe mir sogar lange Zeit hindurch eingebildet, daß sie mein ei-

gentliches Fach sei. Ich habe daher in dieser Beziehung eine unzählige Menge von sittenschildernden ethnographischen, geographischen und reisebeschreibenden Werken über die Engländer, Franzosen, Deutschen, Schweden, Russen, Lappen, Samojeden, Mongolen, Kalmücken, Kirgisen, Tschuwaschen und Tungusen gelesen und zwar mit Eifer und wahrer Genugthuung. Aber auch dieß ist mir Alles fast spurlos durch die Seele gegangen. Ebenso ist es mir sogar mit meinen eigenen Beobachtungen der Sitten fremder Völker gegangen. Ich habe, von Wissensdrang getrieben, selbst einige fremde Länder und Nationen besucht, ihre Sitten in der Nähe gesehn und sogar versucht, aus meinen eignen Anschauungen Sittengemälde für Andere zusammenzustellen. So lange ich an diesen Gemälden malte, hatte ich Alles deutlich vor Augen. So wie sie aber fertig waren, vergaß ich das Meiste wieder bis auf den letzten Rest. Nur einiges Wenige hing sich mir zufällig, ich weiß nicht aus welchem Grunde, an. Ich komme immer in die größte Verlegenheit, wenn ich Jemandem etwas von den Nationen, von denen ich selber gelesen oder geschrieben habe, erzählen soll.

Dem Allen nach komme ich mir vor, wie ein erhitzter Felsen, auf den es beständig Kenntnisse und Erfahrungen und Bücher und Geschichten herabregnet, ohne daß er je davon befeuchtet und befruchtet werde. Jeder Tropfen schlägt auf, zischt auf und vergeht in Dampf, statt daß er mit den andern Tropfen zusammen einen Bach bilden sollte.

Indeß auch hier bei meinen Facten und Sachen-Gedächtniß zeigt sich dieselbe Caprice meiner Geistesanlagen wie bei dem Behalten anderer Dinge von denen ich oben sprach. Hätte ich überhaupt ein schwaches Gedächtniß, so sollte man denken, daß ich es in Bezug auf jede Anekdote, in Bezug auf jede Geschichte und jede Sitte auf gleiche Weise schlecht gehabt hätte. Allein dies ist nicht der Fall. Ausnahmsweise blieben mir doch einige ganz fest und fast unzerstörbar ankleben, so daß ich sie, selbst wenn ich gewollt hätte, nicht los werden konnte. Dazu noch waren dieß nicht etwa solche, die mich durch ihre Bedeutsamkeit, ihren scharfen Witz, ihren kräftigen Inhalt besonders anzogen, oder die mir zu einer besonders günstigen Zeit oder mit einem besondern Aufwande von Geist und Witz von Seiten des Erzählers mitgetheilt wurden; sondern oft gerade ganz umgekehrt solche, die mich zur Zeit nicht mehr interessirten, als andere. So z. B. weiß ich eine Anekdote von Friedrich dem Großen, zwei oder drei von sehr humoristischen Einfällen von Oestreichern, die ich schon seit zwanzig Jahren nicht vergessen und schon hundertmal wieder erzählt und gelegentlich angebracht habe. Ich weiß auch noch sehr gut den Mann, von dem ich diese oder jene Anekdote habe. Er erzählte sie sehr trocken und wenig ansprechend, während ich andere Anekdoten, die ich auf die geistreichste und hübscheste Weise vortragen hörte, völlig vergaß. Ich war acht Monate in England und hörte während dieser Zeit eine solche Masse der launigsten Geschichten von Irlän-

dern, daß, wenn sie noch alle meinem Geiste gegenwärtig wären, ich eine sehr werthvolle und interessante Sammlung davon besäße.

Allein alle Zeit parat und auf der Zunge habe ich nur eine einzige triviale irische Anekdote, die mir einmal in meiner Jugend ein alter Herr erzählte. Sie handelte von einem Bewohner Erins, der sich am Sonntage seine Strümpfe umwendete, um auf diese Weise ein Loch daraus verschwinden zu machen, welches sich während der Wochentage darin ausgearbeitet hatte. Diese Anekdote habe ich dreißig Jahre fest gehalten, alle Jahre ein paarmal erzählt, und ich werde diese dumme Geschichte erst auf meinem Todtenbette aus dem Kopfe kriegen. Einige wenige Sitten und Gewohnheiten fremder Nationen weiß ich so genau, daß ich sie immer auf der Zunge habe, und mich jedesmal bei dem Gedanken an diese fremde Nation zugleich an diese gewisse Sitte und Gewohnheit erinnere. So z. B. wenn mich Jemand bittet, ich soll ihm einmal etwas Interessantes von den Esthen erzählen, so erzähle ich ihm, daß die Frauen bei ihnen Schuhe zu tragen pflegen, welche mit rothen Bändern eingekantet sind, deren grelle Farbe sehr in die Augen sticht. Fragt mich Jemand nach den Letten, so sage ich, daß bei ihnen auch die Weiber sogar reiten und eben so zu Pferde sitzen, wie die Männer und daß die Letten im Uebrigen sehr gute Leute sind. Sind es die Russen, von denen man spricht, so kann ich nicht umhin, von der Composition ihres Tschi und von ihrer Leidenschaft für den Thee zu spre-

chen. Erwähnt man die Tartaren so weiß ich gewöhnlich nichts als ihre Manie für Pferdefleisch zu schildern.

Kommt auf die Engländer die Rede, so wende ich das Gespräch gewöhnlich so, daß die Unterhaltung auf die Einrichtung ihrer Haus- und Familienbibliotheken verfällt und diese beschreibe ich dann. Spricht man von den Franzosen, so pflege ich nicht zu unterlassen, einzuflicken, daß man sie fälschlich der Treulosigkeit in Sachen der Freundschaft beschuldigt, und führe dann drei Beispiele treuer französischer Freundschaft an, die ich selber erlebt habe.

Ich weiß zwar sehr wohl, daß es sehr vielen, ja ich darf behaupten, den meisten Menschen ähnlich wie mir geht. Die meisten Anekdoten-Erzähler haben in der Regel nur eine gewisse Anzahl von Geschichten, die sie ein für allemal in ihren Garten verpflanzt haben, und die da grünen und blühen und die sie immer wieder von Neuem jedem Gaste zeigen und wieder zeigen. Ich habe ausgezeichnete Geschichtsforscher gekannt, deren Geist sich in so hohem Grade auf gewisse Puncte aus der ungeheuren Factenmasse und dem großen Ereignißstoff, den sie beständig bearbeiteten, fixirt hatte, daß sie ihn nicht davon wegzubringen im Stande waren.

Man denke nur an unsere deutschen examinirenden Professoren, die auf gewisse Liblingsfacta ihr ganzes Leben lang zurückkommen. In der Unterhaltung, so wie in ihren Schriften, merkt man bald, daß einige Puncte bei ihnen fester stehen als andere. Das Wesen aller Menschen dreht sich um

gewisse Lieblingsideen, Lieblingsphrasen, Lieblingsanekdoten, Lieblingspersonen. Nur hat der Eine einen größern, der Andere einen engern Kreis von solchen Lieblingsdingen um sich gezogen. Und nur die außerordentliche Enge meines Kreises, die entsetzliche Dürftigkeit und Verwilderung meines Gedächtnißgartens ist es, die mich in Verwundrung setzt, daß es nur ein halbes Dutzend Geschichten sind, die ich beherrsche, daß es nur ein Dutzend historischer Kenntnisse sind, die bei mir sich einnistelten, daß ich nur ein paar Dutzend Ideen mir so einverleibte, daß sie in mir lebendig wirken und blühen.

Ich bin in meinem Leben einer Menge von Menschen begegnet, die zehnmal weniger Dinge gesehn und gelesen hatten und die doch in Folge ihres guten Gedächtnisses sich einen weit hübschern Schatz von Kenntnissen gesammelt hatten, als ich. Ich denke hier keineswegs an die geistreichen Engländer und Franzosen oder an die berühmten deutschen Gelehrten, denen ich hie und da zu begegnen das Glück hatte, sondern an kleine Bürgersleute und Bauern denke ich, die sich in ganz engen Kreisen bewegten und deren Köpfe mir doch mehr „voll von Stoff, gleich einem Ei voll Dotter", wie es in Shakespeare heißt, zu sein schienen, als mein eigner Kopf, der mir stets hohl zu bleiben scheint wie ein Jerichoapfel. So z. B. wohne ich eben jetzt bei einem kleinen Bauer, der alle seine Lebenserfahrungen bloß in einem Dutzend Dörfern der Nachbarschaft und in einer einzigen Stadt, die er zu

Zeiten an Fest- und Markttagen besucht, gesammelt hat. Er hat nur eine einzige Reise in seinem Leben zwölf Meilen weit gemacht und alle seine sonstige Kenntniß hat er blos aus seiner Bibel und aus den jährlich erscheinenden Volkscalendern geschöpft. Ich bin, was meine Reisen, Erfahrungen, Lebensanschauungen und Lectüre anbetrifft, ein wahrer Riese gegen diesen Menschen und doch schrumpfe ich, vermöge der Schwäche meines Gedächtnisses, oft genug vor ihm zum Zwerge zusammen. Er weiß bei allen kleinen und großen Ereignissen des Lebens ein hübsches Sprüchlein aus der Bibel zu citiren, das da tröstet, ermuntert oder erfreut. Er erinnert sich von diesem oder jenem großen Mann bald das Eine oder das Andere gehört oder gelesen zu haben, das er mit Laune vorträgt. Er bringt überall hübsche und lehrreiche Sprüchwörter und Reimchen an, die er nur in seinem Dorfe gesammelt hat und würzt sich und den Seinigen seine Abend- und Tischgespräche. Ich, der ich nicht bloß seine Dorfsprüchwörter mir selber alle gesammelt habe, sondern auch von allen spanischen, englischen, französischen, deutschen Sprüchwörtern und denen anderer Nationen Kenntniß genommen habe, tappe dann dabei, um ihm wieder zu dienen, in meiner Gedächtnißkammer umher. Allein ich finde alle Säcke leer, alle Eier ausgeblasen, in Folge des unerträglichen Zustandes meines Gedächtnisses. Ich greife in dunkle Räume.

Ich weiß zwar sehr wohl, wie ich, trotz dem, daß ich

diesem Manne in Bezug aufs Gedächtniß und Redegeschick nicht gleich komme, doch noch meinen besondern Werth für mich haben kann und daß er mir wieder in ander er Beziehung nicht gleich kommt. Und daher denke ich gewöhnlich: „Jeder hat seinen Werth für sich“, höre ihn an, genieße seinen Vorrath, den er ausschüttet und philosophire für mich im Stillen darüber, ohne es mich anfechten zu lassen. Allein dennoch überkommt mich zuweilen in seiner Nähe ein wahrhaft unheimliches Gefühl meiner eignen Leere. Andern gebildetern, kenntnißreicheren und gedächtnißstärkeren Menschen gegenüber habe ich dieses Gefühl der Leere zuweilen natürlich noch in weit höherm Grade und es überfällt mich mitunter wie ein wahres Alpdrücken. Wenn solche erfahrene Männer die Schatzkästen ihrer Kenntnisse aufthun und hübsche Aussprüche großer Geister, zierliche und liebliche Erzählungen, witzige Einfälle und Citate, merkwürdige Ereignisse und Erscheinungen daraus hervornehmen und diese ganze Fülle im Laufe der Conversation wie eine Perlenschnur sich an einander reihen lassen, wenn sie das mit Geist behandelte Thema mit allerlei Beispielen und lehrreichen Anspielungen auf diese und jene Person würzen und wie geschickte Köche ein Gericht vom anmuthigsten Dufte bereiten und wenn ich dann aus Mangel an Gedächtniß und présence d'esprit so wenig helfen kann, das Feuer zu schüren, so denke ich zwar in der Regel: „Ah, das ist schön. Hier bin ich an meinem Platze. Hier kann ich lernen. Ihr wißt und könnt. was

ich nicht weiß und vermag. Wohlan laßt euch hören. Ich will genießen".

In der Regel, sage ich, denke ich so vernünftig. Zuweilen aber fallen auch meine Gedanken ganz anders und sehr zu meinem Nachtheil aus, nämlich so: „Gott im Himmel! denke ich, du bist doch auch einer der unwissendsten und unglückseligsten Köpfe, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Wie ist es nur möglich, daß dir bei diesem so interessanten Thema ganz und gar nichts einfällt? Ist es doch, als hättest du von diesen Dingen, von denen jetzt eben die Rede ist, kein sterbendes Wörtchen vernommen. Ist es doch als wäre dir Verstand, Gedächtniß und Zunge gebannt, als könntest du weder Mu noch Bu sagen. Wie kann ein Mensch, der seine fünf Sinne noch nicht verloren hat, nur so stumm da sitzen. Wie kannst du zugeben, daß diese Leute, die, wenn du gegen sie schriebest, nicht gegen dich aufkommen könnten, sich im Gespräche dir so vollkommen überlegen zeigen? Kannst du denn deine Faust nicht ein wenig schütteln und rütteln? Will kein Funke entstieben dem Hirn? Gebehrdest du dich nicht wie ein ewiger Schüler und Anfänger in der Kunst des Denkens und Sprechens? Gewiß, der Grieche, welcher die Fabel von dem Fasse der Danaiden erfand, kannte dich schon zuvor und machte diese Mythe expreß auf deinen Kopf; denn hast du nicht beständig hineingefüllt? Und findest du ihn nicht, wenn du dich Hilfe suchend an ihn wendest, ewig leer"? Indem

ich so zu mir spreche und denke, entfällt mir dann völlig der Muth und das Vertrauen und ich versinke in eine bodenlose Verzweiflung.

Ich komme mir vor wie eine Blase, der man einen Stich beigebracht hat und die nun ausgelaufen und zusammengeschrumpft daliegt. Ich denke an das Märchen von dem schlesischen Weibe, der Rübezahl Goldstücke gab und die am andern Tage in ihrem Kasten diese Goldstücke in trockne Blätter verwandelt wieder fand. Begegnet mir in diesem Zustande der Schaam und die Reue eines derjenigen Bücher, die ich dem Titel zufolge geschrieben haben soll, so werfe ich es in den Ofen. In solchen Augenblicken verbrenne ich meine Manuscripte. Ich wage den ganzen Tag über nichts zu schreiben, weil ich denke: ein solcher Mensch kann nicht schreiben, ist nicht werth zu schreiben. Alles dieß Geschreibe, denke ich, ist nichts als Täuschung und Spiegelfechterei. Ich lege mich auf das Sopha und bleibe da liegen, indem ich bald zu diesen bald zu jenen Büchern greife. Sie ekeln mich alle an und kommen mir so leer, hohl und dumm vor, wie ich selber bin — bis mir dann endlich einer meiner Lieblingsschriftsteller Salomo, Plato, Montaigne, Plutarch oder ein anderer in die Hände fällt und bis mich darin dieser oder jener Gedanke frappirt. „Halt", sage ich mir dann, „das hast du ja auch schon oft gedacht. Ganz Dasselbe, ganz eben so hast du es gedacht. Und dieß ist der berühmte Salamo, dieß ist der allgemein verehrte Jesus Sirach, dieß ist der geliebte

Montaigne — und das bist du! Es kann doch so verzweifelt nicht um deinen Geist stehen". — Ich lese weiter. Es fällt mir wieder etwas ein. „Das ist der Mühe werth, es nieder zu schreiben". Ich springe auf, greife zu Griffel und Papier und setze den Gedanken, der mir durch den Kopf kreuzte, nieder.

Gleich fällt mir noch etwas dabei ein. Ich schreibe es auch auf. Allmälig, allmälig komme ich völlig wieder ins Schreiben hinein. Die Dinte wird flüssiger und wärmer. Und ich schreibe dann, so zu sagen, mich wieder in mich selbst hinein. Ich sitze wieder im Sattel. „Ach", sage ich, „ich erkenne es wohl, nicht die Zunge, sondern die Feder ist dein Talisman und dein Schild. Sie ist deine Zauber= und Wünschelruthe". Und dann arbeite und spinne ich wieder wie zuvor an und in mir fort, an einem Faden, der nie endet.

Man kann zwischen der conservirenden Fähigkeit unseres Geistes, durch welche sich sein ganzes Wesen in seiner Totalität und im Zusammenhange darstellt, und die man eben Gedächtniß nennt und zwischen der vermittelnden Erinnerungsfähigkeit noch unterscheiden. Die eine dieser Kräfte kann sehr stark sein, während die andere sehr schwach ist. Um deutlicher zu machen, was ich meine, möchte ich in dieser Beziehung das Gedächtniß mit einem großen Magazin, in welchem alle unsere geistigen Schätze niedergelegt sind, und die Erinnerungsfähigkeit mit einem Diener, der in uns an=

gestellt ist, um uns bald diesen, bald jenen Schatz, dessen wir bedürfen, zu holen, vergleichen. Es giebt Menschen, die in ihrem Gedächtnisse große Schätze sehr gut aufgespeichert haben, deren Erinnerungsfähigkeit aber so schwach ist, daß sie sich nicht immer und nicht aller dieser Dinge sofort bedienen können. „Ich weiß es sehr gut", hören wir daher solche Menschen oft sagen, „aber ich kann mich eben jetzt nicht recht darauf besinnen". Jene vermittelnden Handlanger zwischen unserm Geiste und unserer Gedächtnißkammer sind in der Regel noch weit wichtiger, als das Gedächtniß selbst. Sind diese Diener recht prompt, recht rührig, recht scharfsichtig, so finden sie im Gedächtnisse am Ende wohl Alles wieder. Denn man sagt ja mit Recht, daß eigentlich in unserem Gedächtnisse, selbst wenn es grundschlecht ist, nichts ganz völlig zu Grunde geht. Alle Eindrücke lassen darin eine mehr oder minder starke Spur zurück, je nach der Stärke des Eindrucks und je nach der Empfänglichkeit des Gedächtnisses. Ist nur die Erinnerungskraft, die Besinnungsfähigkeit recht energisch und recht scharfsinnig, so weiß sie oft selbst die geringsten und schwächsten Spuren wieder aufzufinden. Bei mir ist Beides schwach, Gedächtniß sowohl als auch Erinnerungsfähigkeit. Mein Gedächtniß selbst kommt mir vor, als wie aus einem sehr zähen widerspenstigen Stoffe gemacht. Alle Eindrücke auf dasselbe gehen nicht tief ein und verwischen sich auch leicht wieder. Die Diener aber, welche ich in meinem Magazin angestellt

habe, sind sämmtlich besonders nachlässig und träge in ihrem Dienste.

Oft liegt die Ursache des Vergessens weder in der Schwäche des Gedächtnisses, noch in der Lahmheit der Erinnerungsfähigkeit, sondern in der schlechten Ordnung, mit der man die Dinge in der Vorrathskammer angehäuft hat. Hat Jemand ein Buch ohne Unterbrechung von Anfang bis zu Ende gelesen, oder hat er eine Wissenschaft von ihrem ersten Princip bis zu ihrer letzten Consequenz Stück für Stück studirt, oder hat er gar von Anfang seiner geistigen Ausbildung an bei allem Erlernen einen vollkommenen rationellen Gang befolgt, und ist er immer regelmäßig von dem Leichtern zum Schwerern übergegangen, hat er in der Kette von Sätzen, Ideen und Kenntnissen kein Glied ausgelassen, und hat er keinen obern Stein eher aufgesetzt, bevor der untere Stein nicht erst ordentlich festlag, so wird er sich natürlich in dem Labyrinthe seiner geistigen Welt besser zurecht finden. Und selbst bei einem von Natur schwachen Gedächtnisse und bei einer eben so schwachen Erinnerungskraft wird er sich die Dinge leichter zurückrufen können.

Bei der Art und Weise, wie ich meine Kenntnisse erlangt habe, könnte man das solidest gebaute und größte Gedächtniß=Magazin und die geübtesten Erinnerungsdiener angestellt haben, und man würde doch keine Geschmeidigkeit und Promptheit in den Gang der Geschäfte und Verrich=

tungen bringen; weil diese Diener nicht nur schwer sich zurecht finden, sondern auch sehr bald erlahmen und eben so unordentlich werden würden, wie die ganze Wirthschaft ist.

Mein Gedächtniß ist leider kein Magazin, sondern nur eine Polterkammer, in welcher Schätze und Bruchstücke von Schätzen aller möglichen Art aufgehäuft sind, die zum großen Theile ganz unnütz für mich sind, weil ich sie zur rechten Zeit nicht finden kann.

In der Regel, glaube ich, wird man finden, daß tüchtige solide Köpfe, energische lebenskräftige Geister auch ein gutes Gedächtniß und eine treffliche Erinnerungsfähigkeit besitzen. In der That ist Beides eigentlich nichts Anderes, als Energie des Geistes; denn der energische Geist befolgt die Regel von Ebu Seid:

„Was du brauchst, erpaß das!
Was du fassest, faß das"! —

Was er erblickt, erblickt er ganz. Was er erlernt, erlernt er tüchtig. Alles was er besitzt, hat er bei sich. Omnia sua secum portat.

Er führt das strengste Commando über alle seine Geisteskräfte, die ihm wie gut geschulte Sklaven zu Gebote stehen. Er ist gewissermaßen in sich selbst concentrirt, vergißt sich nicht, ist ganz und gar da gegenwärtig, wo er gegenwärtig ist. Der lahme und unenergische Mensch dagegen sieht halb, hört halb, läßt die Dinge, die er lernt, in dem Augenblicke, wo er sie faßt, schon halb wieder fahren. Er ist gewisser-

maßen in einem Zustande fortdauernder Auflösung, wie das römische Reich zu der Zeit, wo kein Gouverneur mehr gehorchte, und wo der ganze Umfang des Reichs oft nur auf die Stadt Rom und ihre Ringmauern beschränkt war. Während der Energische und Gedächtnißstarke, gewissermaßen seine ganze Vergangenheit, seine Gegenwart und Zukunft in jedem Augenblicke seines Lebens zugleich vorstellt, reicht der Lahme und Gedächtnißschwache gewissermaßen nur so weit, als seine Arme gehen; er lebt nur immer für den Moment, und da dieser Moment stets unendlich klein ist, so kann er wenig mit einem solchen Leben anfangen.

Die Energie des Gedächtnisses hängt daher auch in der Regel mit derjenigen Geisteseigenschaft, welche die Franzosen présence d'esprit nennen, zusammen. Diese Geistesgegenwart, diese Concentrirung des ganzen Wesens mangelt mir völlig. Daher ich auch nie zur rechten Zeit ein hübsches Wort, einen guten Ausspruch, eine neue Idee bei der Hand habe. Es ist mir oft als stünde ich mit den Füßen auf der Erde, als ragte ich mit dem Kopfe in den Himmel, als ginge mein Herz und meine Phantasie auf ihren eigenen Wegen. Alle diese Glieder meines Organismus sind durch ein so loses Band und eine so lahme Elektricität mit einander verbunden, daß längst der rechte Augenblick verschwunden ist, bis ich diese Elektricität ins Werk setzen, bis ich das lange Band anspannen und alle Glieder herbeiziehen und die ganze

Puppe zum Agiren zusammen bringen kann. Neulich machte mir eine gebildete Frau einige sehr geistreiche Bemerkungen; dann erzählte sie mir eine Geschichte die sehr rührend war, wie ich aus den Thränen schloß, mit denen sich nachher ihre Augen füllten. Darauf ließ sie ihr Taschentuch fallen und nahm es wieder auf und war mit allen diesen Dingen schon längst fertig, bevor ich mich nur erst auf eins besinnen konnte.

Ich bin eigentlich in einer beständigen absence d'esprit begriffen, sowohl wenn ich mit andern Menschen zusammen bin, als wenn ich für mich allein arbeite. Das einzige Mittel zu meiner Concentrirung ist das Schreiben. Und da ist es, als wenn mein Geist dann gewissermaßen unter andern Gesetzen stehe. So wie ich die Feder ansetze, wird es klar vor meinen Augen und selbst mein Gedächtniß und die Energie meiner Erinnerungsfähigkeit scheinen sich zu schärfen. Es ist mir dann, als entstände in der Schatzkammer meines Gedächtnisses eine große Bewegung, als führe Elektricität in alle dort aufbewahrten Dinge hinein. Sie liegen dann nicht wie todte Schätze da, von denen ich je nach Bedürfniß eine Partie abhole; sondern sie schweben und bewegen sich in die Höhe, und, als würden sie von gegenseitiger Attraction angezogen, gehen sie Verbindungen unter einander ein und finden sich fast ohne mein Zuthun zusammen, indem sich Verwandtes mit Verwandtem paart. Sie stellen sich mir alle wie von selbst dar, und ich brauche kaum meine

lahmen Maschinenräder in Bewegung zu setzen, da die Sachen, so zu sagen, ganz freiwillig herbeigelaufen kommen. In solchen Zuständen fällt mir dann selbst oft das Entfernteste, und das, was ich längst in mir vermodert glaubte, wieder bei. Sogar Verse und Sprüche, deren ich schon seit langen Jahren nicht mehr gedachte, kommen mir wieder vor. Ich kann mir aber dieß wohl kaum selber zum Lobe anrechnen. Denn es ist nicht die Energie meines Willens, welche mein Gedächtniß belebt, sondern es scheinen Naturkräfte zu sein, die sich in mir gewissermaßen von selber entwickeln.

„Es ist mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüberschießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Und ein Schlag tausend Verbindungen schlägt".

Während ich bei den Examens, die ich draußen in der Welt oft zu bestehen habe, in der Regel auf jede Frage nur mit den berühmten ausweichenden Worten jenes Zeugen in dem Prozesse der vorletzten Königin von England: Non mi ricordo antwortete, und dabei immer aussehe wie jener Wiener, dem „halter nix einfiel", und während ich in Folge dessen keine Lieblingsredensart mir mehr angewöhnt habe, als die: „Ich weiß nicht!" — scheint es mir dann umgekehrt, in solchen Augenblicken, als wäre fast gar nichts da, was ich nicht wüßte. Ich entsinne mich dann beinahe aller

Dinge, und es fällt mir tausenderlei ein, so daß es mir vorkommt, als hätte meine Feder das Zauberwort der Räuber in Tausend und Eine Nacht ausgesprochen: „Nun Sesam, thue dich auf!" — Es ist mir, als hätte ich wie Mephistopheles im zweiten Acte des zweiten Theiles des Faust an einen alten modernden Pelz geschüttelt und als führen gleich tausende von Cicaden, Käfern und Schmetterlinge leuchtend daraus hervor und sängen:

Willkommen! Willkommen!
Wir schweben und summen,
Und kennen dich schon.
Nur einzeln im Stillen,
Du hast uns gepflanzt,
Zu Tausenden kommen wir,
Zu dir getanzt.

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man säe nur, man erntet mit der Zeit.
Hinauf! umher! in hunderttausend Ecken
Eilt euch, ihr Liebchen, zu verstecken.
In solchem Wust und Moderleben.
Muß es für ewig Grillen geben.

Man hat mit Recht von dem Gedächtniß für Facta, für Namen, für Lokalitäten noch das Gedächtniß für Ideen geschieden und hat dieses das metaphysische Gedächtniß oder mit den Franzosen die „mémoire idéelle" genannt.

Es giebt Leute, welche das innere Wesen der Dinge unabhängig von ihren äußeren Formen, sehr lebhaft ergreifen und sehr lange in ihrem Gedächtniß aufbewahren. Ihnen

sind die Principien, auf denen alle Wissenschaften beruhen, und alle die daraus abzuleitenden Consequenzen und Folgesätze sehr geläufig und sie haben gewissermaßen ganze Schemas der wissenschaftlichen Systeme in ihren Kopfe. Von meinem metaphysischen Gedächtnisse gilt ganz Dasselbe, was ich von meinen andern Gedächtnißarten bemerkt habe. Es ist im Ganzen sehr schwach, ausnahmsweise aber sehr capriciös. Ich bin fast nicht im Stande, irgend einer wissenschaftlichen Entwickelung zu folgen, weil ich den Anfang immer wieder über das Ende vergesse. Ich kann die vorausgeschickten Prämissen und die Grundsätze, auf denen das Ganze beruht, nicht festhalten und kann daher dann auch die Schlußfolgerungen nicht begreifen. Viel leichter ist es mir, eine solche Entwickelung selber vorzunehmen. Dann wickelt sich das ganze Knäuel stückweise unter meinen Händen ab. Doch ist daran nicht bloß mein schlechtes Gedächtniß, sondern auch der Umstand Schuld, daß ich besser Specialitäten, als Allgemeinheiten erkenne, und daß die allgemeinen Sätze mir gewissermaßen in allen ihren speciellen Anwendungen aufgehen und verfliegen. Zu der Allgemeinheit erhebe ich mich erst, nachdem ich tausend Fälle richtig erkannt und mit einander combinirt habe, also auf unzähligen Stufen, die sehr schwer zu erklimmen sind.

Es giebt Geister, die umgekehrt lauter Allgemeinheiten erfassen und die Individualitäten und Specialitäten erst am Ende der Enden erblicken. Sie sehen gewissermaßen die

Welt von oben herab. Leute, wie ich, sehen sie dagegen von unten herauf.

Meine Phantasie mischt sich immer auf eine sehr sonderbare Weise in die Angelegenheiten meines Gedächtnisses ein, fast mehr als mein Verstand, weil ich Alles mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande auffasse. Jemehr also die Dinge, welche ich meinem Gedächtnisse anvertrauen will, die Thätigkeit der Phantasie zulassen, desto fester und unauslöschlicher prägen sie sich mir ein. Ich weiß daher eine Menge interessanter Schauspielscenen, selbst solche, die ich in meiner frühesten Jugend im Theater sah, noch vollkommen genau; überhaupt ist daher eben mein Gedächtniß mehr von Scenen und Bildern voll, als von Thaten, Facten und Ideen. Das Gedächtniß des einen Menschen gleicht einer Bibliothek, das des andern einem Garten mit lebenden und wachsenden Pflanzen; meines der Hauptsache nach, einer Gemäldegallerie – eine unzählige Menge von Bildern, die ich zum Theil von wirklichen Gemälden, zum Theil aus meinem eignen Leben, zum Theil aus der Lectüre geschöpft und übertragen habe. Ich möchte sagen, daß ich ein wahres Malergedächtniß besitze, denn Alles, was ich in meinem Leben entweder in der Wirklichkeit oder in der Phantasie sah und was ein hübsches abgerundetes Gemälde gab, was eine Gruppe bildete, das blieb mir unvergeßlich. Alles was sich nicht gruppirte, zerfloß und zerfiel wieder. Das Ereigniß, die Ursache

desselben, seine Entwickelung, sein Ende — das verschwand mir; aber di e Gruppe bliebe. Ich weiß, daß es andere Köpfe und Gedächtnisse giebt, bei denen mehr die Ereignisse und ihre historische Entwickelung bleiben. Ich beneide diese Organismen und möchte sie drastische oder historische Gedächtnisse nennen.

Ich glaube, es würde mich selbst in Erstaunen setzen, wenn ich einmal alle die Noth und Unbequemlichkeit, die mir mein schlechtes Gedächtniß, das ein Sieb mit großen Löchern ist, nur im Laufe eines einzigen Tages verursacht, aufzeichnen und zusammensummiren wollte. Namentlich können Einen diese Kleinigkeiten, die man täglich vergißt, die kleinen Entschlüsse, die kleinen Ideen, die kleinen Versprechungen, die Einem immer und immer wieder durch die Löcher jenes Siebes fallen, zur Verzweiflung bringen, und der Verfasser der petites misères de la vie humaine muß wahrscheinlich ein starkes Gedächtniß gehabt haben, sonst hätte er es wohl nicht vergessen, dieser Hauptbranche der petites misères, dieser Vergessenheiten, etwas näher Erwähnung zu thun. Welche misère, wenn man zu einer Freundin fuhr, um ihr Blumen zu bringen und das Bouquet zu Hause auf dem Tische liegen ließ! Welcher Verdruß, wenn man eine Reise unternahm und den Geldbeutel nicht mitnahm! Welches Aergerniß, wenn man einer hohen Person von einer andern Grüße bringen sollte, mit dem Gruße auch schon anfing und da erst bemerkte, daß man den Namen des Auf-

traggebers nicht behielt! Welches Unglück, wenn man vom Lande zur Stadt fuhr, sechs Aufträge mitnahm von Personen, die Einem sehr lieb sind, und sie alle sechs auszuführen vergaß! Welcher Kummer, wenn man einen schönen Einfall, eine allerliebste Anekdote wußte, noch eben in dem Augenblick wußte und sie jetzt, wo man sie einem Andern mittheilen wollte, nicht mehr weiß! Welches Elend, wenn ein Galant einem jungen Mädchen Noten oder Bonbons oder sonst etwas Hübsches mitzubringen versprochen hat, und wenn er dann mit leeren Händen vor ihr dasteht, in dem Augenblicke, wo sie es ihm abverlangt. Kurz, welches Heer von petites misères, die alle ihre Quellen in einem schlechten Gedächtnisse finden.

Da das gewöhnliche alltägliche Leben der meisten Menschen nicht sowohl aus einer Reihe von Gedanken und Ideen und noch weniger aus einer Kette von Gefühlen besteht, sondern vielmehr aus einer Menge kleiner Entschlüsse und Handlungen, so spielt denn hier der Wille und dasjenige Gedächtniß, was die Psychologen dem W i l l e n zutheilen, eine Hauptrolle. Ist der Wille ein entschiedener und starker, so wird auch in der Regel das Gedächtniß seine Entschlüsse und Entscheidungen treu bewahren. Ein Mann von festem Willen, von zuverlässigen Worten wird sich seiner Versprechungen und seiner Vorsätze zur rechten Zeit erinnern und wird die That und Ausführung nicht auf sich warten lassen. Ein

Mensch von schwankendem Entschlusse, von unentschiedenem Wollen wird dagegen sehr geneigt sein, auch zu vergessen, was er sich selber oder Andern versprach. Leider gehören die meisten Menschen in die letzte Classe; denn in der That, ich glaube, daß diejenigen großen und schönen Charaktere, bei denen Stärke des Willens, des Gedächtnisses und der Thatkraft immer prompte und schöne Thaten erzeugen, zu den sehr seltenen zu zählen sind. Schwanken, Zaudern und Vergessen ist ein Erbtheil so vieler Menschen. Doch hat nicht Jeder ein so großes Stück von diesem Erbtheil wie gewisse Leute.

Das Schlimmste für mich ist, meine Vergeßlichkeit in Bezug auf meine eigenen Ideen. Weil mir von diesen, so zu sagen, beständig ein ganzer Schwarm durch den Kopf geht, so ist es gar nicht möglich, daß ich alle diese Ideen, ich will nicht sagen, mit dem Griffel befestigen, sondern nur einmal in Worte fassen und mir zum deutlichen Bewußtsein bringen könnte. In der Regel fließt auch dieser Ideenstrom mir selber unbewußt fort und fort, und ich unterscheide im geräuschvollen Leben nicht die einzelnen Tropfen, aus denen er besteht. Nur wenn ich still halte, mich in die Einsamkeit begebe und nun in mich hineinblicke, dann entdecke ich zuerst ein paar flimmernde Fünkchen, und blicke ich genauer und länger hin, so sehe ich Stern an Stern an mir vorübereilen. In der Regel sind sie rasch wie die Sternschnuppen und bin

ich nicht schnell mit der Feder bei der Hand, so ziehen sie vorbei und tauchen unter, ohne daß ich im Stande wäre, mit Hilfe meines Gedächtnisses sie wieder hervorzulocken. Mein Geist kommt mir daher vor wie ein Diminutiv-Saturn, der stets neue Kinder gebärt und sie alle wieder verschlingt.

Ich möchte den Ausdruck, den die Franzosen in anderer Bedeutung nehmen, in dieser Beziehung auf mich anwenden: „Tousjours je mange mon coeur“. Meine Seele verschlingt sich stets selbst, gebiert sich stets von Neuem und verschlingt sich immer wieder. Bin ich so glücklich, einen oder den andern von jenen Sternschnuppen aufzufangen und nach Hause zu bringen und ihn bei Lichte zu besehen, zu untersuchen, auszuspinnen, so finde ich dann in der Regel in ihm ein Knäuelchen, dessen Faden nicht abreißt. Da ich oft andere Dinge zu thun hatte, als meine müßigen Einfälle aufzuschreiben, so habe ich denn Tausende und Tausende von Ideen, Einfällen und geistigen Phänomenen in den bodenlosen, d. h. gedächtnißlosen Abgrund, der sich im Innern meines Busens eröffnet, vergebens und unwiederbringlich sich hinabstürzen sehen. Seit funfzehn Jahren habe ich indeß meine Perioden, — Vierteljahre, halbe Jahre gehabt, — während welcher ich Freiheit genug besessen habe, um der Ideen-Fischerei und Gedanken-Aufspeicherung nachzuhängen.

Ich habe mir dann in solchen Perioden immer kleine Bücher oder doch Papierstreifchen und Griffel und Bleistifte,

wo ich ging und stand, in Bereitschaft gehalten, um gleich die flüchtigen Schmetterlinge mit dem Griffel aufzuspießen, und ich kann daher sagen, daß ich es in Bezug auf die Mannichfaltigkeit und Absonderlichkeit der Umstände, unter denen ich geschriftstellert habe, mit einem Reporter für eine englische Zeitung dreist aufnehmen kann. Zuweilen bin ich mitten in der Nacht, wenn mir etwas einfiel, aufgestanden, habe Licht angemacht und meine Einfälle aufgeschrieben. Zuweilen wenn ich kein Licht machen konnte, aber doch wenigstens glücklich genug war, Papier und Griffel zu finden, schrieb ich auch ein paar Worte im Dunkeln hin. Unter wie manchem in der Straße irgend einer Stadt einsam brennenden Laternenpfahl bin ich nicht stehen geblieben, um ein paar Ideen, die meinen Kopf umsummten, wie eine Schaar von Mücken das Licht der Laterne, niederzuschreiben. Ich kann behaupten, daß mir in solchen Perioden aufgeregter Schreibe- und Denklust kein Postwagen zu unbequem, kein Weg zu holperig war, um meine hieroglyphischen Buchstaben in mein Album zu kritzeln. Wie vielen guten alten Hökenweibern, Fischhändlern, Honigkuchenverkäufern auf den Marktplätzen nordischer Städte bin ich nicht Dank dafür schuldig, daß sie mir erlaubten, einen Augenblick ihre Lampe, hinter der sie eingefroren dasaßen, zu meiner Schriftstellerei, die sie mit stumpfen Augen verdutzt angafften, zu benutzen. Auf wie manchem Stein, Eisblock, Schneehaufen habe ich in meinem Leben schon gesessen, wie eine schwangere Frau,

welche Geburtswehen überraschten, — um einen Gedanken zur Welt zu bringen. Wie oft habe ich in Sturm und Wind angehalten auf meinen Promenaden und mit steifen Fingern auf ein Papierchen gekritzelt, was ich dachte und was ich nicht wieder zu vergessen wünschte.

Da ich innerhalb funfzehn Jahren — so lange ist es jetzt her, daß ich denke und schreibe — wenigstens zweiundsiebenzig Monate hindurch immer Schnee und Eis unter den Füßen gehabt habe, so ist es meinem Bleistift nicht so anmuthig geworden, wie dem Calamus des Plinius, von dessen Thätigkeit an dem schattigen Ufer irgend eines von den Apenninen herabstürzenden Baches er so hübsch in einem seiner Briefe schreibt. Da ich im Sommer in der Regel anders beschäftigt und weniger contemplativ gestimmt war, so sind denn der größte Theil meiner Gedanken und Ideen Schneegedanken und Eisideen, und bei Sturm und Regen erzeugte Geisteskinder. Das schöne Wetter zieht mich aus meiner innern Welt hervor und wendet meine Aufmerksamkeit auf die Außendinge. Bei dem vielen schlechten Wetter, das ich durchmachen mußte, ist aber meine Jagd auf die inneren Erscheinungen in der That so eifrig gewesen, daß ich, wenn ich nur noch die Hälfte aller beschriebenen Büchelchen und Papierchen hätte, damit eine Reihe von Bänden anfüllen könnte.

Allein ich habe sie zum Theil wieder verloren. Zum Theil lauern sie noch wie Mottenpuppen oder Eier hie und da in Kisten und Kasten, die ich an verschiedenen

Orten der Welt stehen habe, indem sie sich wohl kaum noch Hoffnung darauf machen, daß eine milde Sonne sie noch einmal erwärmen und zum Ausbrüten bringen werde. So wichtig, ja so durchaus nothwendig mir in dem Augenblicke, wo mich eine neue Idee frappirt und warm ergreift, ihre Fixirung und Ausarbeitung zu sein scheint, so gleichgültig wird sie mir doch nachher, wenn erst etwas Gras darüber gewachsen ist und wenn mir andere neue Ideen daneben aufgetaucht sind. Da es mir unmöglich ist, alle die Eier, die ich in meinem Neste gelegt habe, auszubrüten, ich müßte mir denn eine egyptische Eierbebrüte-Anstalt zu verschaffen wissen, so vertilge ich sie denn auch von Zeit zu Zeit wie die Motten, um mir wieder Luft zu schaffen.

Es ist wunderbar, daß wir unsere Gedanken und Gedächtnißschätze selbst an Dinge heften können, die auf sie gar keine Beziehung haben; woher denn z. B. die Gewohnheit, die bei allen vergeßlichen Menschen sehr im Schwange ist, kommt, sich gelegentlich einen Knoten ins Schnupftuch zu machen, bei dessen Anblick sie sich des Vorsatzes oder der Idee erinnern, welche sie gewissermaßen in diesen Knoten einheften. Ich kann so meine Gedanken und Entschlüsse fast an jeden beliebigen äußern, in die Sinne fallenden Gegenstand heften, und darf mich mehr oder weniger sicher darauf verlassen, daß mir Alles beim Anblick dieses Gegenstandes wieder einfallen wird. Gehe ich z. B. die Treppe

hinunter und es fällt mir etwas ein, was ich nicht zu vergessen wünschte, so hefte ich meinen Blick und meine ganze Aufmerksamkeit auf die unterste Stufe der Treppe, oder auf die Schwelle der Thüre, oder auf den Thorweg; ich lege die geistige unsichtbare Sache gewissermaßen daselbst nieder. Wenn ich dann von meinem Spaziergange nach Hause komme, und auch in andere Gedanken gänzlich vertieft, über die Schwelle dahin schreite, so ist es, als ob mir etwas zuruft: „Halt, hier bin ich! Besinne dich!“ Ich halte dann an und finde gewöhnlich bei etwas Nachdenken wieder, was ich nicht verlieren wollte. Zuweilen habe ich so an ein Dutzend von Gegenständen, an einen Stuhl, an einen Baum, an einen Thurm, an eine Birke rc. ein Dutzend Ideen auf einmal geheftet oder niedergelegt. Oft lasse ich sie Tage lang daran hängen, erinnere mich jedesmal wieder daran, wenn ich das Ding, das ihnen als Träger dient, zu Gesicht bekomme, bis ich dann endlich Gelegenheit finde, die Früchte abzunehmen und die Entschlüsse entweder auszuführen, oder die Ideen in mein Tagebuch einzutragen und so das Geschick abzumachen.

Auch selbst wider meine Absicht und Willen heften sich alle meine Gedanken und Gefühle sehr leicht an äußere Gegenstände. Ja, ich möchte sagen, fast alle solche äußern Gegenstände, die ich einmal in meinem Leben zu Gesicht bekam, sind für mich von solchen Gedanken und Gefühlen und von allerlei Erinnerungen umschwebt, die sich an sie anklam-

mern, wie nach dem Glauben der Griechen die Manen an die Grabstätten der Verstorbenen. So gehe ich z. B. fast nie über eine gewisse sehr lange Brücke einer gewissen großen Stadt Deutschlands, ohne am Anfange dieser Brücke eines gewissen längst verstorbenen Freundes zu gedenken, mit dem ich einmal hier zusammentraf und ein interessantes Gespräch hatte, dessen Inhalt mir dann auch wieder ins Gedächtniß zurückkehrt. Auf der Mitte derselben Brücke gedenke ich eines andern noch lebenden Freundes, mit dem ich dort einmal stand, den Untergang der Sonne im Flusse bewundernd. Und am Ende derselben Brücke begegnet mir fast immer das Bild einer geistreichen Frau, die ich hier einmal vorübergehen sah und deren Bekanntschaft ich nachher machte. Dabei kommen mir alle Details der Geschichte dieser Bekanntschaft unwillkürlich in die Erinnerung zurück.

Viele Frauen haben mich versichert, daß, wenn sie die hübschen Stick- und Näharbeiten wieder zu Gesicht bekommen, welche sie einst verfertigten, ihnen dann oft unwillkürlich alle die Gespräche und Scenen, welche während der Arbeit sie umgaben und alle die Gedanken, welche sie beim Sticken hegten, unwillkürlich ins Gedächtniß zurückkehren, als hätten sich alle diese Dinge gewissermaßen in den bunten Fäden der Stickerei verstrickt und als wären sie mit den Maschen und Stichen angeheftet. Mir geht es in der That mit fast jeder Arbeit so. An jedem Buche, das ich las, an jedem Papier, das ich beschrieb, an jedem kleinen Werkzeuge, das ich besitze,

kleben für mich eine Menge von unsichtbaren Dingen, die gewöhnlich gar nicht damit in innerem Zusammenhange stehen.

Ich muß glauben, daß diese Erscheinung in sehr inniger Verbindung mit meiner Natur steht, die mehr sinnlich als geistig ist. Denn ich habe auch bemerkt, daß ich alle sinnlichen Eindrücke überhaupt besser behalte als alle geistigen, und doch könnte ich nicht sagen, daß dieß etwa bloß daher käme, weil ich die sinnlichen Eindrücke begieriger auffaßte als die geistigen. Ich könnte eine Menge Bücher nennen, die ich, als ich sie zum ersten Male las, mit großem Eifer in mich aufnahm und die doch, wenn ich sie nach langen Jahren einmal wieder las, mich fast ebenso sehr interessirten, als das erste Mal und gar nichts von dem Reize der Neuheit für mich verloren hatten, weil sie eben mit ihrem ganzen Inhalte mir mittlerweile spurlos aus dem Gedächtnisse verschwunden waren. Mit Localitäten, mit Situationen, mit Personen, Physiognomien und Tönen begegnet mir dieß nicht.

In dem Hause, in welchem ich geboren und erzogen wurde, kamen allerlei Töne vor, die ich nie vergessen habe. So z. B. gab die Hofthüre, wenn sie geöffnet oder geschlossen wurde, ein ganz eigenthümliches Geknarre und Geseufze von sich. Ebenso hatte die wunderliche altmodige Laterne, die im Vorhause hing, ihre ganz besondere Musik, die sie durchspielte, wenn sie aufgezogen oder herabgelassen wurde. Man könnte mir einen ganzen Haufen von Hofthüren und Laternen vor-

führen und vormusiciren lassen und ich bin überzeugt, mein Ohr würde sogleich jene meine alten wohlbekannten Freunde herausfinden, wenn sie sich darunter befänden. Gerüche und Geschmäcke behalte ich beinahe noch besser als Töne. Und ich weiß nicht nur noch sehr gut, welchen Geschmack gewisse besondere Speisen haben, oder welchen eigenthümlichen Beigeschmack und Nebengeruch gewisse Speisen, z. B. Hammelbraten, in dieser oder jener Provinz haben, und kann nicht blos gleich schmecken, ob ein Plumpudding wirklich von einer englischen Köchin angerichtet ist oder nicht, sondern ich weiß auch noch gewisse Beigeschmäcke und Beigerüche, die in gewissen Häusern bei gewissen speciellen Speisen gewöhnlich waren. Diese oder jene Gerüche, wenn sie mir zufällig zur Perception kommen, wecken bei mir gleich die Erinnerung an diesen oder jenen Menschen, an diese oder jene Familie, an diese oder jene Nation oder Begebenheit.

Ich muß sogar vermuthen und möchte beinahe fest behaupten, daß jeder meiner Sinne mit seinem eignen und besonderen Gedächtniß begabt ist, welches von dem Gedächtnisse meines Geistes verschieden ist. Meine Hände, meine Füße, meine Augen scheinen sich oft verschiedener Dinge zu erinnern, die ich selber vergessen habe. So z. B. ist es mir vorgekommen, daß ich einen Ofen anfaßte, der sehr heiß war und der meiner Hand daher einen schmerzlichen Eindruck machte. Da ich einige Zeit darauf diesen Umstand vergessen hatte und wieder in Begriff stand, denselben Ofen anzufassen,

bemerkte ich, daß meine Hand davon zurückwich und ich wurde so erst gewissermaßen durch meine Hand wieder daran erinnert, daß der Ofen glühe.

In Gesellschaft ist es mir oft begegnet, daß ich in Gedanken oder Gespräche vertieft dasaß, ohne daß ich — nämlich mein inneres Ich, mein Geist — mich erinnerte, daß neben mir auf dem Tische etwas stand, was ich hätte umstoßen können, oder daß hinter mir Jemand saß, den ich hätte durch meinen Ellenbogen geniren können. Nichts destoweniger aber hatte mein Auge, meine Hand, mein zuvor durch einen Stoß gewarnter Arm noch einige Erinnerung davon. Mein Arm holte daher nicht weit aus, um meinem Rückennachbar keinen Stoß beizubringen und meine Hand setzte die Tasse vorsichtig auf den Tisch, um die Milchkanne, Theetöpfe ꝛc. nicht umzustoßen, die daselbst standen, ohne daß ich ihr mit den Augen im Geringsten dabei half. Ohne diese Beihilfe unsrer Gliedmaßen, ohne diese ihre Selbstthätigkeit und ohne dieses ihr Selbstbewußtsein und gesondertes Gedächtniß, vermöge dessen sie sich, wie gebrannte Kinder, die das Feuer scheuen, der ihnen gegebenen Impression eine Zeitlang erinnern, könnten wir, glaube ich, gar nicht mit Anstand uns benehmen und bewegen. Wir würden höchst unbehilflich sein, wenn wir jede Bewegung, jeden Act unserer Hände und Finger erst durch einen besondern Ausspruch unseres Willens und in Folge einer besondere Kraftanstrengung unseres Gedächtnisses anordnen sollten.

Ebenso haben mich meine Füße oft fast eigenwillig um eine Stelle herumgeführt, die zu betreten gefährlich war und deren Gefahr ich selber nicht mehr in meinem Gesammtbewußtsein trug. Bei Menschen, bei welchem das Gesammtbewußtsein stark und das Gesammtgedächtniß energisch ist, werden sich natürlich solche Theilgedächtnisse und solche Fähigkeiten einzelner Gliedmaßen nicht so sehr herausstellen.

Nur da, wo die ganze Geisteskraft mehr oder weniger krankhaft afficirt ist, zeigt sich so etwas. Daher sind aber auch eben die vollkommen Starken und Gesunden keineswegs am Besten dazu geeignet, um in sich die Geheimnisse der Seele und der ganzen menschlichen Natur zu entdecken. Und ich spreche daher auch hier nicht von den capriciösen Wunderlichkeiten meines kränkelnden Gedächtnisses, weil ich etwa in diese so besonders verliebt wäre, sondern weil ich dabei die ganze complicirte Anlage dieser Geisteskraft am besten studiren kann.

Daß das Herz sein eignes Gedächniß habe, daran ist wohl kein Zweifel, und es ist dieses Gedächtniß unseres Herzens oder unseres Gefühlsvermögens oft völlig von dem Gedächtniß des Willens verschieden.

Man sieht Leute, die schwer etwas behalten, was durch ihren Kopf zu ihrem Bewußtsein gelangen soll, während sie alles Das, was vermittelst des Herzens Eintritt in ihre Seele gewinnt, sehr treu und lange bewahren. Es giebt umgekehrt Menschen, die das herrlichste Verstandesgedächtniß von der

Welt besitzen, für ihre Gefühle dagegen nur ein sehr lahmes.

Alte Personen haben oft Alles, was sie erlernten und erkannten, wieder vergessen, während sie sich ihrer Gefühle und Sensationen und der Dinge und Personen, die sie liebten, noch sehr lebhaft erinnern.

Unser Herz bewahrt das Andenken an die Wunden, die es empfing — und eigentlich empfängt dieses wunderliche Ding nichts anderes als Wunden, entweder Liebeswunden, Abschiedswunden, Trennungswunden, oder Zornes-, Rache-, Hasses- und Abscheuswunden — wunderbar lange. Es blutet oft Jahre lang aus einer und derselben Wunde. Und es ist selbst nicht sicher, daß nicht, wenn Wind und Wetter darnach sind, die ältesten und scheinbar völlig vernarbten Wunden wieder zu schmerzen anfangen. Eben so wenig wie Der, welcher einen starken Verstand besitzt, auch ein starkes Gedächtniß der Intelligenz besitzen muß, eben so wenig ist es auch immer nöthig, daß der, welcher starker Empfindungen fähig ist, immer ein starkes Herzensgedächtniß habe.

In der Regel mag dies freilich so sein. Denn natürlich wird der gefühllose Mensch auch kein Gedächtniß für seine geringen Gefühle, deren er noch fähig ist, besitzen, und Derjenige dagegen, der alles sehr tief fühlt, dessen Herz so weich ist, daß ihm durch jedes ergreifende Ereig-

niß schmerzliche Wunden geschlagen werden, wird auch diese Wunden lange empfinden.

Allein man sieht Menschen, die momentan durch Freude oder Schmerz sehr heftig erschüttert werden, und die doch sehr bald wieder ihre Freude oder ihren Schmerz spurlos vergessen haben. Man gedenke z. B. der Kinder, wie heftig sind die Bewegungen ihres Gefühls, wie brechen sie rasch in Zorn, in Freude, in Thränen hervor. Und doch — wie bald sind diese Affectionen wieder vergessen, wie plötzlich die Thränen getrocknet, wie spurlos die Freude oder der Zorn verschwunden.

Umgekehrt giebt es Leute, deren Herz sehr langsam ergriffen und gerührt wird und die doch die Erinnerung an ihre Freude, ihre heitern und traurigen Stunden sehr lange und treu bewahren. Ja es scheint sogar ein Naturgesetz zu sein, daß in der Regel heftige Erschütterungen von kürzerer Dauer sind, langsame, allmälige und schwächere Erreguugen aber, auch eben so langsam verschwinden. „Love me little, but love me long“, sagen daher die Engländer: „Liebe mich ein wenig, aber liebe mich lange“; während die Franzosen dagegen umgekehrt mehr Wärme und Heftigkeit der Gefühle verlangen, sollten sie auch nicht ewig dauern.

Was mich betrifft, so habe ich zu meinem Schmerze im Ganzen genommen eine große Analogie zwischen dem Gedächtnisse meines Herzens und dem meiner Intelligenz und meines Willens entdeckt. Im Ganzen genommen leidet es

an denselben Fehlern, wie dieses, ist im Allgemeinen nicht sehr energisch und nur in einzelnen Fällen sehr capriciös und ausdauernd.

Da mein Herz der Art ist, daß es im Leben mehr Stiche als große zerspaltende Hiebwunden empfängt, so blutet es daher auch nicht aus so breiten und tiefen Verletzungen, wie manche andere Herzen. Allein jene kleinen Stiche sind oft schwerer zu heilen, als diese großen reinen Schnittwunden und ich behalte oft lange genug eine schmerzliche Erinnerung daran.

Wie sehr mein Herz, trotz seiner sowohl scheinbaren als auch wirklichen Mängel fähig ist, doch noch aus alten Wunden zu bluten, davon hat es mir noch kürzlich ein paar Beweise gegeben.

Ich träumte vor Kurzem von einem alten Jugendfreunde, der mir in seiner ganzen ehemaligen Achtungswürdigkeit erschien. Obgleich ich im Verlauf der letzten Jahrzehnte wohl hundert Mal an diesen Freund gedacht hatte, ohne die geringste Rührung zu empfinden, so war ich doch am Morgen nach diesem Traume wirklich ergriffen, gedachte der alten Tage mit Entzücken und ich fühlte wieder innige Freundschaft für diesen alten ehemaligen Busenfreund in mir sich regen.

Wiederum empfing ich vor Kurzem von einer mir sehr werthen Freundin unerwartet einen liebevollen Brief. Dieser Brief erfreute mich so wahrhaft und so innig, daß ich mich den ganzen Tag über sehr heiter fühlte und sogar die fol-

gende Nacht einen sehr schönen Traum träumte, in welchem mir die alte längst entschwundene Zeit wieder lebhaft vorgeführt wurde und in welchem ich mir einbildete, noch in dem alten Verhältnisse mit dieser Freundin zu leben. Und doch hatte ich in der Zwischenzeit sehr oft ohne Rührung an sie gedacht.

So traurig es allem Gesagten nach im Ganzen genommen mit meinem Gedächtniß aussieht, so weiß ich doch in einem einzigen Puncte mein Gedächtniß ganz untadlich und in Bezug auf diesen Punct so stark und so unverwüstlich, daß ich nichts mehr wünschen möchte, als daß es in allen Beziehungen so dauerhaft wäre.

Dieß ist derjenige Punct, in Beziehung auf welchen alle Menschen fast ohne Ausnahme, selbst die, welche nicht einmal das A-B-C so gut auswendig wissen, ein unvergleichliches Gedächtniß besitzen, derjenige Punct, in Beziehung auf den nicht minder die Agonisirenden, ein merkwürdig klares Bewußtsein und starkes Gedächtniß zeigen. Ich meine denjenigen Punct, in Beziehung auf welchen, glaube ich, nicht einmal das Wasser des Lethe seine völlige Wirkung thut, nämlich keinen andern Punct, als den des Gewissens.

Ich muß gestehen, daß ich im Ganzen zwar nicht viel von der Reue halte. Das Böse, was ich einmal gethan, ist gethan, ich kann es nicht mehr ändern. Ich betrachte es als

ein geschehenes Unglück und suche mich mit unnützer Reue so wenig als möglich zu zerquälen, vielmehr trachte ich lieber darnach, wie ich für die Zukunft besser werden möge.

Indessen steckt doch einmal die Reue und das Gewissen als eine Naturanlage, die ich nicht immer eigenwillig abweisen kann, in meiner Seele und diese Naturkraft wird in uns, wie gesagt, fast immer von einem merkwürdig sicheren und klaren Gedächtnisse unterstützt, das die treuesten Bilder von dem von uns verübten Unrechte aufbewahrt.

[illegible] Unglück und [illegible] mich mit meinem [illegible]
so wenig als möglich zu [illegible]. [illegible]
früher [illegible], wie ich für die Zukunft besser werden möge.
[illegible] doch einmal [illegible] und das Gewissen
als eine [illegible]. [illegible] immer eigenwillig [illegible]
[illegible], in meiner Seele und diese Naturkraft wird, [illegible]
nun, wie gesagt, fast immer von einem [illegible]
[illegible] unterdrückt, und als [illegible]
[illegible]

Eingeschobenes.

über

Studium und Genie.

Gern wär' ich Ueberliefrung los
Und ganz original;
Doch ist das Unternehmen groß,
Und führt in manche Qual.

XIII.

Eingeschobenes über Studium und Genie.

Es ist eine sehr alte und weitverbreitete Meinung, daß die Poëten und großen Geister fix und fertig vom Himmel herabsteigen. Die Griechen haben schon in ihrer Mythologie diesem Vorurtheile Vorschub geleistet, indem sie die Minerva gleich erwachsen, beschildet, bespeert und gepanzert, aus dem Haupte des Jupiters hervorgehen ließen. Die Dichter und Autoren selbst, welche sich natürlich besonders darin gefallen mußten, daß man sie für so hohen Ursprungs hielt, und die stets gern mit großen Worten umgehen, es auch lieben, von den Gestirnen zu reden, welche zur Stunde ihrer Geburt schienen, oder von den Grazien und Musen, die an ihrer Wiege sangen, von dem Gotte, der in ihnen wohnt, von dem wundervoll raschen Pegasus, auf dem sie reiten, haben auch noch viel dazu beigetragen, jene Ansicht in der Welt zu befestigen und zu verbreiten.

Wir sind sonderbarer Weise immer geneigt, mehr mit unseren Talenten, die wir uns nicht selber verdanken, groß zu thun, als unseres Fleißes und unserer mühevollen Arbeit,

bei der wir doch selber weit mehr Verdienst haben, uns zu rühmen. Daher fühlen wir uns weit mehr geschmeichelt, wenn die Leute unsere Werke für reine göttliche Inspirationen halten, die Apollo uns in die Feder dictirt hat, als wenn sie unsere eigenen Anstrengungen daran loben. Und es giebt sehr wenige Dichter, die es offen vor den Menschen gestehen, wie sauer ihnen die Arbeit geworden ist.

Die Leser ihrerseits gehen auch wieder gerne auf diese Vorspiegelungen der Dichter ein. Sie wollen nur die fertige Sache genießen, und durch die Idee, wie diese Sache Stück für Stück zusammengesetzt ist, werden sie in ihrem reinen Vollgenusse gestört und es wird dadurch die Illusion verhindert. Die Leser überlassen sich daher ganz willig dem täuschenden Aberglauben, daß die Sache in der schönen Ganzheit, in der sie nun vor ihnen steht, auch aus des Dichters Geiste hervorgegangen sei.

Je vollkommener und feiner ein Kunstwerk ausgearbeitet ist, desto leichter wird sich diese Idee der Leute bemächtigen. Da, wo die Arbeit so weit ging, daß sie sogar alle Spuren ihrer eignen Thätigkeit vernichtete, wo Alles so graziös, so leicht, so polirt, so vollendet ist, wo also die Mühe, die man sich gab, am größten war, da scheint Alles am meisten ohne Anstrengung und Noth producirt zu sein.

Diesem Allen nach haben sich daher im Allgemeinen die wunderschönsten Vorstellungen von dem Wege zum Parnasse und von dem Aufenthalte daselbst unter den Leuten verbrei-

tet, Vorstellungen, die einigermaßen den Beschreibungen des Paradieses des Muhammed gleichen.

Man spricht so viel von der „Trunkenheit der Poëten", von dem „Fluge" ihrer Gedanken, von dem dichterischen „Schwunge" und was dergleichen mehr ist. Die Dichter schlürfen beständig aus dem „kastalischen Quell". Die Grazien und Musen, so schön wie die muselmännischen Houris, kredenzen ihnen diesen Nektar. Kurz, man weiß kaum, ob die Dichter selbst sich, oder die Leser ihnen mehr Schönes angelogen haben.

Ich will zwar nicht geradezu behaupten, daß alle großen Geister ohne Ausnahme wie Schnecken auf dem Parnaß hinaufkriechen, aber ich bin gewiß, daß auch Keiner, über alle Rauhigkeiten dieses Weges hinwegsetzend, wie ein Adler hinauffliegt, daß vielmehr jeder sich hinaufkämpfen muß. Den Schweiß setzten die Götter vor jedes Genre der Auszeichnung, und der einzige Unterschied zwischen dem hoch und minder befähigten Genie besteht darin, daß jenes rascher sich zurecht findet, prompter lernt, muthiger ringt und schneller zu Fuße geht als dieses.

Ich sagte oben, es sei ein Vorurtheil, wenn man glaube, daß die Dichter geboren würden. Versteht sich nur in so fern, als man zu viel Gewicht auf diesen Satz legt; und in wie fern jedes Axiom ein Vorurtheil wird, wenn man ihm zu viel Gewicht beilegt, so wie jedes summum jus auch summa injuria wird.

Namentlich scheint man jenes Axiom jetzt in unserer Zeit als ein Vorurtheil behandeln zu müssen, wo Jeder sich ein Genie dünkt, wo Jeder leichtsinnig zur Feder greift, wo kaum noch von einem Vorstudium, von einer Vorarbeit die Rede ist, wo Alles meint, daß die Gedanken und Ideen, die Verse und Worte uns von selbst wie gebratene Tauben kommen müßten.

Wenn Horaz und Boileau auf die andere Seite der Frage mehr Gewicht legten und nicht genug glaubten die Wahrheit einprägen zu können, daß schon die Gestirne Jemanden zum Poëten gemacht haben müßten, so war dieß natürlich, weil es zu ihrer Zeit eine Menge solcher Genie's gab, die Studium und Geist vereinigten, und weil sie nur die Unbefähigten abhalten wollten. Jetzt ist es Pflicht, gerade das Umgekehrte zu lehren, weil wir eine Menge Talente und Fähigkeiten haben, die das Studium vernachlässigen, die sich aus Mangel an Innigkeit, an Concentrirung, an Arbeit und Kenntniß verschleudern, und die sich einbilden, daß Alles von selbst gehen, laufen und fliegen solle.

Genie und Arbeitstrieb sind eigentlich Zwillingsschwestern, die sich gar nicht einander entbehren können und die, wenn man ihr Wesen bis zur Wurzel ve:folgt, auch im Ursprunge ganz Eins sind, so daß man sie nicht von einander trennen kann. Genie ist nur erhöhter Fleiß.

Im gemeinen Leben prävalirt zwar in Bezug auf Das, was man dort gewöhnlich Genie nennt, eine ganz andere

Vorstellung. Man ist da in der Regel geneigt, mit dem Begriff Genie auch die Vorstellung von Trägheit und Nachlässigkeit zu verbinden.

Wie häufig sind die Jünglinge, denen man viele Talente und eben daher auch viel Trägheit zuschreibt, und wie häufig sind wieder die, welche in ihrer Emsigkeit den Bienen gleichen, ohne daß „der Segen von oben" ihre Studien begleitet.

Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß das Genie ein gewisses Princip der Trägheit in sich habe. Das Genie ist etwas träumerisch Es überläßt sich gern seinen eigenen Gedanken. Es wird ihm Alles leichter und daher braucht es nicht so viel zu arbeiten. Der Beschränktere und Unfähigere kann nur durch Fleiß Das, was ihm von Natur fehlt, mühsam erringen.

Indeß ist das Genie nicht immer träge, wenn es so erscheint. Es assimilirt sich die Dinge in der Stille. Das Genie hat, wenn ich etwas Hohes mit etwas Gemeinem vergleichen darf, etwas von den ruminirenden Thieren. Es speist und arbeitet innerlich fort, auch wenn es äußerlich keine Nahrung zu sich zu nehmen scheint.

Ja nicht nur im gemeinen Leben, auf den Schulen, in dem täglichen Verkehre mit Künstlern hört man viel über die dem Talente eigene Trägheit klagen, sondern auch höhere Geister selbst klagen sich dieser Trägheit an. So z. B. ein Montaigne, der immer sagt, daß er von Hause aus äußerst

träge sei. Und er behauptet sogar, es müsse eine natürliche Verbindung des Genies mit der Trägheit existiren.

Es läßt sich dieß so erklären: der Beschränkte sieht nicht so weit als der große Geist. Er freut sich daher über jede neue Kenntniß, die er erlangt, über jeden kleinen Schritt, den er macht. Das Genie ahnt so Vieles, sieht so weit, daß es nicht über jede Stufe, die es ersteigt, gloriiren mag. Der Fleiß ist so glücklich in Dem, was er aufzählen und getrost nach Hause tragen kann. Das Genie weiß dieß Glück nicht so zu schätzen.

Es giebt übrigens der Genies gar viele und allerdings mag einer gewissen, besonders träumerischen und hellseherischen Gattung von Genies die Trägheit besonders eigen sein. Diese Genies sehen zu viel und bei der Ausführung wird daher ihr Arm gehemmt. Sie gleichen den griechischen Göttern, die in ewiger Unthätigkeit ihre Tage verbringen.

Es wäre übrigens ein Unglück für die Menschheit, wenn zwischen allen Genies und der Trägheit eine enge Verbindung bestände. Dieß ist aber glücklicherweise so wenig der Fall, daß wir vielmehr gerade die höchsten Geister auch als die fruchtbarsten und thätigsten bezeichnen können. Wie viele Gemälde brachten nicht ein Rubens, ein Raphael, ein Paul Potter in der kurzen Zeit ihres Lebens zu Stande. Wie zahlreich sind nicht die Werke eines Plato, eines Aristoteles! In der That, man kann schwerlich irgend einen Menschen finden, der den Genannten an innerer angebore-

nen Kraft gleich käme und dann dabei unthätig und productenlos gewesen wäre.

„Le génie“, sagt Walkenaer, „ne peut rien sans l'etude et l'application, l'un a besoin du sécours de l'autre et il faut, qu'il se fasse entre eux une alliance intime“.

Wo das Genie wirklich eingetreten ist", sagt Fichte, „da findet der Fleiß sich von selber und vermehrt sich in steter Steigerung und treibt den angehenden Gelehrten unaufhaltsam zu seiner Vollendung. Wo hingegen der Fleiß sich nicht findet, da war es nicht das Genie und der Antrieb der Idee, welche zum Vorschein kam. Rastlos wird der geniale Mensch, selbst in die reiferen Jahre gekommen, streben und arbeiten, sich der Idee zu bemächtigen; niemals, so lange ihn seine Kraft noch hoffen läßt, die Hoffnung aufgebend, mehr zu werden, als er dermalen ist".

Beispiel das Leben Voltaire's, der bis in sein achtzigstes Jahr unermüdlich thätig war, stets bis zwölf Uhr Nachts arbeitete und sich übte und noch kurz vor seinem Tode neue Pläne entwarf, neue Bücher und Schriften begann.

Vielleicht ist es möglich, daß jenseits dieser irdischen Welt Wesen existiren, die Alles von Haus aus haben. Allein daß hier unter den Menschen so etwas nicht vorkomme, kann uns ein Blick in das Thun und Treiben der ausgezeichnetsten Geister, welche die Menschheit erzeugt hat, lehren.

Der sogenannte göttliche Raphael — er hätte mit Allem,

was er von den Göttern besaß, wenig anfangen können, wenn er nicht auch von den Menschen Vieles empfangen hätte, wenn er nicht Lehrer, nicht Modelle zur Nachahmung gefunden und sich fleißig in dieser Nachahmung geübt hätte. Er studirte von Jugend auf die Werke seines Meisters Perugino und die Kunstbildungen der Alten. Er arbeitete sich von Stufe zu Stufe hinauf von den ersten unsicheren Linien, wie die Kinder sie bei ihren Zeichenmeistern machen, bis zu den vollendeten Madonnen, welche in den Tempeln angebetet werden.

Allerdings ging es sehr schnell mit ihm, wie mit allen großen Geistern, so schnell, daß die Kunstkritiker im Stande sind, die Fortschritte seiner Kunst innerhalb des engen Rahmens eines und desselben Gemäldes wahrzunehmen: „Il y a" sagt Bellori bei Gelegenheit der Kritik einer der jugendlichsten Productionen Raphaels, „un développement et progrès sensible de la partie superieure du tableau à sa partie inferieure". Offenbar also — auch ein Raphael wurde nicht als solcher in die Welt gesetzt, sondern er mußte zu einem Raphael heran w a ch s e n, sich mit Anstrengung heran b i l d e n.

Mußte nicht Shakespeare die neuere und alte Geschichte studiren, um uns solche Dramen liefern zu können, wie er sie uns gab; mußte er nicht in den Geist des Alterthums eindringen, um seinen Cäsar und Coriolan schreiben zu können? Freilich wußte er, wie jedes Genie, mit Wenigem Viel zu machen. Er hatte nur eine geringe Kenntniß vom

Alterthum, aber dieß Wenige verarbeitete sein Geist so gründlich, assimilirte es sich so innig, daß, wie ein englischer Kritiker bemerkt, seit den Tagen der Griechen und Römer nur selten ein Autor mit klassischem Geiste so erfüllt war, wie er. Mit seinen geringen Kenntnissen that Shakespeare Wunder und sie wie belebende Zauberstäbe gebrauchend, machte er die Alten, die er uns vorführte, genießbarer und verständlicher, als es Hunderte von Philologen gethan haben, die eine ungeheure Ladung von Antiquitäten Plunder an Bord genommen hatten. Nichtsdestoweniger aber konnte Shakespeare doch jener geringen Kenntnisse durchaus nicht entbehren, um dieß Wunder zu bewirken.

Von Byron läßt sich etwas ganz Aehnliches behaupten. Die nicht sehr bedeutende griechische Gelehrsamkeit, die er besaß, erfüllte ihn mit einer wunderbar energischen klassischen Inspiration. Aber doch hätte er ohne jenes Quantum von Gelehrsamkeit seine schönen Triumphgesänge von Marathon und Thrasymene, von Salamis und Cannae nicht von sich geben können.

Eine geniale englische Schriftstellerin des vorigen Jahrhunderts, Madame d'Arblais, schrieb in ihrer Jugend, ohne sich als Verfasserin zu nennen, einen Roman, in welchem sich eine so außerordentliche Kenntniß der Gesellschaft und des Lebens entfaltete, daß ganz London bald diesen, bald jenen lange in der Welt lebenden Mann für den Autor nahm und fast bestürzt war, als es bekannt wurde, daß die

Schrift von einer jungen neunzehnjährigen Dame herrühre.

Die Sache war nun die, daß Madame d'Arblais ihre Materialien nicht aus der Luft gegriffen hatte. Sie hatte das Leben und die Menschen wirklich studirt, und hatte auch in dem Freundeskreise ihres Vaters dazu Gelegenheit gefunden. Aber sie hatte sich Alles so schnell angeeignet, sie hatte aus den wenigen Erscheinungen, die sich ihr boten, so richtige Schlüsse auf das Ganze zu machen gewußt, daß man sagen konnte, sie habe die ganze Welt von ihrem niedrigen Standpuncte aus richtig errathen und auf ihre Weise construirt.

Goethe erzählt, daß, nachdem er seinen Götz publicirt, viele fremde Gelehrte zu ihm gekommen seien und ihm Fragen über den Geist und das Wesen der deutschen Geschichte vorgelegt hätten, in der Meinung, daß der Verfasser eines Werks, das so ganz diesen Geist zu athmen schiene, tief in die Geschichte des deutschen Reiches eingedrungen sein müsse und er fügt hinzu, daß er sich oft geschämt habe, seine Unwissenheit in diesem Fache einzugestehen. Nichts destoweniger hatte Goethe die Geschichte, die Zeit und die Werke des Götz studirt, aber w e n i g e s Studium hatte hingereicht, um ihn seine Aufgabe richtig durchführen zu lassen.

Das Genie hat ein vortreffliches Ahnungsvermögen. Gieb ihm einige sichere Facta, nur eine feste Stufe, es tritt darauf und greift mit tausend unsichtbaren Armen um sich und gestaltet wie ein Cuvier aus wenigen Knochen-Frag-

menten das ganze Geschöpf. Jene Facta aber, jene feste Basis kann es so wenig entbehren, wie der Epheu sein kleines Plätzchen Erdreich, in das er seine Wurzeln treibt.

Die Menschen preisen stets das Schöne mehr als das Nützliche und werden von jenem geblendet. Den Werken der Gelehrten sieht man es gleich an, wie viel Schweiß und Mühe sie gekostet haben. Die glänzenden Werke der Künstler und Dichter, die alle Spuren der Arbeit vertilgt haben, machen es uns über den Genuß, den wir davon haben und über den Rausch, in den sie uns versetzen, oft vergessen, wie viel Mühe und Arbeit auch ihnen vorauf gegangen ist.

Daher sind denn auch die meisten Dichter weit berühmter durch ihre schöngeistigen als durch ihre gelehrten Erzeugnisse und das Publicum weiß es in der Regel nicht einmal, daß Maler wie Rubens, Poëten wie Milton oder Dryden auch außerordentliche Gelehrte waren und eine ungeheure Menge Kenntnisse und Wissenschaft in sich aufgenommen hatten.

Jeder in Deutschland kennt den dänischen Holberg durch seine Lustspiele. Aber wer weiß es, daß diese Lustspiele nur gleichsam die Crême waren, die in den Werken jenes Mannes auf einem großen Studium und einer tiefen Kenntniß des Wesens und der Geschichte seines Volkes oben aufschwamm und daß Holberg einen viel größeren Theil seines Lebens mit historischen Arbeiten verbrachte, als er auf die Abfassung seiner Lustspiele verwendete?

Milton wie Dryden waren Männer von tiefer und man-

nichfaltiger Gelehrsamkeit und ihre Poësien gingen wie Blumen aus einem fetten, nicht nur von Natur fruchtbaren, sondern auch durch Mühe und Arbeit wohl gedüngten Boden hervor.

An Virgil's vollendeten Gedichten haben Studium und Fleiß, wo nicht einen größeren, doch wenigstens einen ebenso großen Antheil als Genie und Begeisterung.

Er studirte sein ganzes Leben hindurch den Homer und feilte und besserte unausgesetzt an seinen Versen, bis sie diese Politur, die schöne leichte und wohlgefällige Form nicht durch das Genie, sondern durch wiederholte Anstrengung erhielten. Fälschlich glaubt die Welt, daß, wenn die Leistung das Gepräge leichter Grazie an sich trägt, auch die Hervorbringung selbst so leicht und graziös von Statten gegangen sein müßte. Aber ich wiederhole es, selbst diese feinsten und zartesten aller Göttinnen, die Grazien, haben mehr Gemeinschaft mit Schweiß und Arbeit, als wir, wenn sie so zierlich vor uns erscheinen und ihre zauberischen Tänze vor unseren Augen ausführen, glauben möchten.

Das
Mißgeschick mannichfaltiger Anlagen.

Willst du in's Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

XIV.

Das Mißgeschick mannichfaltiger Anlagen.

Ich denke mir, ein Phrenologe müßte in meinem Kopfe alle Triebe, schlechte wie gute, in einem verwickelten Bündel von Gehirnorganen vereinigt finden.

In der That, ich finde in Gall's Verzeichnissen keinen Trieb, dessen Thätigkeit ich nicht schon einmal in mir verspürt hätte und da ich auch keinen weiß, der je in mir zu einer entscheidenden und prädominirenden Entwickelung gelangt wäre, so kann ich mir mein Gehirn nicht anders vorstellen, als eine große Masse von halbausgebildeten Organ-Embryonen, so zu sagen von Organ-Knospen und Blüthen.

Mit meinem Herzen stand es wie mit meinem Kopfe. Beides, Kopf und Herz, hängen weit inniger zusammen, als man in der Regel anzunehmen scheint. Ich möchte glauben, daß beide genau mit einander correspondiren. Finden sich in dem Kopfe prädominirende Gedanken, so finden sich auch in dem Herzen prädominirende Gefühle. Hat aber der Kopf

keine vorherrschenden Ideen, so hat auch das Herz keine vorherrschende Empfindungen.

Mein Herz war keiner heftigen Passionen, weder eines glühenden Hasses noch einer starken Liebe fähig. Allerdings war ich den Gefühlen der Liebe und der Freundschaft zugänglich. Ja, oft glaubte ich ein wahrhaftiger Freund, ein völlig hingegebener Liebhaber zu sein. Aber las, hörte und überdachte ich, was Kastor und Pollux, was Orest und Pylades, was Amor und Psyche, was Schemzelnihar und Bekar (Prinz von Persien), und andere gefeierte Freundes- und Liebespaare um einander duldeten, für einander thaten und gegen einander fühlten, so mußte ich mir beschämt gestehen, daß mein Herz von Haus aus flau und lahm sei.

Ich habe daher auch — und dieß steht als ein Factum fest, welches allein hinreicht mich zu verdammen — während meines Lebens mich in keinen Menschen so hinüber und hineingelebt, daß ich sagen könnte, ich sei mit ihm ein Leben und eine Seele geworden. Ich besaß manche „gute Bekannte“, einige mir „befreundete“ Menschen, aber ich habe eine zu hohe Idee von der Freundschaft, als daß ich die tröstende Ueberzeugung auszusprechen wagte, ich besäße einen Freund. Ja, ich habe selbst in dem Sinne, in welchem man im gewöhnlichen Leben, ohne extravagant zu sein, diese Begriffe auffaßt, nur wenige Freunde. Der bezeichnende

Ausdruck meiner Existenz in dieser Beziehung ist Isolirtheit, Vereinsamung des Herzens.

Ich habe mich sehr oft für einzelne Menschen begeistert, aber ich habe mich auch eben so oft wieder für Andere begeistert. Ich habe dann wohl zu meiner Entschuldigung gedacht, wenn ich nur in constanten und gleichförmigen Verhältnissen gelebt hätte, so hätte ich gewiß auch constantere und gleichförmigere Freundschaften gehabt. Aber jener Wechsel meiner Verhältnisse ging eben so auch aus dem mir inwohnenden Wesen hervor, wie der Wechsel meiner Freundschaftsgefühle.

Ich hielt es mir immer fest vor Augen, daß jeder Mensch, so wenig anziehend er mir auch auf den ersten Anblick vorkommen möchte, doch immer entweder ein Weib fände, das sich ihm hingäbe, oder eine Tochter oder eine Mutter oder Freunde besäße, die ihm mit Liebe anhingen. Jedenfalls wenigstens, dachte ich, duldet und liebt ihn Gott. Es muß also Seiten an diesem Menschen geben, von welchen aus betrachtet er der innigsten Liebe und Freundschaft werth erscheint. Ich ging oft darauf aus, diese Seite an einem solchen Menschen zu entdecken. Und ich muß sagen, daß ich fast nie eine mehr oder weniger lange Zeit mit irgend Jemand, so feindlich er mich auch Anfangs berührt haben mochte, zusammengelebt habe, ohne jene Lichtseite an ihm aufzufinden, ohne zu spü-

ren, daß es möglich sei, ihm gewogen zu werden, ja, ohne einen Ansatz von Liebe und Freundschaftsbildung an meinem eigenen Herzen für ihn wahrzunehmen. Ich kam immer dahin, zuletzt zu sagen: „mein guter X.....“ oder: „meine liebe Frau Y....“, wenn ich vorher auch noch so oft geäußert haben mochte: „der unausstehliche Herr X....., die unleidliche Frau Y....“.

Es war mir daher am Ende oft im Grunde einerlei, mit welchen Menschen ich zusammenkommen mochte. Denn ich dachte: „du wirst dich schon mit ihnen einleben, sie sind nicht weniger gut als Andere, du wirst sie nach einer Weile schätzen und lieben lernen“. Ich blieb viel zu lange bei diesem Principe, ich sah zu spät ein, daß nicht freie Wahl, freiwillige und durch Ueberzeugung gewonnene Hochschätzung eine so feste Freundschaft begründen, wie man sie fürs Leben braucht, sondern eine starke Gewohnheit, eine lange Reihe während eines halben Lebens fortgesetzter gegenseitiger Dienstleistungen. Ich sah zu spät, daß alle Menschen in Familien, in Parteien und in Cotterien zerfallen, die wie die Bienen aus Instinkt und Gewohnheit zusammenhängen und die im Laufe der Zeit mit einander verwachsen sind. Als meines Wesens Wachsthum zu Ende war, so konnte ich nirgend mehr hineinwachsen und so stand ich allein und einsam da.

Bei der Idee, daß ich an jedem Menschen etwas Liebenswerthes finden müsse, kam ich zuweilen dahin, das ganze menschliche Geschlecht zu lieben. Ich empfand Wohlwollen für jedes Individuum, das mir begegnete. Ja, ich empfand Wohlwollen für die ganze Gattung, der alle diese Individuen angehörten, Begeisterung für die herrlichen Thaten, inniges Mitleid für die Verirrungen der Menschen, Verehrung und Hoffnung selbst für die längst verstorbenen Helden und Dulder, Liebe für die weit entfernt in den Wüsten Afrika's lebenden Neger und Barbaren.

Ich verachtete keine Nation, die ich kennen lernte, und ließ keine Abneigung in mir gegen sie aufkommen. Vielmehr dachte ich, wie bei den Individuen, darauf, ihnen die Lichtseite abzugewinnen. Ich meinte, jede Nation müsse etwas besonderes Göttliches in sich verspüren, da jede die in ihr lebende Psyche, so zu sagen, in die Reihe der Gottheiten erhoben hat und sie als „Britannia" oder „Ruthenia" oder „Germania" anbetet. Ich suchte den Gesichtspunct, welcher die verschiedenen Nationalitäten so herrlich erscheinen ließ, zu gewinnen. Und ich wurde daher der Reihe nach Slavenfreund, Britenfreund, Germanenfreund, Romanenfreund. Ich spürte, wie ich mich mit Leib und Seele für die Gottheiten aller dieser Nationen begeistern könnte. Wenigstens sympathisirte ich zuweilen mit einer jeden von ihnen.

Mein Patriotismus für mein eigenes Vaterland war auf diese Weise hundertmal drauf und dran, völlig in mir zu Grunde zu gehen, und daß ich doch am Ende noch daran wie an einem Brette im Schiffbruche festgehalten habe, ist mir theils ein kleines Wunder, theils ein großer Trost.

Innige, starke, beschränkte und concentrirte Gefühle sind dem Menschen am natürlichsten und er läuft dann am meisten Gefahr, ganz in Nichts mit ihnen zu versinken, wenn er sich einbildet und wenn er strebt, der Gottheit am ähnlichsten zu werden. Daher ist es so schwer, den Winken zu folgen, die Moses giebt, wenn er sagt: „Sich zum Ebenbilde schuf Gott den Menschen", und denen, die Christus giebt, wenn er lehrt: „Ihr sollt werden wie die Engel im Himmel", und zugleich doch dabei des Teufels alter und ärgster Versuchung zu widerstehen, — der Versuchung zu der Einbildung, daß wir den Göttern gleichen könnten.

Ich habe mir oft in meinem Leben eingebildet, ich hätte den höchsten Gipfel der Liebe erklommen und könnte das ganze Menschengeschlecht in brüderlichem Gefühle umarmen. „Möchte es mir doch", so dachte ich oft, „in einem einzigen Wesen concentrirt und verkörpert erscheinen, dieß gute, theure, achtungswerthe Geschlecht meiner Brüder, wie würde ich ihm die Hände drücken, wie würde ich es warm umarmen"!

Mit einer solchen Disposition des Herzens lief ich in Gefahr, mit meinen Gefühlen völlig in Rauch und Dampf aufzugehen. Unser Herz enthält nur eine gewisse Quantität von Blut und Liebesfähigkeit, wie ein Dampfkessel nur eine gewisse Quantität Dampf enthält. Je mehr man diesen Liebesdampf concentrirt, desto kräftiger treibt er die Maschine. Entläßt man ihn aus dem kleinen engen Kessel des Herzens, um das Weltall in Bewegung zu setzen, so verfliegt er in der Luft und wirkt nichts.

Den traurigsten Aufschluß über die Art meiner Liebe gewährt mir immer die Beschaffenheit meines Hasses; denn ich nehme den Satz für wahr an: „Wo viel Haß ist, ist auch viel Liebe". In der That, ich erinnere mich nicht, daß ich irgend einen Menschen glühend gehaßt hätte. Wie ich hie und da Zuneigung hatte, so hatte ich allerdings auch hie und da Abneigung. Allein solcher unbändiger Haß, der nach dem Leben, nach dem Blute eines Menschen lechzt, schlug nie in meinem Herzen Wurzel. Es gab in der That immer einige Menschen, die ich nicht leiden konnte, die ich mied, in deren Nähe ich mich unheimlich fühlte, die mir stets einen widerwärtigen Eindruck machten. Allein verabscheut, verwünscht habe ich kein Individuum, keinen Stand, keine Nation. Soll ich sagen — leider?

Selbst mit den Verbrechern und dem Abschaum der Menschheit empfand ich stets ein inniges Mitleiden, suchte ihre Unthaten zu entschuldigen und freute mich, gute Seiten an ihnen zu entdecken. Ich dachte mehr an den Rest von Tugend, der noch in ihnen glimmte, als an die teuflische Missethat, derentwegen Andere sie verdammten. Nur während einer kurzen Zeit in meiner Jugend schieden sich, den mir von Anderen eingeimpften Lehren gemäß, alle Menschen in „Gute" und „Böse" in weiße und in schwarze Seelen. Später, als ich mich selbst zu beobachten anfing und den steten Streit des bösen und des guten Princips in meiner eigenen Brust erkannte, zweifelte ich daran, daß es wahrhaft böse Menschen auf Erden gäbe, so wie ich auch daran zweifelte, daß reine Engel unter ihnen seien.

Sogar die, welche mir selber Böses gethan, suchte ich gewöhnlich bei mir zu entschuldigen. Ich vergab ihnen zwar nicht völlig und von ganzem Herzen, „rondement et franchement", wie Montaigne sagt, und ich liebte sie nicht, wie es unsere christliche Religion verlangt, die da sagt: Liebet eure Feinde und thut wohl denen, die euch Böses thun. So weit ging meine Tugend nicht. Im Gegentheil, ich fühlte immer einen gewissen Aerger über sie. Ich freute mich immer im Stillen darauf, wenn ich einmal Gelegenheit finden sollte, mich zu rächen. Aber ich haßte sie auch nicht mit einem entschiedenen, reinen, offen erklärten Hasse und die Rache, die

ich geschworen, führte ich nie aus. Ich dachte zuletzt, man muß ihnen doch am Ende verzeihen, denn sie, wie wir alle, wissen nicht, was sie thun. Meine Gefühle waren eben alle gemischter Natur. So wie meine Liebe immer ein Aber hatte, so hatte auch mein Haß immer ein Aber, und diese Aber dämpften beide Flammen.

Daher kam ich auch nie in meinem Leben dazu, in irgend einer Beziehung entschiedene Partei zu nehmen, weder in Bezug auf Religion noch in Bezug auf Politik. Von Haus aus war ich ein Christ und zwar ein protestantischer, und meine Jugendgewohnheiten haben mich wahrscheinlich vermocht, mit dem Protestantismus zu sympathisiren. Allein ich war doch nichts weniger als ein Protestant mit Leib und Seele. Mir schien es, daß der Protestantismus sich viel zu weise glaubt und an einem kalten, egoistischen Dünkel leidet, von dem er selber am wenigsten einen Begriff hat und ich erkannte, daß in der katholischen Kirche das mysteriöse Element der Religion sehr gut aufbewahrt sei. Aber ich hatte doch tausend Gründe, warum ich mich auch ihr nicht ganz hingeben konnte. Ein natürliches Mitleiden, das ich mit allen Unterdrückten und Verachteten hatte, näherte mich auch den Juden, den Muhammedanern und sogar den von uns verabscheuten und gesteinigten Ungläubigen und Heiden.

Ich muß gestehen, in meiner Jugend zwar hielt ich sie in Folge dessen, was uns gelehrt wurde, alle für verlorne

Seelen und für Anhänger des Bösen. Als ich aber später etwas von den moralischen Systemen der Baschkiren und Kalmucken, von den Philosophemen der Buriaten und Mongolen erfuhr, als ich die religiösen Ansichten der Indier, der Chinesen, des Brama, des Confutse, der Feueranbeter, ein wenig kennen lernte, dachte ich gerade so über Religionsunterschiede, wie jener Orientale, der den ältesten Edelstein verloren glaubte und die drei Religionen der Christen, Juden und Muhammedaner nur noch mit nachgemachten Edelsteinen verglich. Nur dehnte ich dieß Gleichniß auch noch etwas weiter aus und dachte mir nicht nur drei solche Nachbildungen jenes ächten Steines, sondern eine ganze unzählige Menge, von denen auch die Feueranbeter eine bekamen und eben so die Indier, die Chinesen, die Mongolen, sogar die nordamerikanischen Indianer. Nur dieß eine gab ich zu, daß allerdings manche dieser Steine mehr oder weniger schlecht nachgebildet seien und daß am Ende die Christen doch die beste und treueste Copie besäßen.

Von Haus aus und von Geburt und Stand war ich ein sogenannter „Bürgerlicher". Da ich in einer Republik geboren war, wo man von „Edelleuten" sehr vorurtheilsvolle Begriffe hatte, so betrachtete ich sie Anfangs als eine ganz absonderliche und wunderliche Gattung von Menschen, die ich meinerseits ohne Zweifel mit meinem Bürgerthum, so oft ich mit ihnen in Berührung kam, hundertmal vor den Kopf

stieß. Als ich sie besser kennen lernte, fand ich auch an ihnen so viel Ausgezeichnetes und Schätzenswerthes, daß ich mit meinen bürgerlichen Brüdern nicht mehr blindlings gegen den Adel Partei machen wollte.

Nichts desto weniger aber hielt ich auch an der guten Seite der Bürgerlichen fest und war ihnen von Natur zugethan.

Zu den Liberalgesinnten gehörte ich vermöge meiner Geburt, vermöge meiner Stellung, vermöge meiner Erziehung, vermöge meines Naturells und meines eigenen Nachdenkens. Ich haßte Despoten und Tyrannen von jeher. Allein ich war so liberal, daß ich selbst die Illiberalen gegen zu harte und rücksichtslose Behandlung oft in Schutz nahm. Ich sah, daß es gut sei, daß es Fortschrittsmänner und Mitglieder der äußersten Linken gäbe, weil sonst die Maschine des Staates in Stocken gerathen würde. Allein ich freute mich auch über das Dasein der Conservativen, weil ohne ein conservatives Princip im Staate Alles darüber und darunter gehen würde.

Da ich auf diese Weise also gegen keine Partei Bitterkeit und Abneigung fühlte, so war ich zu einem Parteikämpfer untüchtig. In jedem Falle, wo ich mich zu einer Partei gestellt hätte, hätte ich immer zu viele Sympathie und Mitleiden mit der anderen gehabt und dieß hätten mir meine Genossen als Verrath ausgelegt.

Wie gesagt, so wie mit meinem Herzen, so war es auch mit meinem Kopfe. „Homo sum; humani nihil a me alienum puto“. war einer von den wenigen Sprüchen, die mir von jeher tief im Gedächtniß blieben. Ich hatte kaum die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik gelernt, so hatte ich diesen Spruch — ich weiß nicht, wo und wie? — aufgefischt und ich vergaß ihn seitdem, obwohl ich seine Bedeutung Anfangs wohl nur mehr dunkel ahnte als verstand, nie wieder. In der That, ich wiederholte ihn mir tausend Mal. „Humani nihil a me alienum puto“, dieß ging mir schon als Knabe beständig durch den Kopf. Ich sprach dieß tausend Mal nach. Ich schrieb es auf hundert Papierchen nieder. Ich hatte es immer in Gedanken. Es wurde ein Wahlspruch meines Lebens. Alles, was die Menschen angeht, Alles, was einen Menschen nur irgend interessiren, Alles, was auf die Menschen eine nahe oder auch nur die entfernteste Beziehung hätte, wollte ich wissen, wollte ich kennen, wollte ich erspüren. Nach Allem haschte ich. Alles auch ging mir zu Herzen.

Die Geschichte war mir frühzeitig lieb und ich las historische Bücher gern und mit Enthusiasmus, weil sie von den großen Thaten ausgezeichneter Menschen und von folgereichen Ereignissen erzählten. Die Geographie hatte ich gern, weil sie mich entfernte Dinge kennen lehrte. Die Arithmetik war mir nicht langweilig, weil ich mich freute, die Rechenexempel

richtig herauszubringen. In der Geometrie war ich emsig, weil sie Verstand, Auge und Hand auf gleiche Weise übte. Manche Künste betrieb ich mit Eifer, weil ich von Haus aus gern geschäftig und thätig war und alle meine Stunden mit etwas Nützlichem besetzt zu haben wünschte.

Nur Eins, muß ich sagen, begriff ich in dem Knabenalter am wenigsten, nämlich warum man gerade vorzugsweise das Studium des Lateinischen und Griechischen die Humaniora nannte. Gerade sie schienen mir von dem „Humanum", das mir nahe am Herzen lag, am allermeisten entfernt. Allein nachher begriff ich auch dieß, lernte die Classiker schätzen und lieben und hielt sie für kein alienum für mich.

Als ich später erkannte, daß fast in jedem Dinge ein göttlicher Odem wehe, in den Pflanzen, welche die Botanik classificirt, in den Thieren, welche die Anatomie zergliedert, im Menschen, den hundert Doctrinen zum Objecte haben, in den Steinen und Erden, welche die Denkmäler sind, auf denen die Geschichte unseres Globus zu lesen ist, als ich, sage ich, sah, daß jeder Wissenschaft eine himmlische Muse vorstehe und daß Alles, was Ungöttliches, Unschönes, Abstoßendes an den Wissenschaften sei, nur von der Art und Weise des Vortrags der Lehrer herrühre und eine Zuthat der Menschen sei: da entbrannte ich geradezu von einer wilden und ausgelassenen Liebe zu allen Musen. Ich wollte sie alle mir befreunden, ich pflegte Umgang mit jeder. Doch

da ich von der einen zur anderen ging und da ihrer unzählige waren, so berührten meine Küsse sie nur primis labris.

Meine Ohren hatten schon frühzeitig das Wort „Polyhistor“ aufgefangen und ich hörte mit Entzücken von Menschen, die es versucht hätten, den Umfang des ganzen menschlichen Wissens zu erschöpfen. Obgleich ich bald einsah, daß dieß zu dieser Zeit nicht mehr möglich sei, so hörte ich doch nicht auf, dem Phantome, das mir vorschwebte, nachzujagen und ich habe dieß eigentlich bis auf diesen Augenblick herab immer unwillkürlich gethan, weil meine Natur einmal darnach war. Denn ich habe mich nie mit einer einzigen Muse so einleben können, daß ich Alles, was nicht zu ihrem Fache gehörte, schlechtweg für Allotria erklärt hätte. Ich hielt gerade zu nichts, was den Schatz meiner Kenntnisse auf irgend eine Weise vermehren konnte, für fremdartig. Es kam mir vor, als gehörte es Alles zu meinem Fache. Und wenn ich auch nur erfuhr, wie auf Japanisch eine Heugabel hieß, so merkte ich es mir und freute mich darüber, als über eine Vermehrung des Capitals meines Wissens.

Da ich dahin kam, die ganze sichtbare wie unsichtbare Welt als ein Ganzes aufzufassen, da mir die Erde mit Allem, was sich auf ihr bewegt und nicht bewegt, wie ein einiges Wesen erschien, da ich in der ganzen Welt nur den Oden eines einzigen großen Wesens walten fühlte, da ich ahnte,

wie Alles zusammenhing, wie Alles verwebt sei und wie selbst das unbedeutendste Strohhälmchen durch ein leises Fädchen mit dem Ganzen zusammenhinge: so wurde es mir endlich zur Gewohnheit, nichts zu verachten und auch Allem nach meiner Weise in diesem Universum sowohl als in meinem Kopfe eine Stelle anzuweisen. Ich hielt nichts für ungenießbar und unverdaulich, und selbst wenn mir Anfangs etwas so zu sein schien, so ergriff ich es doch und hob es auf wie der Mann im Märchen das zerbrochene Hufeisen, weil ich dachte: „Hast du es nur erst einmal eingezeichnet und hast du es nur erst bei Lichte besehen, so wirst du schon erkennen, auf welcher Seite es sich anfassen läßt".

Auf diese Weise bin ich dahin gekommen, daß es mir im Grunde ganz einerlei war, was ich trieb, that, studirte und las. Ich las sehr gern die Grammatiken verschiedener Sprachen, auch selbst dann, wenn sie nicht geistreich bearbeitet waren; denn ich fand den Bau und die Regeln der verschiedenen Sprachen höchst bewundernswürdig und ihre Vergleichung ungemein interessant. Hätte ich nur immer zwanzig Grammatiken vor mir und zwanzig Augenpaare dazu, in jede zu blicken, ich würde nie Langeweile haben. Ebenso gern wie Grammatiken las ich aber auch Romane, denn sie lehren den Menschen oft besser kennen als manches philosophische Werk.

Ich vertiefte mich gern, so weit ich es vermochte, in die philosophischen Systeme, welche verschiedene Köpfe und Nationen sich ausgedacht haben, denn ich sah daraus

in wie viel tausend Richtungen die Menschen zu denselben Zielen streben. Ich konnte mich aber auch in die A-B-C-Bücher der Kinder vertiefen, um zu sehen, auf welche Weise man hier oder dort der Jugend die erste Milch der Kenntnisse einflöße und wie man klug oder dumm dabei verführe.

Am liebsten las und lese ich zwar gute Bücher und es giebt welche, die so beschaffen sind, daß ich sie geradezu verschlinge und nicht eher aus der Hand lege, als bis ich sie zu Ende brachte; aber ich lese auch mit Genuß schlechte und verkehrte Bücher, weil ich daraus die Verirrungen und Fehlschlüsse des menschlichen Verstandes kennen lerne und weil ich mir einbilde, dadurch wie durch Beobachtung der Narren sehr an Weisheit zuzunehmen. Den Spruch des Plinius, daß kein Buch so schlecht sei, daß man nicht etwas daraus lernen könnte, vergaß ich nie. Botanische oder zoologische oder geologische oder andere naturwissenschaftliche Werke — ich wüßte nicht, warum ich sie nicht mit Enthusiasmus und Hingebung studiren sollte, da sie von den schönsten und anziehendsten Gegenständen der Schöpfung handeln, die das Auge erkennt.

Ich lese aber auch nicht minder gern Fabeln und Mythen und die Märchen der Tausend und Eine Nacht, weil sie die Phantasie lieblich beschäftigen und auch dem Verstande manches schön verblümte Räthsel vorführen.

Mit dem Dichter schwinge ich mich begeistert zu goldenen Höhen auf, ich weine mit ihm, ich scherze mit ihm, ich verfalle mit ihm in schwermüthige Melancholie und lache mit ihm, wenn er komisch ist. Ich begreife, wie man in alte Manuscripte sich verlieben kann und bin selbst zu Zeiten darein verliebt gewesen. Ich begreife, wie ein Mensch zum Bücherwurm zu werden vermag, denn ich bin selbst periodenweise ein Bücherwurm gewesen, oder wie man an die Steine und Mineralien der Gebirge sein Herz verschenken kann, denn ich habe auch zuweilen Felsen mit dem Steinhammer bemeißelnd liebend umgangen.

Da ich Alles an und für sich auf gleiche Weise interessant fand, da ich mich ziemlich schnell bis zu einem gewissen Grade à la hauteur jedes Gegenstandes setzen konnte, so war es mir auch möglich, zur selben Zeit allerlei Studien zu treiben. Auf meinem Lesetische fanden sich daher oft die verschiedenartigsten Dinge vereinigt, Poësie, Schau-, Trauer- und Lustspiele, Geschichte von Dänemark, von Rußland und China, eine Reisebeschreibung durch Indien, Kosmogonie, Meteorologie, Autobiographien, die Bibel, der Koran und die Zenda Vesta. Und es war mir ziemlich recht, welches dieser Bücher ich des Abends gerade griff, um daraus zu meiner geistigen Erquickung ein Capitel zu lesen.

Ich fand in allen diesen Schriften eigentlich immer nur Eins und Dasselbe, den Wiederschein der goldenen Worte, die in dem

großen Buche der Natur geschrieben stehen. Ich entdeckte überall eine der vielen tausend Incarnationen der Gottheit und fand ich nicht die rechte Höhe des Tons in dem Buche, so brachte ich selber den Ton hinein.

Wie gesagt, ich lese und studire gern. Allein ich habe auch wiederum schon ganze Perioden in meinem Leben gehabt, wo ich nicht lesen und studiren konnte, nämlich in Büchern nicht. Ich las und studirte aber nichts destoweniger, nämlich in der Welt, die mich umgab. Es war mir daher im Grunde auch ziemlich einerlei, ob ich Bücher hatte oder keine, ob ich in einer Universitätsstadt unter den Sternen der gelehrten Welt wohnte, oder unter Bauern in einer Wüste. Ich finde überall, bei den Handwerkern, bei den Ackersleuten, bei den Gebildeten, bei den Barbaren, in den Gärten, in der Wildniß tausend Dinge, die mich anziehen und die ich erkennen möchte. Auch in einem Kerker — so habe ich oft gedacht — würde ich mich herrlich — ja, da erst recht himmlisch! — beschäftigen können. Nur müßte man mir meinen Griffel und mein Papier nicht rauben und einen Lichtstrahl von oben gewähren!

Im fünften Jahr lernte ich diejenigen unschätzbaren Künste, welche die vornehmsten Schlüssel sind zu denjenigen Schlössern, hinter denen die Schätze des Wissens verborgen sind, ich meine Schreiben und Lesen. Da ich also mithin jetzt seit etwa dreißig Jahren auf die oben beschriebene Weise ge-

lesen, studirt, beobachtet, gelernt und nachgedacht habe, so kann man sich denken, daß allerdings mancherlei Dinge mir durch den Kopf gegangen sind, daß ich manche Wissenschaften einigermaßen überschaut oder doch beschaut habe, daß ich auf die schönen Schätze vieler wenigstens einen Blick warf, daß ich von manchen mindestens den Namen erfuhr. Man kann sich denken, daß ich manche Sprache erlernte, von vielen wenigstens die Grammatik einmal durchlas und von den meisten doch mindestens hie und da die Bedeutung einiger Worte vernahm oder eine Phrase erlernte.

Aber ich wollte noch mehr als bloß alle Wissenschaften, so wie ich sie in den Büchern zubereitet fand, in mich aufnehmen. Diese Art der Erkenntniß schien mir zu unvollkommen und nicht innig genug. In der That, was wir bei Andern geschrieben lesen — wie wenig geht es uns zu Herzen! Wir können, wenn wir recht eingeweiht werden wollen in die Tiefen und Mysterien einer Kunde, den von Andern schon zubereiteten Stoff nicht blos so bequem hinnehmen. Wir müssen diesen Stoff auch selbst verarbeiten, wir müssen selber darüber denken und schreiben, wir müssen uns unser eigenes System bauen, wir müssen die Erfahrungen aller Andern prüfen, wir müssen die ganze Geschichte der Entwickelung der Wissenschaft kennen und wir müssen daher die Wissenschaft gewissermaaßen von Neuem erfinden, sie in allen ihren Phasen in uns

reproduciren so zu sagen und durchbilden und auf diese Weise das Gebäude in uns zur Vollendung, die Erkenntniß zur Reife bringen.

Dieß sah ich wohl ein und daher wollte ich nicht nur über alle Wissenschaften lesen, sondern auch in allen Wissenschaften selber arbeiten, sie selber erfinden und sie selber allmälig studirend, schreibend und darstellend in mir reproduciren.

Die Art und Weise, wie die meisten Wissenschaften in den Büchern behandelt wurden, gefiel mir nicht. Die Bücher waren mir größtentheils nicht klar, nicht präcise und nicht anziehend genug. „Wären sie ganz vollkommen, wären sie ganz der Göttlichkeit der Musen angemessen", sagte ich mir, „so würden sie leicht, deutlich und im höchsten Grade interessant und bezaubernd sein".

In der Entwickelung des Menschengeschlechts oder eines Volkes oder eines Staates geht Alles Schritt vor Schritt. Da ist keine interessante Erscheinung, die nicht ihre interessanten Ursachen hätte. Nur können die Geschichtsforscher diese Ursachen nicht immer auffinden. Die Annalen jeder Nation sind so ungemein lehrreich, daß, wenn sie im Munde der Lehrer nicht so erscheinen, wenn sie den Schülern nicht eben so viel Vergnügen machen, nicht eben so bezaubernd auf sie wirken, wie die Märchen von Tausend und Eine Nacht, die Schuld bloß an jenen Lehrern liegt.

In der Mathematik, in der speculativen Philosophie oder überhaupt in jeder reinen Doctrin folgt so bündig und genau ein Schluß nnd ein Satz aus dem anderen, daß, wenn sich das Gebäude der Doctrin nicht leicht und elegant Stein für Stein vor den Augen der Schüler, wie der Tempel des Apollo unter Flötenspiel, aufbaut, die Schuld nur bei den meistern und Professoren zu suchen ist.

In der Natur, in der Kette der Wesen, der Pflanzen und Thiere, der Steine und Mineralien herrscht ein so natürliches und reizendes System und alle Gegenstände, nicht bloß die Blumen, sind darin, wenigstens für das Auge des Geistes mit einer so salomonischen Pracht gekleidet, daß, wenn die Naturgeschichte den Schülern nicht so eingeht, wie den jungen Mädchen die Liebe, die Ursache davon keineswegs in der Beschaffenheit der Lehre selbst liegt.

„Meine Joch ist sanft und meine Last ist leicht", sagt Christus von der Tugend und eben dieß kann man auch von der Wissenschaft sagen. Nur die Menschen machen sich selbst und Andern den Weg der Tugend und der Wissenschaft schwer. Alle Bücher, in denen irgend eine Wissenschaft dem offenen Verstande, welcher Lust und Liebe zur Sache mitbringt, schwer fällt, sind demnach unvollkommen. Da allen Büchern natürlich von dieser Unvollkommenheit mehr oder weniger anklebt, so belebte mich nun beständig der Wunsch, ich möchte sie alle von Grund aus selber in mir durch- und umarbeiten, ich möchte selber bis zu den Quellen dieser großen Ströme

aufsteigen, die Fundamente erkennen, sammeln und ausbauen und dann zu dem Weiteren fortschreiten können.

Da ich erkannt hatte, daß alle Wissenschaft aus einem und demselben süßen und selig berauschenden Borne fließt, so brachte ich Lust und Liebe, Eifer und Fleiß genug dazu mit, und um mein Vorhaben auszuführen, fehlte mir nur Eins dazu, nämlich ein Leben von zehntausend Jahren, oder vielmehr die Unsterblichkeit. Denn da das Meer der Wissenschaft ohne Grund und Boden ist, so muß auch das Leben und so müssen auch die Kräfte, die dieses Meer erschöpfen wollen, ohne Ende und Schluß sein.

Auf diese Weise mußte der Seufzer: „Ars longa, vita brevis" stets meinen Geist wie ein Sturmwind bewegen, und ich erwog tausendmal in Verzweiflung die Winzigkeit meiner siebenzig Jahre — wenn es hoch käme! — gegenüber der Unermeßlichkeit des Feldes der Gedanken.

Da ich mir keinen Boden in mein Faß machte, ich meine: da ich mir kein bestimmtes wissenschaftliches Feld als das meinige erkor und da ich noch dazu ein schlechtes Gedächtniß besaß, so schien es mir natürlich oft, als schöpfte ich aus dem Ocean in eine durchlöcherte Schale. Ich verschlang Bücher auf Bücher, Kenntnisse auf Kenntnisse und kam mir doch dabei oft vor wie eins von jenen sieben magern Wesen in Pharao's Traume, die beständig speisen und doch nicht fetter werden.

Da es unmöglich ist, daß ein Mensch bei einer solchen Art der Beschäftigung, bei einer solchen beständigen und vielseitigen Erregung, bei einem so ausgelassenen Hin- und Herschweifen, bei einem so schmetterlingsartigen Fluge, bei einem solchen vagabundirenden Studiren, Lesen und Schreiben nicht zuweilen schwindlicht, überdrüssig, übersättigt, unzufrieden mit sich selber werden sollte, so hatte ich natürlich mitunter sehr betrübte Stimmungen und Zustände meiner Seele, in denen ich verzweiflungsvoll zusammensank, wie ein papierner, mit Luft gefüllter, aufgeblasener Riese, dem durch ein Loch die Luft entflog.

Da es unmöglich ist, daß ein Mensch beständig es aushalte, die Erde aus der Vogelperspective zu überschauen, fortwährend in hohen Regionen zu schweben, in denen die Atmosphäre unendlich verdünnt ist und von wo aus man die verschiedenen Gärten der Wissenschaften, in denen hundert starke Geister oft nur bei der Bebaunng und Pflegung eines einzigen Blumenbeetes beschäftigt sind, nur noch wie schwache Schattirungen und kleine Farbentüpfel erkennt: so fiel ich natürlich oft vom Fluge ermattet in die tiefsten Tiefen der Gleichgültigkeit und der Entzauberung. In solchen Momenten oder vielmehr in solchen Perioden kam mir dann der Gedanke: „es ist das Beste, in dieser Welt, die doch kein Weiser begreift, ein Thor zu sein". Ich beschäftigte mich dann zu meinem Troste mit den unschuldigsten und amusantesten Dingen, las launige Poësien und sprach zu mir wie die Ara=

ber zu Muhammed: „Wir horchen lieber den Märchen der Scheherazade, die uns vergnügen, als deinen Erzählungen von den Propheten, die wir nicht ergründen können".

Indeß erhob ich mich zu Zeiten wieder aus solchen Zuständen. Ja während der Periode ihrer Dauer selbst war ich eigentlich doch immer wieder Derselbe, denn selbst in den Thorheiten und Tändeleien, denen ich mich dann überließ, fand ich stets wieder unwillkürlich irgend eine höhere Bedeutung und wurde auf diese Weise wieder, so zu sagen, von der Thorheit selbst zur Weisheit zurückgeführt.

Als ich endlich erkannt hatte, daß ein solcher wechselnder Zustand mir natürlich sei und daß ich meine Natur nicht ändern könnte, so faßte ich dann den Muth, so zu sein und zu bleiben, wie ich war und bin und die Fachlosigkeit als mein eigentliches Fach, und „Nichts ausschließlich zu sein" als meinen Beruf anzusehen.

In der Regel gebiert jede Zeit die Menschen, deren sie bedarf. Indeß kann es auch vorkommen, daß ein Mal ein Geist erscheint, der gar nicht in seine Zeit hinein paßt. Zu unserer Zeit nun passen independente, selbstdenkende, an den Fundamenten der Wissenschaften rüttelnde oder besser buchstabirende Köpfe und den Wunderbau derselben bestaunende Menschen am wenigsten. Denn alle Wissenschaften sind zu ungeheuren Massen aufgegangen und haben sich in eine Menge kleiner und großer Ströme und Stromarme ver-

zweigt. Da muß keiner mehr selbstständig dastehen wollen. Jeder muß sich enrolliren lassen in die Regimenter der unentbehrlichen Arbeiter. Jeder muß sich als Theil und nicht als besonderes Ganzes betrachten lernen, und wer sich nicht geduldig unter den andern Pferden mit an den großen Wagen, der von einer enormen Last beladen ist, vorspannen läßt, bleibt ganz am Wege liegen.

Da ich einen Geist hatte, der so beschaffen war, wie ich ihn schilderte, so dachte ich oft, wie es Schade wäre, daß ich nicht zu einer andern Zeit geboren sei. Ich bildete mir ein, ein erfinderischer Kopf zu sein und glaubte überall an den Dingen neue Seiten zu sehen, die allerdings vielleicht vor mir auch schon Andere gesehen hatten, die mir aber doch wenigstens Niemand zeigte und die ich selbst auffand. Wäre ich daher zu einer Zeit geboren, wo es noch gar keine Wissenschaften, keine Künste und Erfindungen gab, so wäre ich vielleicht als ein schöpferischer Mensch aufgetreten. Vielleicht hätte ich wie ein Aristoteles die Wege gezeigt, auf denen die späteren Ausbilder der Wissenschaften weiter gehen müßten. Vielleicht hätte ich dann als ein Stern erster Größe geleuchtet. Vielleicht hätte ich als ein Gesetzgeber die Principien erfunden, auf denen die Völker ihre Staaten bauen könnten. Und vielleicht giebt es noch jetzt Tausende von Menschen, die einen ähnlichen Geist haben und sich in Bezug auf sich

selbst ganz ähnlichen Betrachtungen hingeben, wie ich in Bezug auf mich.

Es lag sehr natürlich in meinem Wesen, daß ich in meinem Leben langsam vorschreiten mußte, und daß ich nur sehr spät zu einer gewissen Art von Reife gelangen konnte. Man wird vielleicht sagen, daß ich meinem Wesen nach irgend eine Reife nie erlangen konnte. Allein ich erwiedere darauf: Alles hier auf Erden, es mag sich stellen, wie es will, blüht, reift, bringt Früchte nach seiner Art und stirbt ab. Bei dem Einen ist die Blüthe groß und die Frucht klein, bei dem Andern umgekehrt. Bei dem Einen bleibt die Fruchtzeit lange aus, ist nur kurz und neigt sich früh zum Winter, bei dem Anderen dauert der Ernte bringende Herbst sehr lange und der Baum trägt noch im Alter Früchte.

Ich sage also, meinem Wesen nach mußte ich langsam zu der mir bestimmten Art von Reife gelangen. Wie lange mußte es nichr dauern, bis ich von den Wissenschaften so viel zusammengenascht hatte, daß meine Schätze hinreichend groß waren, um mir daraus einen Zusammenhang nach meiner Weise zu bilden. Wie lange mußte es dauern, bis ich mir einen Mittelpunct gefunden, an dem ich alle meine Bruchstücke ansetzen konnte. Wie lange Zeit mußte vergehen, bis ich nur eine Form gefunden, in welcher ich alle meine bunten Gedanken mittheilen konnte.

Vielleicht mochte dieß mein alter Lehrer wohl im Voraus sehen und andeuten wollen, als er mich aus der Schule mit den trostlosen Worten entließ: „Nun was aus Dir noch einmal werden wird, das weiß ich nicht" — Worte, die mir so schrecklich und ominös ins Ohr tönten, daß ich sie lange nicht vergessen konnte und Worte, die nie ein Lehrer über seine Schüler aussprechen sollte, weil man keinen Menschen gänzlich aufgeben darf. Ich muß gestehen, daß jene Worte mich wie ein Blitz trafen. Sie enthielten eine damals mir furchtbare Wahrheit und von da an lagen sie gewissermaßen wie ein Fluch auf mir, denn noch zwanzig Jahre lang nachher schwebte die Frage: „was wohl aus mir werden würde"? meinem Geiste vor, eine Frage, auf die ich selber keine Antwort finden konnte.

Nicht nur auf der Schule, sondern auch noch auf der Universität gab diese Frage, welchem Berufe ich mich widmen sollte, die traurigsten Veranlassungen zu Besorgnissen, zum Nachdenken, zum Zweifeln und Schwanken.

In der That, was hätte für mich gepaßt? Ich suchte das Fach, was mir den weitesten Spielraum gewährte und alle die Fächer, die ich fand, schienen mir zu enge. Hundertmal dachte ich mir: gäbe es an den Universitäten nur einen Lehrstuhl für die noch nicht entdeckten Wissenschaften. Wäre da nur ein Mann angestellt, der auf alles Neue achten müßte, der alle noch unbehandelten Themas auffinden müßte, dessen Geschäft es wäre, immer die Felder der Wis-

senschaften zu überwachen und zu zeigen, wo noch eins unbebaut wäre und wo der Gesichtskreis erweitert werden könnte, der in seinen Vorträgen immer aus allen Gärten die Blüthen zusammentragen und in anmuthigen Bouquets der Jugend überreichen müßte, der nicht geschmiedet wäre in ein Fach, wie alle die anderen Professoren, ein Mann bei der universitas literarum angestellt „zu außerordentlichen Aufträgen" wie es solche attachés bei den Gesandtschaften und bei den Ministerien der Staatsregierungen giebt. Du möchtest ein solches Amt übernehmen. Allein leider giebt es solche anmuthige Lehrstühle an unseren Universitäten nicht". Und ich konnte mit aller meiner Phantasie, mit der ich die Annehmlichkeiten eines solchen Lehrstuhles ausschmückte und mit Aufwendung allen meines Nachdenkens und meiner Beredtsamkeit, mit welcher ich mir die Nützlichkeit, ja sogar die Nothwendigkeit einer solchen Charge bewies, doch keinen solchen Lehrstuhl aus dem Nichts schaffen und keinen König oder Großen dieser Erde bereden, ihn für mich zu dotiren.

Als ich allmälig den Entschluß faßte, mich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit hinzugeben, trat mir auch hier wieder die Frage entgegen: „Welche der verschiedenen Griffel, die ein Schriftsteller führen kann, welche der verschiedenen Formen, in die er seinen Geist ausgießen kann, ist groß und weit genug, um mir den weitesten Spielraum zu lassen?"

Da ich mich des Enthusiasmus und der Beredtsamkeit eines Schriftstellers fähig fühlte, so hatte ich im Ganzen genommen Lust und Liebe, Alles mit dem Schmucke der Rede zu umkränzen. Ich hätte keine Abneigung gehabt, die Geschichte eines Landes zu schreiben. Vielleicht hätte ich sie mit Begeisterung geschrieben. Allein das Schlimme ist, das die Facta noch nicht in allen Büchern ausgemacht sind. Man muß selbst über alle Data nachforschen und selbst aus dem Staube der Archive und Documente das Gold der Wahrheit mühsam fördern. Der Weg war mir zu lang.

Gern hätte ich mein Herz in schöner Poësie ergossen, ich fühlte poëtischen Geist in mir walten. Allein meinem poëtischen Geiste fehlte die Kunst, sich in schönen Versmaaßen verkörpert darzustellen. Auch war ich zu kritisch, zu forschend, hatte zu viel Lust zur Untersuchung und Zerlegung der Wahrheit, um ein Dichter zu werden.

Romane und Novellen mochte ich nicht erzählen, weil sie mir von den schönen Gebieten wissenschaftlicher Forschungen zu entfernt zu liegen schienen. Zu Fabeln, Märchen, Mythen und Parabeln hätte ich mich noch am ersten verstanden, weil ich in ihnen viel symbolische Wahrheit hätte niederlegen können.

Mich ganz in die politische Schriftstellerei zu werfen, dazu konnte ich mich auch nicht entschließen, denn dazu war ich nicht positiv genug. Kurz, überall fand ich etwas auszusetzen. Ich versuchte Mancherlei und mißglückte in Mancherlei. Bis

ich endlich einem Winke des Schicksals folgte, auf Reisen ging und nun ein wandernder Reisebeschreiber wurde.

Dieß war denn nun meine Form, die ich suchte und endlich nach langem Umhergreifen fand. Der Reiseschriftsteller ist im Ganzen genommen der am wenigsten gebundene. Denn erstlich beschränkt ihn kein Ort und keine Zeit. Er reist, durch welche Länder er will, und wünscht und widmet sich der Betrachtung bald dieses bald jenes Punctes. Entweder faßt er bloß eine Stadt oder ein einziges Land ins Auge und macht eine englische oder eine spanische oder eine italienische Reise; oder er schweift durch verschiedene Länder desselben Welttheils und liefert daher eine europäische, eine amerikanische oder eine asiatische Reisebeschreibung; oder endlich er spannt die Segel auf und fliegt auf den Fittigen des Windes um die ganze Erdkugel und er vollbringt eine Weltumsegelung.

In den Ländern, welche er bereist, frappirt ihn sowohl die Gegenwart als die Vergangenheit, und Blicke in die Zukunft sind ihm ebenfalls gestattet. Er verweilt trauernd bei den Ruinen einer früheren Zeit, er nimmt Theil an den Leiden und Freuden der Gegenwart und er überläßt sich der freudigen Hoffnung auf eine schönere Zukunft. Ja, es ist ihm nicht bloß *erlaubt*, sich dieser Vielseitigkeit seiner Blicke zu überlassen, sondern man *verlangt* von ihm sogar und macht es ihm zur Pflicht, daß er einen Januskopf mit zwei, drei oder vier Angesichtern habe. Denn ohnedieß wird er

über den Geist keines Volkes mit Nutzen urtheilen und angehört werden können.

Ebenso wenig wie in Zeit und Ort, ebenso wenig ist er in der Wahl seiner Gegenstände beschränkt. Der reisende Völker- und Ländererschilderer, der wandernde Ethnograph faßt die Länder und Völker als Ganze auf. Er betrachtet die Natur des Landes und die der Menschen, die es bewohnen, als in inniger Verbindung und Wechselwirkung stehend. Und so ist ihm also gar nichts von Allem, was Menschen oder Natur in dem Lande erzeugten, das er besucht, fremdartig.

Alle Eigenthümlichkeiten der menschlichen Zustände im fremden Lande müssen seine Kritik passiren, der Zustand des Staates, der Kirche, wie der der häuslichen Einrichtungen. Die Maler, die Dichter, die Bildhauer, die Musiker, die Fabrikanten und Handwerker, die höchsten und die niedrigsten Künstler beobachtet und kritisirt er. Sie gehören alle in das Bereich seines Horizontes, weil sie alle fremdartig, alle eigenthümlich sind, denn der Reisebeschreiber ist der Schilderer des Eigenthümlichen. Er kann sich in Alles mischen, ohne daß man ihm je vorwerfen könne, er gehe über sein Gebiet hinaus.

Die Schauspieler, die Advocaten, die Richter, die hohen und niederen Beamten — er betrachtet Alle als Ausflüsse einer eigenthümlichen, in der Nation waltenden Psyche und reclamirt sie daher als Wesen und Dinge, die ihm verfallen sind.

Er hat ungeheure Privilegien, sowohl in dem Lande

in welchem er reist, als in demjenigen, welches ihn sendet und in beiden Ländern wird er als eine Art Prophet angehört. In dem ersteren, weil man sagt: „er ist ein unbefangener Mensch, er urtheilt über unsere Zustände ohne Vorurtheil. Die Eindrücke, die er empfängt, sind ursprüngliche Eindrücke und wir können von ihm lernen". In dem Lande, dem er seine Erfahrungen mittheilt, gilt er als ein „aus der Ferne" Kommender und als Einer, der von Dingen erzählt, die unter Tausenden nur Zehn gesehen haben, schon ganz natürlich für einen Propheten.

Ebenso wenig, wie in Bezug auf die Wahl seiner Gegenstände, ebenso wenig ist der Reisende in Bezug auf die Form und die Weise seiner Darstellung gebunden. Auch hier gestattet man ihm die größten Freiheiten. Er theilt seine Reiseschilderung entweder in ganz zwanglosen Heften mit oder in dicken Bänden, in Briefen „in die Heimath" oder „aus der Fremde", die er entweder an „vertraute Freunde" oder an das Publicum im Allgemeinen richtet, oder in „Vorlesungen", oder in „Skizzen", oder in einem ernsten historischen „Berichte", oder in der Form eines „Tagebuchs".

Sein Styl und sein Vortrag wechseln darin ebenso sehr, wie seine Gegenstände. Bald, wenn er von Ruinen oder anderen ernsten und melancholischen Dingen spricht, erhebt er sich pathetisch und streift an das Erhabene, bald, wenn er von den neuen Moden der Herrn und Damen in dem fremden Lande redet, fällt er ins Tändelnde und läßt sich

anmuthig gehen. Bald, wenn er wichtige Begebenheiten entwickelt, nimmt er den strengen Ernst des historischen Styls an, bald, wenn er Gelegenheit hat, eine Anekdote oder eine Liebesgeschichte, die zu seiner Zeit alle Welt in Erstaunen setzte, vorzutragen, ahmt er die Romanschreiber nach. Dann wieder, wenn er in die Natur hinausreist, sucht er sich den ruhigen und den sanfterwärmenden Enthusiasmus des Naturforschers anzueignen und endlich, wenn er Menschen und ihre Leidenschaften zeichnet, greift er in den bunten Farbentopf des Portraitmalers. Er weiß alle diese verschiedenen Tonarten und alle diese verschiedenen Gemälde und Bruchstücke von Gemälden zu einem anmuthigen Ganzen zu verbinden, wie der Componist verschiedene Musikstücke zu einem Potpourri.

Dabei ist er bei der Art und Weise dieser Verbindung und Verschmelzung ebenso wenig einem besonders strengen Zwange unterworfen. In der Regel macht sich diese Verschmelzung von selbst, denn es ist eben das anmuthige Band seiner Reiseroute, welches sich wie eine Schnur, an der man Perlen aufreiht, durch das Ganze hinzieht. Der Reisende nimmt Abschied, verläßt die Heimath, steigt in die Postkalesche oder das Dampfschiff oder den Schlitten und kutscht davon. Er kommt im Wirthshaus an, er fährt wieder weiter, die Sonne geht prachtvoll auf und wieder unter. Nacht und Tag wechseln anmuthig ab, ebenso die Gesellschaft, die den Reisenden begleitet und die Scenen, die ihn ringsumher umgeben.

Er setzt seine Reise zu Fuß oder zu Pferde fort, er reitet auf Eseln, Kameelen, Mauleseln oder Elephanten, er fährt in ein-, zwei-, drei-, vierspännigen Droschken, Telegen, Extrapostwagen, Stage coaches, oder Malle-Posten, in Segelschiffen oder in Dampfschiffen, in Friedens- oder Kriegsschiffen, in Gondeln oder Galeeren und tritt endlich, nachdem er rund herum gereist, die Rückkehr ins theure Vaterland an.

Dieß ist der lose, anmuthige Faden, an dem der Reisende alle Theile seines Romans heftet, wie Mädchen hundert buntfarbige Blumen zu einem Kranze auf einen Drath ziehen. Der Zufall, das Glück, das Schicksal und sein eigener Wille spielen ihm eine Menge interessanter Dinge, Erscheinungen und Menschen in die Hände und so hat seine Reise wie seine Schilderung ganz den Reiz des Schauspieles des Lebens und noch dazu eines gewissermaßen concentrirten und höher gefärbten Lebens.

Es ist beinah schwer, als Reiseschriftsteller nicht interessant, nicht geistreich und anziehend zu sein. Ist es der Schriftsteller nicht, so thun die Zufälligkeiten der Reise selbst das Beste. Giebt der Autor nur treu wieder, was ihm passirte, so wird dieß fast von selbst ein anziehendes Gemälde geben; und der Lesende, der entweder in dem Lande war oder nicht, wird im ersten Falle aus der Fülle seiner Erinnerungen und im zweiten aus dem Reichthume seiner angespannten Phantasie zu suppliren wissen. Langweilige Reiseschriftsteller liest man immer noch lieber, als langweilige

Philosophen, oder langweilige Romanschreiber. Zum Theil kommt dieß daher, weil (selbst in unserer reiselustigen und reisefertigen Zeit) immer noch wenigstens neunzig Procent der Leser glebae adscripti sind und den Reisenden, der von allen Fesseln befreit umherschweift, als einen Bevorzugten ansehen.

Der Reisende kann daher auch, weil er über alle Gegenstände, über alle Wissenschaften und Künste, über alle Geschäfte und Handwerke, über Menschen aller Stände und aller Berufsarten zu urtheilen berufen ist, alle seine intimen oder nichtintimen Kenntnisse in Anwendung bringen. In einer Gerichtsstube gilt der Mensch nur als Jurist, hinter dem Zahltische nur als Kaufmann, in dem Atelier nur als Künstler, auf der Bühne nur als Schauspieler, in der Schlacht nur als Held, im Seesturm nur als Matrose; aber auf der Reise gilt der ganze Mensch vom Kopf bis zur Zehe als Mensch, als Gelehrter, als Kritiker, als Politiker, als Sprachenkundiger zugleich. Der Reisende kritisirt, politisirt, philosophirt, staatsökonomisirt, und da er in allen diesen Dingen unmöglich vollkommen tüchtig beschlagen sein kann, so fürchtet er auch weniger als irgend ein Anderer Fehler zu begehen.

Es genügt dem Reisenden eine allgemeine Bildung und eine überschauliche Kenntniß von allen Dingen, um dadurch sich und Andern nützlich zu werden. Ja er kann dann sogar Männern vom Fach nützlich werden und den Wissenschaften

geradezu reelle Dienste leisten, während er mit denselben überschaulichen Kenntnissen in seiner eigenen Heimath noch nicht den geringsten Proceß gewönne. Ist er nur im Allgemeinen mit der Botanik bekannt, so wird es ihm leicht, sehr nützliche Bemerkungen und Beobachtungen an den Pflanzen der fremden Länder zu machen.

Kennt er nur die generellen Grundzüge der Geologie, so kann es nicht fehlen, daß er aus wenig gekannten und wenig bereisten Ländern interessante Facta und Erscheinungen berichtet.

Wenn er in seinem eigenen Vaterlande einen Lehrstuhl der Sprache irgend eines Volkes bekleiden wollte, so würde es durchaus nöthig sein, daß er das ganze Feld dieser Sprache durch und durch bearbeitet habe, daß er in alle Tiefen und auf alle Höhen der Sprache gedrungen sei. In dem Lande selber reisend aber — wie werthvoll, wie unendlich wichtig wird ihm da schon selbst jedes Wort, das er gelernt hat, jede Phrase, die er zu handhaben weiß.

Weiß er z. B. nur „Brod" zu fordern, so rettet er sich dadurch unter Umständen vom Hungertode. Weiß er nur „guten Tag" zu sagen, so sagt er dieß freundlich tausend Leuten, die ihm begegnen und stimmt sie tausend Mal günstig für sich. Mit „wohin geht der Weg?" schützt er sich unzählige Mal vor Verirrungen. Mit „wie heißt das?" erfährt er hunderterlei interessante Dinge; mit der Phrase: „Wozu brauchen Sie das?" noch mehr. Mit dem einzigen

Zauberwörtchen „halt! oder mit dem anderen „vorwärts!, „schnell! oder „langsam!, regulirt er auf hundert Poststationen den Cours seiner Kutsche. Kurz — jedes Wort, so zu sagen, lebt in seiner Hand. Jede Phrase wird ein Schlüssel zu Geheimnissen, ein Instrument zu vielfachen Zwecken.

Etwas Aehnliches wie von seinen rein geistigen Fähigkeiten läßt sich auch von dem Gemüthszustande des Reisenden bemerken. Er hat auch hier eine tiefe Innigkeit nicht nöthig, ja eine solche schadet ihm oft. Die Leute von starken Gefühlen und tiefem Gemüthe, von eifriger und ernster Liebe, glaube ich, reisen und schweifen nicht gern.

Der Reisende darf nie zu stark empfinden. Der Abschied aus der Heimath nicht nur, sondern auch jeder Abschied in der Fremde, von den Freunden, die er dort gewinnt, würde ihm sonst zu schwer werden. Er muß allerdings durchaus eine gewisse „Zuthätigkeit" und ansprechende äußere Gutmüthigkeit etwas von dem, was man „freundliches Wesen" zu nennen pflegt, besitzen, weil dieß gerade ihm seinen Reisezweck erleichtert. Er muß sich auch leicht an die Menschen anschließen können, sich leicht bei ihnen heimisch zu machen verstehen, weil er dann nicht so schmerzlich seine Heimath entbehrt. Ein Mensch dieser Art kommt dann eben am leichtesten hinter die Geheimnisse fremder Länder, da er schmiegsam genug ist, in die Lagen der Anderen sich hineinzudenken und mit ihnen zu empfinden.

Die Hauptstärke des reisenden Forschers ist die Verglei-

chung. Ich meine die Vergleichung des bereisten Landes mit anderen Ländern und namentlich mit seiner Heimath. Welche ungeheure Felder werden ihm dadurch nicht wieder eröffnet! Der Gelehrte, welcher sich zu Hause bloß mit einer einzigen Branche der Wissenschaft beschäftigt, muß sich auch hierin weit mehr beschränken. Es giebt Doctrinen, bei denen gar keine Vergleichung stattfindet, z. B. bei den mathematischen Doctrinen. Der Geschichtslehrer erzählt den Gang der Entwickelung der Geschichte desjenigen Landes, das er gerade vor hat, trocken her, ohne sich um die Vergleichung der Entwickelung des Begebenheitenganges in anderen Ländern zu bekümmern, auf die er höchstens hier und da einige Seitenblicke wirft. Der Rechtsgelehrte entwickelt die Rechtsgrundsätze der Römer oder der Deutschen oder der Engländer oder desjenigen Volkes, für dessen Recht oder Unrecht nur allein seine Zöglinge gebildet werden sollen und kümmert sich nicht darum, wie dieselben Rechtssätze anderswo aussahen.

Der Reiseschriftsteller ist aber gerade recht eigentlich ex professo auf die Vergleichung hingewiesen. Da er das Charakteristische und Eigenthümliche der Völker in recht hellem Lichte zeigen soll, so kann er dieß gar nicht anders thun als durch eine unaufhörliche und beständige Contrastirung der Sitten und Gebräuche der Fremden, die er schildert, und der Einheimischen, denen er schildert. Hierdurch gewinnt er eine neue Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner Kenntnisse

zu nutzen, gewissermaßen alle Batterien, über die er commandiren kann, spielen zu lassen.

Denn da sich eine so außerordentliche Auswahl von Gegenständen für seine Feder und sein Auge darbietet, so steht es ja ganz in seiner Willkür, über diejenigen Dinge, von denen er eben nichts Besonders weiß, zu schweigen, bei denen aber, bei welchen er etwas Nützliches vorbringen kann, so beredt und so umständlich zu werden, als es seine Kenntnisse erlauben. Durch diese Vergleiche, die er anstellt, multiplicirt er gewissermaßen wieder allen Stoff, der sich ihm von selbst schon in so großer Reichhaltigkeit darbietet.

Erwägt man dieß Alles und nimmt man dann dazu, was ich zuvor über meine eigenen Anlagen und Dispositionen und über den Zustand meiner Kenntnisse und meines Gemüths sagte, so kann man sich denken, daß ich mir ganz und gar dazu gemacht scheinen mußte, ein reisender und schriftstellernder Forscher zu werden. Es war das einzige Fach, wozu ich taugte. Es war das einzige Fach, in dem ich alle meine Triebe befriedigt fühlte und in welchem ich denjenigen Halt-, Stütz-, Schwer- und Mittelpunct fand, in welchem sich zur Schaffung nützlicher Werke meine sonst zersplittertrn Kräfte auf ihre Weise concentriren konnten.

Kaum hatte ich es gewagt, einige Länder und Reisen schildernde Werke zu publiciren, so schrieb mir einer meiner Freunde Folgendes: „Ich habe Ihre Bücher mit Interesse gelesen. Wie

sehr bedauere ich es, daß Sie nicht Naturforscher geworden sind. Ich bin überzeugt, Sie würden ganz dazu das Auge gehabt haben, die Feinheiten der Natur aufzufassen, und eben so die Feder, um sie darzustellen. Ich wollte, ich könnte meine Fische, Amphibien und Vierfüßler so gut und lebendig schildern, wie Sie ihre Marktweiber, Postillione, Antiquitätenhändler, Speckverkäufer &c".

Ein anderer Freund schrieb mir: „Es thut mir doch sehr leid, daß Sie nicht bei Ihrem ursprünglichen Entschlusse geblieben sind, Advocat zu werden. Ich bin selbst einer und weiß, was zu diesem Geschäfte gehört. Ich bin überzeugt, Sie hätten das pro und contra bei jedem Falle sehr klar auseinander gesetzt, und ich sehe aus Ihren Schriften, daß Sie Umsicht genug gehabt hätten, Ihrer Partei bedeutende Dienste zu leisten".

„Lieber Freund" sagte mir ein Dritter, „mich däucht, es steckt ein Diplomat in Ihnen verborgen. Als ich hörte, Sie würden ein Buch publiciren, fürchtete ich, ich gestehe es Ihnen, Anfangs sehr, Sie möchten Ihre Meinung zu sehr gerade heraus sagen und möchten sich dadurch eine Menge von Unannehmlichkeiten auf den Hals ziehen. Allein ich sehe, Sie haben sich ganz gut aus der Affaire gezogen. Man kann die Wahrheit auf hunderterlei Weise sagen, grob, geradezu, einfach, fein, etwas versteckt, und sehr versteckt; — man kann sie dem Publicum ganz splitternackt vorführen, man kann ihr einen leichten Schleier überwerfen, man kann

diesen Schleier verdoppeln, man kann aber auch so viele dicke Mäntel darauf legen, daß man am Ende gar nichts mehr von der Physiognomie der Wahrheit erkennt. Ich finde, daß Sie sie in der Regel ziemlich frei und nur unter einem gewissen leichten Schleier verborgen gegeben haben. Und deßwegen sage ich, ich glaube, Sie sind zum Diplomaten geboren und ich sehe Sie schon im Voraus bei einer Gesandtschaft attachirt".

„Wie Schade", schrieb mir eine Freundin, „daß Sie keine Romane schreiben wollen. Ich bin ganz sicher, sie würden Ihnen gelingen. Fast möchte ich Sie dringend bitten, Sie sollten mir nächstens einmal einen Roman von Ihrer Feder schicken. Alles, was Sie da über die Nationen und Länder sagen, ist treffend und sogar zuweilen beredt. Aber Sie verschwenden das Alles an kalte und mir wenigstens ziemlich gleichgültige Dinge. Ich wollte, Sie schmückten einmal eine rechte schöne und interessante Liebesgeschichte damit aus, und ich versichere Sie, wir würden Ihnen das noch weit mehr Dank wissen".

„Sie wissen", sagte mir ein sehr ernster Freund in Paris, „daß ich mich nicht viel um die Tages-Literatur bekümmere. Ich lese in der That solche Bücher nie. Auch in die Ihrigen, die Sie mir übersandt haben, habe ich nur hie und da geblickt. Mit Betrübniß gestehe ich Ihnen, ich habe darin mitunter einen gewissen leichten, ja leichtfertigen Ton entdeckt, der mich erschreckt hat. Zu gleicher Zeit habe ich aber auch

gesehen, daß Sie auch ernste Dinge behandeln. Einiges hat mich in der That gerührt. Ich weiß, ich weiß, mein Bester, daß wir in Bezug auf den wichtigsten Punkt des Lebens nicht mit einander harmoniren. Ich flehe zu Gott, er wolle Ihren Geist erleuchten. Ach, wenn ich mir denke, Sie wollten einmal Ihr Talent ganz dem Einen, was da noth thut, widmen, was würden Sie nicht leisten können, wenn Sie Gebete und bloße Gebete schrieben, ich meine Betrachtungen über die höchsten Interessen der menschlichen Seele".

Auch erhielt ich nicht nur von belletristischen, ethnographischen, politischen, kritischen, sondern auch von einigen medicinischen, mineralogischen, geologischen, und anderen Journalen sehr freundliche Aufforderungen, ihnen Beiträge zu schicken und Antheil an ihren Arbeiten zu nehmen; Aufforderungen, denen ich beim besten Willen leider nicht immer entsprechen konnte.

Endlich sprach ich denn auch zuweilen selbst zu mir: „Es ist Schade, daß du deine Kräfte bei dieser Bruchstück- und Mosaik-Arbeit des Reisebeschreibens vergeudest. Du hast bei der großen Mannichfaltigkeit deiner Stimmungen und Seelenregungen so Vieles empfunden. Du bist fähig gewesen, dem Helden und dem Feigen, dem Großmüthigen und dem Engherzigen, dem Verschwender und dem Geizigen, dem Liebenden und dem Unempfindlichen, dem Eingebildeten und dem Bescheidenen, dem Stolzen und dem Demüthigen nachzufühlen, da du selbst wenigstens ein oder mehre Male in

verschiedenen Perioden deines Lebens in mehr oder weniger bedeutendem Grade die Rollen aller dieser Menschen gespielt hast. Welche herrliche Vorbereitung wäre dieß nicht für einen dramatischen Schriftsteller, für einen Lust-, Schau- oder Trauerspiel-Dichter. Wie lebendig, da du ohnedieß ja gewohnt bist mit dir selber zu reden, und immer gewissermaßen wie eine dramatis persona handelst, denkst, sprichst und figurirst, wie lebendig und treu könntest du diese Charaktere schildern, die du nicht bloß außer dir im Leben, sondern auch alle in dir selber gespürt und erkannt hast. Oder könntest du nicht wenigstens ein ganz nützliches Buch schreiben, wie die La Bruyèreschen oder Theophrastischen Charaktere"? Zu dem Letzteren hatte ich in der That nicht übel Lust. Aber forschte ich weiter nach, so fand ich zu meinem Entsetzen, daß ich zu einer Menge anderer Bücher und Werke auch eben so große Lust und Neigung und Anlage in mir hätte, und — Alle jene Vorhaben unterblieben.

Ich führe diese meine eigenen Meinungen, die schmeichelhaften Aufforderungen und die zu günstigen Urtheile meiner zu gütigen Freunde nicht etwa an, um damit groß zu thun, sondern nur deßwegen, weil sie mir interessant waren, als eine Bestätigung dessen, was ich schon längst über mich gedacht hatte und was ich zu Anfange dieses Aufsatzes zu entwickeln versuchte, daß mein Gehirn ein dickes Bündel von Anlagen sei und die verschiedenartigsten Neigungen und Triebe besitze.

Ein solcher Zustand des Herzens und des Kopfes mag sehr gut sein für Das, wozu ich ihn am meisten benutzte, für Contemplation und Meditation. Am meisten schädlich aber ist er entschieden der Willenskraft und der Energie zum Handeln. Ich möchte sagen, es hat sich mir nie eine Person oder Sache meinen Augen, oder eine Idee oder Vorstellung meinem Geiste dargestellt, ohne daß ich dieselbe nicht sogleich aus verschiedenen Gesichtspuncten aufgefaßt und von ihrer Schattenseite sowohl, als von ihrer Lichtseite zu gleicher Zeit betrachtet hätte.

Sah ich eine Person, so bemerkte ich sofort, wie und in wie fern man sich für sie erwärmen könne, zu gleicher Zeit aber auch in denselben Augenblicken, in welchen ich die Wirkungen dieses Enthusiasmus in mir zu verspüren anfing, bemerkte ich, daß man der Person eine andere minder vortheilhafte Seite abgewinnen könnte, daß sie mir von jener Seite betrachtet gleichgültig, ja verhaßt werden könnte, und mitten in dem auflodernden Feuer meines Enthusiasmus für diese Person empfand ich denn auch einen Vorschmack der Gleichgültigkeit, ja der Abneigung, die man gegen sie hegen könnte.

Wie mit den Personen, so war es mit den Sachen, die sich mir darstellten. Hundert Fragen tauchten sogleich in meinem Kopfe auf, so wie ich über einen sich mir darbietenden Gegenstand nachzudenken begann, und es war, als stände die Sache nie vor meinen Augen still, sondern als tanze sie und

drehe sich vor mir hin und her, zeige sich mir von allen Seiten, und nehme gleich einem Proteus alle möglichen Verwandlungen an. Oft machte mich dieß schwindlich und ließ die Energie meines Nachdenkens oder meines Griffels ermatten. Meistens aber kam ich doch dazu, das tanzende Ding irgendwo und wie zu ergreifen und wenigstens es in einigen Situationen zu zeichnen. Nie schien es mir aber, als thäte ich der Sache genug, und als könnte ich je damit zu Ende kommen.

Schwer wurde es mir daher auch, über irgend einen Gegenstand, eine — was man nennt — entschiedene Meinung und Ansicht zu gewinnen, ein bestimmtes Urtheil zu fällen, ja ich hielt es fast unmöglich irgend ein bestimmtes, festes und unbedingtes Urtheil nieder zu setzen, und die meisten menschlichen Urtheile kamen mir gerade zu wie Vorurtheile vor. Daher stellte sich auch nie etwas bei mir fest, und ich war gewissermaßen alle Tage wieder neu, ich möchte sagen, alle Tage eine tabula rasa, auf der man sogleich wieder etwas Anderes schreiben konnte.

So vortheilhaft, sage ich, eine solche Disposition des Geistes, wie die geschilderte, für die Forschung und die Untersuchung sein mochte, und so nützlich sie hätte werden können, wenn sie von Körperkräften, vom Glück und anderen Umständen und Anlagen mehr begünstigt gewesen wäre, so

schädlich mußte sie auf die Willenskraft und die Handlungsweise des so beschaffenen Individuums wirken. In der That, in dieser Beziehung habe ich alle die üblen Situationen, alle die bitteren und widerlichen Stimmungen, in denen sich hienieden, wo es so sehr auf einen festen und beharrlichen Willen ankommt, ein unentschiedenes Geschöpf befinden kann, selbst durchgemacht.

Wahrlich so unwürdig eine solche Sache für einen Mann zu sein scheint, ich muß es gestehen, daß ich in meinem Leben in der Regel nichts als ein schwankendes Rohr gewesen bin. Und zwar nehme ich hier dieses Wort nicht in jenem hochpathetischen und biblischen Sinne, in welchem wir Menschen alle miteinander nichts als schwankende Röhre sind, selbst die entschlossensten, die körnigsten und mannhaftesten und nicht in jenem Sinne, in welchem Goethe sagt, daß „selbst die festen Felsen beben", sondern ich fasse es in dem ganz gewöhnlichen Sinne, in welchem man damit auf einen wankelmüthigen und unentschlossenen Menschen hindeutet.

Es wurde mir zu Zeiten so schwer, meinen Willen zu bestimmen und eine Handlung kühn und rasch auszuführen, daß ich über alles Zaudern und Zagen in eine völlige Unthätigkeit verfiel.

Ich kann daher aus eigener Erfahrung am besten den Seelenzustand eines unschlüssigen Menschen darstellen.

„In dieser Hinsicht", oder „in so fern" spricht ein solcher Mensch, würde es gut sein, diese Sache zu vollbringen. Denn diese und diese Gründe sprechen dafür". „In der That", sagt er, indem es plötzlich hell in seinem Kopfe wird und ein elektrischer Funke von Energie und Thatkraft durch seine Nerven zuckt, „in der That, so will ich sie vollführen". Er greift zu Hut und Stock. Allein, indem er die Handschuhe anzieht und sie besieht, verfinstert sich plötzlich die Helle, welche seinen Kopf erleuchtete, und es verfliegt der Nervengeist, der ihn beseelte. „Jedoch" — sagte er — von der andern Seite betrachtet —, hat das Unternehmen auch wieder viel gegen sich. In so und so fern, in dieser und dieser und jener Beziehung ist viel Gewagtes dabei".

Die Lust vergeht ihm, er legt Hut und Stock bei Seite und will die Handschuhe wieder ausziehen. „Zwar", fährt er dann fort, „wenn ich es recht erwäge, so kann ich nicht leugnen, daß sich wiederum doch das und das noch dafür anführen läßt. „Wirklich", sagt er, indem es in ihm zu dämmern beginnt, „jener Vortheil, an den ich erst gar nicht dachte, ist doch sehr groß. Ja, er ist entscheidend. Ich hätte dennoch Lust, mich dafür zu entschließen. Ja! ich will meinen Vorsatz, es nicht zu thun, wieder aufgeben, ich will es thun".

Er sieht sich in den Spiegel, er bemerkt den entschiedenen Blick, der in seinem Auge glänzt. „Ich sehe, sagt er leise zu sich selbst, „ich sehe, ich bin fest. Wohlan, gehen wir ans Werk"! „Allerdings", spricht er wieder, indem er vom

Spiegel weg sieht, „man könnte noch dagegen das und das einwenden. Es könnte nicht so ausfallen, wie ich dachte. Man muß auf alle Zwischenfälle, die eintreten möchten, gefaßt sein. Ich darf auch dieß und jenes nicht außer Augen lassen. Das sind Zweifel, die wirklich einen Felsen von Entschiedenheit zum Schwanken bringen könnten".

„Nur so viel sehe ich, es läßt sich Vieles dafür und Vieles dawider anführen. Ich muß in der That meinen Entschluß noch eine Zeit lang suspendiren. Ich will mich noch nicht unwiderruflich entscheiden. Ich will mir die Sache einmal ruhig überlegen". Darnach setzt er sich auf seinen Sorgenstuhl und fängt an alle Für und alle Wider aufzuzählen. Die einen stellt er alle auf die eine, die anderen auf die andere Seite. Dann nimmt er eine Wage hervor und wirft die Für's in die eine Schaale und die Widers in die andere Schaale, um zu sehen, auf welche Seite das Uebergewicht fällt. Aber zu seinem Erstaunen und Schrecken findet er, daß sie beide ungefähr gleich viel wiegen und der Wagebalken im Gleichgewichte bleibt. Er sinnt nun auf neue Gründe für das Wider, er legt sie hinzu und der Wagebalken sinkt auf die Seite des Wider. Es fallen ihm aber auch neue Gründe für das Für ein, er legt sie dazu und der Wagebalken fällt auf die Seite des Für.

Für andere Menschen ist dieß Schauspiel eines unschlüssigen Mannes etwas Widerliches, und ihn — den Unschlüssigen selbst — macht auch das Geschäft des Abwägens, dieser stete

Wechsel der Vorsätze, dieses beständige sich Ermannen und wieder zur Kraftlosigkeit Zusammensinken, wahrhaft krank. Es bringt ihn zur Verzweiflung. Zerstört, zerrüttet, unzufrieden mit sich selbst, aber unschlüssig springt er auf und sagt: „Ich will zu meinen Bekannten gehen und will sie fragen. B. ist ein kluger Mann. C. hat sehr viele Kenntnisse und Erfahrung. D. ist, ich weiß es, mein aufrichtiger Freund".

Er geht hin. „Was rathen Sie mir?" spricht er zu B. „Was soll ich thun?" fragt er C. „Was denken Sie von diesem Fall?" so wendet er sich an D. — B. räth ihm, er soll es dreist thun. C. sagt, er solle es lieber lassen. D. versichert ihm, es sei sehr schwer, Andern zu rathen, man könne nur allenfalls auf die Nachtheile und Vortheile aufmerksam machen und übrigens müsse Jeder sich selbst entscheiden.

Hat ihm vorher der Kopf nur gedampft, so steht er jetzt in hellen Flammen. Denn nun weiß er auch nicht, ob er B. oder C. folgen und was er von D. denken soll, der ihn ganz verwirrt hat.

In seiner grenzenlosen Verzweiflung spricht er endlich: „Nun wohlan denn, so will ich eine Frage an das Schicksal thun. Ich will diesen Stock ins Freie hinauswerfen, fällt er mit der Spitze nach vorne, so will ich es thun, wo nicht, nicht".

Aber vielleicht führt er auch diesen Entschluß nicht sicher und fest durch. Die Umstände endlich treiben ihn zu einem Entschlusse. Es kommt zuletzt der Augenblick, wo er sich

entscheiden muß und soll. Die Handlung und der Entschluß, das Ja oder Nein fallen ihm, so zu sagen, wider oder doch ohne seinen Willen aus der Hand. Er führt die Handlung aus. Und er mag gethan haben, was er will, es ist sicher, er wird Ursache finden, es lange nachher noch zu bereuen und tausendmal vom Schicksal vergebens den Moment zurückverlangen, wo die That noch ungeschehen war.

Fragen an das Schicksal sind in der Regel noch das Beste, was man einem solchen unschlüssigen Menschen anrathen kann, d. h. wenn er dann nur abergläubig genug ist, um diesen Wink des Schicksals auch als solchen anzunehmen und blindlings durchzuführen. Denn im Grunde genommen ist der Unschlüssige so dumm nicht; er hat ganz Recht, daß die meisten Dinge eben so große Schatten- als Lichtseiten haben und daß es unter hundert Fällen in neunzig ziemlich einerlei ist, ob man sich für oder wider entscheidet. „Heirathe", sagte Sokrates „und du wirst es bereuen; heirathe nicht und du wirst es auch bereuen". Es läßt sich so unendlich Vieles für ein verheirathetes Leben im Allgemeinen anführen und wiederum so unendlich Vieles dagegen.

In jedem besonderen Falle wieder kann man gegen dieses specielle Frauenzimmer oder gegen diesen speciellen Herrn so viele Für's und so viele Wider's aufmarschiren lassen, daß, wenn da nicht blinde und starke Leidenschaft oder der Drang der Umstände den gordischen Knoten zerschneiden, er von der bloßen Ueberlegung nie aufgelöst wird.

Wie mit diesem Heirathen oder Nichtheirathen, so ist es mit tausend anderen Knoten und Fragen, die uns auf unserem Lebenswege begegnen. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß wir sie alle zierlich lösen, sondern daß wir sie überhaupt nur lösen, im Nothfall kühn und muthig zerschneiden und dann bei unserer Entscheidung verharren, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, die Handlung bis ans Ende durchführen und die Folgen unseres Schrittes geduldig und würdevoll ertragen.

Jenes Portrait vom Unschlüssigen nun, sage ich, habe ich ganz aus meinem eigenen Seelenleben gegriffen, vielleicht nur mit Ausnahme eines einzigen Zuges, den ich nur bei Anderen, die noch zaghafter waren als ich, beobachtet habe. Ich meine das Befragen der Freunde. Meine Freunde habe ich fast immer mit meiner Unschlüssigkeit unbelästigt gelassen und meine Zweifellast meistens für mich allein getragen. Ich will mich nicht mit Bestimmtheit rühmen, daß ein Rest von Stärke mich abhielt, mich so weit zu erniedrigen. Ich bin sicher, daß die Eitelkeit und die Furcht, mir Blößen zu geben, immer größeren Antheil daran gehabt hat.

Auch muß ich mir dieß zugestehen, daß ich zuweilen desperate Entschlüsse gefaßt habe und mehrere Werke und Handlungen in meinem Leben wirklich durchgeführt habe, mit einer ausdauernden Energie und Zähigkeit, die mich selbst

in Verwunderung gesetzt hat und die ich mir gar nicht zugetraut hätte, wenn ich nicht am Ende des Jahrs das Resultat davon klar vor Augen gehabt hätte. Ich habe mir dieß oft zu erklären versucht und bin beim Nachdenken auf die Ansicht gekommen, daß mein Geist etwas Verwandtschaft haben müsse mit dem Wesen und der Natur der Frauen. So wie diese in der Regel nicht kühner und rascher Entschlüsse, energischer und streng durchgeführter Handlungen fähig sind und meistens den Impulsen des Mannes folgen, so folge auch ich in allen meinen gewöhnlichen Entscheidungen den Impulsen des Zufalls, des Zwanges, der Noth und der Gelegenheit.

„So wie wir aber die Natur der Frauen zuweilen zu außerordlichen Entschlüssen und Handlungen auf einmal sich erheben sehen, so hast auch du" — so dachte ich — „zuweilen dich zusammengenommen und hast Dinge ausgeführt, die man dir nach deiner gewöhnlichen Wankelmüthigkeit nicht hätte zutrauen sollen. Es ist, als hätte deine Natur in solchen Augenblicken wieder einholen wollen, was sie in tausend anderen Augenblicken versäumte. Es giebt viele Naturen, welche deiner und der Natur der Frauen ähnlich sind, welche nicht diese körnige, rasche, muthige Energie zur Vollführung von Thaten haben, wie sie Männer gewöhnlich besitzen und wie sie ein Schmuck ihres Wesens sind, welche doch aber dabei eine Art von Energie und Ausdauer auf ihre Weise besitzen und denen wir eine solche Energie zuschreiben müssen,

die man nur gewissermaßen eine versteckte Energie oder Zähigkeit nennen möchte''.

,,Solche Naturen gelangen nicht plötzlich zu schönen Entschlüssen und Thaten. Aber in der Länge der Zeit gelangen sie doch auch zu etwas''.

,,Diesen Naturen, sagte ich mir, gleichst du. Du hast in deinem Leben hundert und tausend Mal gezögert, gezweifelt, geschwankt, bist rückwärts und seitwärts gegangen, statt gerade und fest auf deiner Bahn fortzuschreiten. Du hast demzufolge Vieles ungethan gelassen, Vieles versäumt, dir viele üble Stunden bereitet. Aber am Ende hast du doch einige Wege gehabt, in die du trotz alles Schweifens immer wieder zurückgekehrt bist. Du hast eine lange Reihe von Jahren hindurch gewisse Dinge im Auge behalten, zuweilen allerdings hast du sie aus dem Auge verloren; aber immer bist du doch wieder, wenn auch nach Jahren, darauf zurückgekommen und hast doch am Ende noch durchgeführt, was du so lange betriebst. Du bist also ein hin- und herflatternder Vogel gewesen, aber doch ein Vogel, der am Ende nach *einem* Striche zog. Du bist ein schwankendes Rohr gewesen, aber doch ein in gewissem Grade zähes Rohr, das nicht völlig zerbrach und in seine alte Stellung zurückschwankte''.

Ich glaube übrigens, daß Wankelmuth und Unentschlossenheit Untugenden sind, die auch unter Männern weit mehr ver-

breitet sind, als man in der Regel glaubt; denn ich habe oft genug bei Männern, die man dem Anscheine nach für Eisenmänner hätte halten mögen, doch die Schwäche der Unentschlossenheit hinter einem Felsen-Antlitze entdeckt.

Nicht nur bei der Entscheidung wichtiger Lebensfragen, bei denen selbst wohl ein Herkules einmal am Scheidewege anhält, einen Augenblick stille steht und unschlüssig sich bedenkt, welche Richtung er einschlagen soll, nicht nur bei Dingen, wo wirklich eine Reihe von Pro und Contra's anzuführen waren und bei denen wirklich einiges Nachdenken stattfinden konnte, sondern auch bei ganz unbedeutenden und gleichgültigen Angelegenheiten, wo es selbst dem scrupulösesten Auge schwer gewesen wäre, den Anstoß zu entdecken, den man hätte nehmen können, den Schritt zu thun — wird angestanden und gezaudert.

Daß Jemand Jahre lang schwankt, ob er einen gewissen Lebensberuf wählen solle oder nicht, ob er eine Erbschaft antreten solle oder nicht, wird man ganz natürlich halten. Eben so wird man es in der Ordnung finden, daß er, wenn die Liebe ihn plagt, von einem wahren Sturme des Zweifels bewegt wird, darüber, ob dieß nun die rechte sei oder nicht. Eben so wird man es nicht so außerordentlich finden, daß, wenn er die Länderkarte Europa's vor sich nahm und seinen Blick über die schöne Kette der Königreiche und Fürstenthümer schweifen ließ, er augenblicklich schwer zu einem festen Reiseplan gelangen konnte und lange darüber hin und her

dachte, ob eine Reise im grünen England oder eine im dürren Spanien ihm interessanter sein würde oder ob ihm das felsenreiche Norwegen oder das ruinenvolle Italien mehr Belehrung und Freude verspräche, ob es nicht jetzt an der Zeit sei, nach dem von Hirten und Heerden bewanderten Ungarn zu gehen oder ob er nicht lieber erst einmal alle Alpenländer durchstreifen sollte, ob man besser thue, erst den barbarischen Orient zu beschauen, oder ob es nicht durchaus nöthig sei, zuvor den Centralpunct aller europäischen Civilisation, Paris, aufzusuchen und sich damit vertraut zu machen.

Ich sage, daß ich über solche Fragen in tiefes Nachdenken und in unendlich lange Untersuchungen verfiel, in denen ich mich so verwirrte und verstrickte, daß ich am Ende wie ein Wolf aus dem Vergarnungen der Netze daraus hervorbrach und mich in's Freie nach irgend einer Richtung hin hinausstürzte. Das wird man noch verzeihlich finden.

Aber wie soll ich dem für psycholische Erscheinungen interessirten Leser von tausend anderen Schwankungen meines wankelmüthigen Sinnes erzählen, die nur höchst triviale Dinge betrafen, ohne daß sie sich mit Widerwillen von mir abwenden?

Ich will einen Schleier vor diese Scenen ziehen und ich will sie auch nicht alle im Detail aufdecken, nicht aber etwa um mich zu schonen, sondern um Diejenigen zu schonen, die etwa dieses lesen sollten.

Auch beim Schriftstellern und bei der dabei so nöthigen beschickten Wahl der Worte, Gedanken und Bilder ist mir

meine Unschlüssigkeit ungemein hinderlich. Es stellen sich mir bei jeder Phrase, die ich aussprechen will, bei jedem Gedanken, den ich mit Worten bekleiden will, bei jeder Idee, die ich in meinem Bilde symbolisch geben will, beständig eine Menge Phrasen, Bilder und Ideen auf einmal dar. Oft bin ich davon so umschwirrt, wie die arme geplagte Eule des Vogelfängers von kleinen Vögeln. Ich weiß nicht, welche ich haschen soll, denn sie scheinen mir oft alle gut. Mitunter kann ich mir geradezu nicht anders helfen als dadurch, daß ich sie allesammt auf ein Papierchen schreibe, sie mit einander vergleiche und endlich die Hälfte davon fliegen lasse. Es geht mir daher auch oft so, wie jener Eule, ich schließe aus Ueberdruß und Ermüdung die Augen zu, verstumme und versinke in mich selbst.

Ein sehr guter Rath, den ich unschlüssigen und wankelmüthigen Leuten zu geben im Stande bin, ist der, daß sie ihr Leiden wenigstens still für sich tragen und Andern nichts davon mittheilen mögen. Allein leider sind sie in der Regel nicht im Stande, diesen Rath zu befolgen, denn es ist sehr häufig eben auch eine Eigenthümlichkeit von ihnen, daß sie darauf erpicht sind, mit ihren Plänen und Entschlüssen, ihren Absichten und Vorsätzen Andere zu belästigen.

„Ich habe mich jetzt ganz bestimmt entschieden", erzählt der Unschlüssige aller Welt, „ich verlasse nächsten Sommer die Stadt und mache eine Reise nach Italien. Meiner Frau

wird es sehr zuträglich sein und die Gesundheit meiner Kinder erfordert durchaus eine Veränderung des Klimas. Wir reisen zuerst nach Florenz, bleiben den Winter in Rom und gehen im Frühling nach Neapel, in zwei Jahren kommen wir zurück". Diesen Plan theilt er mit großer Gesprächigkeit allen seinen Freunden mit, die ihm dazu gratuliren. Zu Denen, welchen er die Sache zuletzt erzählt, spricht er schon nicht mehr so eifrig und am Ende wird er dieser Erzählung überdrüßig.

Kommt man nach drei Wochen einmal wieder auf die italienische Reise zurück und erkundigt sich, ob er schon im April oder erst im Mai abreisen wird, so heißt es: „Nein, wir haben uns anders entschlossen. Wir ziehen wahrscheinlich ins Seebad. Meine Frau meint, daß unserer Tochter Mienchen das Seewasser sehr gut thun würde. Es ist aber auch möglich, daß wir ganz ruhig hier bleiben. Mit einer so großen Familie, wie ich sie habe, ist es denn schon immer nicht ganz leicht, so weit zu reisen und man entschließt sich schwerer dazu, sich in Bewegung zu setzen".

Der determinirte Mann spricht weder gegen sich selber, noch gegen Andere lange im Voraus von seinen Entschließungen. Er läßt die Zeit herankommen und die Umstände sich gestalten. Dann macht er seinen Plan und führt ihn aus. Daher wird er auch von den Menschen in der Regel wenig mit solchen Fragen beschäftigt: „Was denken Sie zu thun? Welche Absicht haben Sie in Bezug auf den

Ankauf des Gartens? Was haben Sie beschlossen in Bezug auf Ihren Sohn"? — Ich kannte einen sehr determinirten Mann, der alle solche Fragen auf eine so kühle, kurze und strenge Weise abwies, daß Der, welcher einmal die Erfahrung gemacht hatte, ihn nie wieder mit einer ähnlichen neugierigen Frage über seine Pläne incommodirte.

Auf den Unentschlossenen dagegen hagelt es geradezu beständig derlei Fragen herab. Es ist, als wenn seine Freunde der Versuchung nicht widerstehen könnten, ihn auf's Glatteis zu führen. Es wäre so außerordentlich leicht und einfach, auf solche Fragen zu antworten und sie ein und für alle Male mit der sehr verständlichen Phrase zu beantworten: „Wir wissen es noch nicht. Wir haben noch keinen Entschluß darüber gefaßt". Denn diese Antwort schneidet allen weiteren Nachfragen den Weg ab. Auch liegt in dieser Phrase durchaus kein irgend beschämendes Geständniß. Denn daß er noch nicht weiß, was er thun will, bringt Niemandem Schande. Vielleicht hat man wegen anderweitiger Geschäfte die Sache noch keiner Erwägung gewürdigt. Und es giebt ja auch noch andere ganz ehrenwerthe Vielleichts.

Ich sage, es wäre so einfach, auf diese Weise seine Würde immer zu retten. Allein der Unschlüssige versteht das nicht. Er gebraucht so gern die Phrase: „Ich habe mich entschlossen", und läßt sich daher immer gleich auf jene Fragen ein, beantwortet sie entschieden und bereitet sich dadurch vielfache Verlegenheiten des Widerrufs. So wie er vorher

hundert Gründe hatte, um sich und seinen Freunden zu beweisen, daß sein Entschluß ganz vernünftig sei, so muß er nun eben so viel Gründe hervorsuchen, um ihnen seinen Widerruf plausibel zu machen.

Da ich schon ohnedieß von Natur und durch das Reisen, welches mein Geschäft geworden ist, sehr unstät war, so wurde ich es durch die Veränderlichkeit meiner Pläne noch mehr, indem dadurch immer sehr verschiedene Berichte unter meine Bekannten kamen, die sich immer darüber stritten, ob ich in der Türkei oder in Amerika sei, während ich plötzlich mitten unter ihnen erschien und ihnen etwas aus der Nachbarprovinz erzählte. „Dieser Brief, mein Lieber, wird Sie, wie ich höre, in Italien treffen" — so schrieb mir einst ein Freund — „ich wünsche von Herzen, daß Sie recht viele Gelegenheit haben mögen, alle Schönheiten dieses herrlichen Landes zu genießen"; — der andere so: „Sie schwelgen, wie ich höre, in diesem Augenblicke an der Küste des lieblichen Bosporus und athmen die Luft des üppigen Byzanz. Wie beneide ich Sie um diesen Vorzug"; — der dritte so: „Wird es Ihnen denn da oben bei den Lappen um diese Zeit nicht gar zu kalt? Denn wie C. mir sagt, haben Sie nun doch Ihren Plan, zu diesen Hyperboräern zu reisen, ausgeführt. Damit Ihr Herz wenigstens nicht einfriert, sende ich Ihnen einen warmen Gruß und diesen herzlich gemeinten Freundesbrief".

Ich sage, alle diese drei Briefe empfing ich einstmals zu derselben Zeit in einem kleinen Dorfe mitten in Deutschland, wo ich schon für einen ganzen Sommer und einen ganzen Winter, fern von der Welt und in glücklicher Vergessenheit aller fremden Länder und aller möglicher Weise ausführbarer Reisen die stille Natur genoß. So war ich denn für meine Bekannten und fast auch für mich selbst in hundertfacher Beziehung ein wahres Irrlicht, von dem Niemand eigentlich recht zu sagen wußte, wo und was es sei und wo und was es nicht sei.

Eingestreute Miscellen.

Meinst du denn Alles, was du sagst?
Meinst du denn ernstlich, was du fragst?
O tadelt nicht, was ich meine und sage!
Denn alles Meinen ist ja nur Frage.

XV.

Der goldene Apfel der Erde.

Wie der Atalante die goldenen Aepfel des Peleus in den Weg rollten, so ist dem menschlichen Geiste auf seiner Lebensbahn diese schöne Erdkugel in den Weg gerollt. Wie jene nach den goldenen Globen haschte und so sich verspätete und ihre Zeit versäumte, so greift unser Geist nach der blumigen, duftenden, lockenden Erdkugel und von ihrem Glanze bezaubert, läßt er ab von seinem Wettrennen und wenn es heißt: das Spiel ist zu Ende, wenn das Zeichen gegeben wird zum unerbittlichen Abtreten, so erkennt er wie Atalante mit Jammer, daß er noch fern von seinem Ziele ist und daß er seine Zeit mit Haschen nach eitlem Glanze verbrachte.

Die Gebiete der Forschung.

Es giebt hier neben mir in dem Herzen und Kopfe jedes Menschen Mikrokosmen, von denen ich noch kaum eine Ahnung habe, und überdenke ich dieß, so finde ich das Gebiet meiner Forschung unendlich. Jeder Roman, jedes geistvoll

geschriebene Buch, jeder Einblick in den Ideengang eines Mitmenschen oder in die Denkweise einer fremden Nation eröffnet mir ein ganz neues Reich. Und dann giebt es noch die Welten, von denen wir nicht einmal etwas gesehen haben, die Dinge, die, wie es heißt, weder ein Auge sah, noch ein Ohr hörte. Ja, mich erfüllen nicht bloß diese Welten, die ich hienieden schaue, mit Entzücken und Begeisterung, sondern mich begeistert auch der Gedanke an die Welten, die ich nicht sehe und höre und von denen ich keinen Begriff habe. Ich fühle mich darin glücklich, daß ich weiß, daß es solche Welten giebt und dieß weiß ich ganz sicher. Auch habe ich wenigstens eine Ahnung von der Wunderbarkeit solcher Welten, wenn auch keinen Begriff von ihrer Beschaffenheit. Und immer schweifen meine Blicke zu den Sterngebilden hiauf, fragend, wie es da aussehen möge? Ich poche an die Thüren aller zahllosen Schatzkammern, die zwar verschlossen sind und mir verschlossen bleiben. Allein ich poche doch gern an und streife an ihnen vorüber, denn wenn ich auch ihre Schätze nicht greifen kann, so weiß ich doch, es sind große Schätze darin, und schon diese Vorstellung macht mich reich.

Wie ich meine Blicke zu den flammenden Sternen aufrichte, so schweife ich auch beständig in der unsichtbaren Welt umher, und höre ich auch die Geister und die Engelstimmen nicht, so weiß ich doch, sie sind da, und ich finde ein Vergnügen daran, so im Finstern umher zu tasten, da ich gewiß bin, daß es nur für mich da finster ist, daß es aber im We-

sen und in der Wirklichkeit überall klar, tief und unergründlich ist.

Concentrirung.

Man hat den Holländern, den Schweizern und auch anderen Völkern oft das Bündel Pfeile vorgehalten, das nicht zerbricht, während jeder einzelne Pfeil doch fast so leicht wie ein Strohhalm knickt. Man sollte dasselbe den Denkern und Autoren, denen es darauf ankommt, etwas Nützliches und Bleibendes zu schaffen, eben so oft vorhalten.

Es ist wunderbar, wie unglaublich viel Kraft wir Menschen und namentlich wir Kinder dieses neunzehnten Jahrhunderts vergeuden, weil wir uns nicht concentriren.

Unsere Kräfte sind auf das Aeußerste in die Breite ausgedehnt. In Bezug auf die Quantität dessen, was wir lernen, sind die früheren Menschen Zwerge gegen uns. Welche Masse von Kenntnissen sammeln wir nicht von Jugend auf, welche ungeheure Menge von gedruckten Seiten verschlingen wir nicht mit geschäftigen Augen im Laufe unseres Lebens; und doch geht dies Alles durch unsern Kopf, ohne daß dieser sich dehne. Wir sollten wachsen an Kenntniß und Bildung, allein wenn wir uns nach zehnjähriger Lectüre von Journalen, Brochuren und Büchern aller Art fragen, wie viel und worin wir gewachsen, so wissen wir es nicht zu sagen. In der That, was wir in jedem Augenblicke unseres Lebens

werth sind, ist im Vergleich zu dem Aufwande von Kraft sehr unbedeutend.

Man hat oft gesagt, wer im Laufe seines Lebens jeden Tag nur ein paar so leicht vergeudete, so leicht zu ersparende Groschen in die Sparbüchse stecke, habe nach einer Reihe von Jahren schon ein respectables Capitälchen.

Wer nur von den zahllosen Branchen des menschlichen Nachdenkens einen einzigen beständig im Auge behalten und täglich eine oder ein paar Beobachtungen, die ihm darüber aufstießen, ein paar Aeußerungen bedeutender Männer, die ihm jener Sache zuzugehören schienen, niederlegen wollte, würde bald nach wenigen Jahren einen kleinen Schatz erworben, eine besondere Kennerschaft dieses Gegenstandes erlangt haben und im Stande sein, ein nützliches Werk darüber zu schreiben.

Zügelung des Pegasus.

Die Begeisterung ist nach den Dichtern eine Tochter des Himmels, die uns ganz unverhofft, ganz ungerufen und ungezwungen wie ein Engel besucht. Allein ich glaube, sogar dem Pegasus können wir Zügel und Sattel auflegen und ihn — den Unbändigen — durch Sporn und Peitsche zu seinen wundersamen Luftgaloppaden zwingen. Sie gelingen zwar nicht immer und namentlich nicht immer so gut, als wenn er aus freien Stücken und nach seiner Laune sich auf

seinen Flügeln erhebt. Allein es gelingt doch mitunter wunderbar leidlich.

In der Regel kommen — das will ich zugeben — die Gedanken zuerst und verlangen nach den Worten, die sich auf ihr Gebot einstellen. Aber auch der umgekehrte Weg ist möglich. Rüttle nur das Dintenfaß, die Dinte ist lebendig. Laß sie fließen und sie wird sich bald in allerlei kleinen Kaskaden und wunderbaren Linien auf deinem Papiere ergießen. Ergreife nur die Feder, sie hat selbst Seele und Leben, sie wird unwillkürlich in deiner Hand wachsen und eine mächtige Schwinge werden, auf welcher du dahin fliegst. Sprich nur die Worte aus, stelle sie nur hin. Sie reichen sich wie die Gedanken einander die Hände und beschwören diese bald in ihre sich belebenden Formen herab. Es liegt ein gewisser Schwung, ein Strom in den Worten, der uns berührt, so oft wir uns ihrer bedienen und der uns hinreißt. Begeisterung dringt von uns aus in die Worte hinein und von den Worten selber ergießt es sich auf unseren Geist zurück. Verdoppelt strömt die Kraft dahin und verdreifacht kehrt sie wieder und so erhebt sich leise und allgemach ein mächtiger Sturm in unserer Seele.

Ich wandere oft, ohne zu wissen, was ich suche, auf dem Felde der Gedanken herum. Ich brauche dann nur mit dem Stocke den Boden aufzukratzen und ich bin sicher, daß ich irgend etwas Goldiges aus dem Grunde hervorbringe. Ich ergreife nur den Zipfel eines Fädchens und zupfe ihn hervor,

und ich bin gewiß, daß ich bald ein ganzes Gespinnst, so zu sagen, aus der Luft hervorzupfe.

Wer bemerkt hat, wie sich eifrige Gespräche unter den Menschen entspinnen, wie eine hingeworfene Aeußerung, ein bloßes Wort des Einen oft Feuer fängt bei dem Andern, wie dadurch umständliche Antworten erzeugt werden, wie diese Antworten Gegenreden hervorlocken und Erläuterungen nöthig machen, wie Dritte und Vierte sich hineinmischen und das Feuer fachen und wie am Ende dann die Worte wechseln und die Gedanken hin- und herfliegen gleich den Pfeilen in einer Schlacht, die zufällig und ganz wider Willen der Feldherren sich aus einem kleinen Scharmützel, aus einem Streite der Vorposten entspann — wer das betrachtet hat und weiß, sage ich, der wird auch wissen, wie die Feuer der Beredtsamkeit in unserem Innern entflammen, wie die Gedankenströme sich in unserer Seele aufthun. Viele warten dazu immer auf einen Blitz vom Himmel, der herabkommen und auf einmal unseren ganzen Vorrath von Brennstoff in Feuer und Flammen setze. Diese leuchtenden, zündenden Blitze von Oben erscheinen allerdings zuweilen und vielleicht bewirken sie das heftigste und unauslöschlichste Feuer. Allein auch die Hölzer selbst bergen Feuer in sich. An einander gerieben, entzünden sie sich und leuchten und wärmen mit selbsterzeugter Gluth.

Alle Dinge rund um uns her haben gebundene Wärme in sich. Reiben, reizen, schlagen wir sie nur, die Funken

werden ihnen schon entstieben. Es ist daher wichtig, daß wir daran glauben und es festhalten, daß wir Menschen nicht so ganz von den Göttern abhängen, sondern daß wir unsere Musen gewißermaßen, wie Aeolus seine Windgötter, in einem Sacke festhalten und sie nach Belieben loslassen oder wieder einfangen können.

Wer immer auf die Begeisterung warten will, bis sie vom fernen Olymp herabsteigt, wer Eingebung, Lust und Liebe und Laune zu jedem Geschäfte verlangt, der wird nur Weniges zu Stande bringen. Manchen Leuten sogar steht Begeisterung auf eine so geläufige Weise zu Gebote, daß sie dabei alle Innigkeit verlieren. Solche Leute haben ihren Pegasus, so zu sagen, immerfort im Stall und lassen ihn von ihrem Bedienten, so oft es ihnen einfällt, auf der Stelle vorführen. Es ist unmöglich, daß ein Pegasus, der sich so behandeln läßt, ein ächter Vollblut sei.

So giebt es eine Klasse von Gelegenheitsdichtern, die alle Zeit fertig sind und die bei jeder Veranlassung ein paar Verse in Bereitschaft haben. Sie ritzen sich nur in die Haut und gleich entströmt es ihrer poëtischen Ader in Kaskaden. Selbst wenn ihre Ergüsse nicht ganz schlecht sind, so werden sie uns doch fast zuwider in Folge der Leichtigkeit, mit welcher sie ans Tageslicht treten. Aber auf der andern Seite auch verlieren oft jene Menschen, die immer zu ängstlich auf Begeisterung warten, am Ende allen Muth, zu glauben, daß eine Begeisterung da sei. Sie sind wie die Juden, die ewig

auf einen Messias hoffen und nie einen erhalten. Das Gemüth erschlafft dabei und wird zuletzt aller Begeisterung unfähig. Weil sie immer auf einen ganz besondern Festtag hoffen, so wird es nie bei ihnen Sonntag, so wie bei Jenen, bei denen es alle Tage Festtag ist, der Sonntag alles Sonntägliche verliert. Zu einer Jungfrau, die sich nie bräutlich anzieht, wird der Bräutigam nie kommen. „Nur im Schmuck reißt Apoll mich hin", singt Arion, der Töne Meister. Man schmücke sich nur, man sammle seinen Geist, man schärfe sein Auge und es wird sich bald dem Blicke etwas zeigen, wenn der Geist überhaupt einer der Sehenden ist. Wir sind den Citherspielern und Musikern vergleichbar, die auch, wenn wir sie auffordern, unser Herz mit ihren Melodien zu erfreuen, sich entschuldigen, sie hätten keine Laune, Begeisterung sei ihnen fern und die doch, wenn sie nur erst einmal in die Saiten griffen, dann von dem Klange ihres eignen Instruments ermuntert und fortgerissen werden und die uns dann mit einer Fülle von Harmonien beglücken.

Wenige wissen es, daß die Rede ein eben so besaitetes Instrument wie die Lyra ist, in das man nur frisch hineingreifen muß, um sich von seinen Accorden gehoben zu fühlen.

Was mich betrifft, so habe ich meiner Muse fast immer Gewalt angethan und habe sie eingefangen und zum Wahrsagen gezwungen, wie man den Gott Proteus einfangen und zwingen mußte. Sagt nicht Christus selbst, das Himmelreich „leidet Gewalt" und was will er anders damit andeuten, als

daß wir selbst die Götter und ihre himmlische Güte zu uns herabbeschwören können, und daß die, welche Alles lahm und ruhig erwarten, bis es ihnen zugeschickt werde, leer ausgehen werden.

Habe ich mich auch nicht immer aufs Gerathewohl eingeschifft auf jeder beliebigen Locomotive, auf jedem beliebigen Luftschiffe der Beredtsamkeit, so könnte ich es doch immer thun und würde jedesmal sicher sein, daß ich in irgend ein neues Land, daß ich zu irgend einer noch unentdeckten Insel, zu irgend einem noch unbekannten Sterne gelangen würde.

Geist und Körper.

Das Mißverhältniß, das zwischen beiden, so zu sagen, an einen und denselben Wagen gespannten Gesellen, zwischen unserem Körper und unserem Geiste, unserer irdischen oder thierischen und unserer geistigen oder göttlichen Natur existirt, empfindet keine Classe von Menschen tiefer als die der Schriftsteller. Niemand leidet mehr von dem Kampfe, der in Folge dieses Mißverhältnisses zwischen jenen beiden so ungleichartigen Wesen sich zu entspinnen pflegt und Niemand hat mehr Ursache auf eine Ausgleichung desselben bedacht zu sein, wenn er nicht ein Opfer des Kampfes werden will, als der Dichter.

Unser Geist ist ein Riese, der stets den Ossa auf den Pelion zu wälzen strebt, der aber um seine Pläne auszuführen,

nur einen Zwerg, den Leib, in seinen Diensten hat. Unser Geist fühlt sich in dieser wunderbaren Welt von tausend reizenden Fragen angeregt, und er möchte sie gern alle lösen — die Räthsel der Sphinx. Bleibt er mit diesen Bestrebungen bloß in seiner eigenen geistigen Sphäre, bleibt er blos Denker und Forscher, so kann er allerdings trotz der Kürze des Lebens ziemlich bedeutende Flüge in den Regionen des Denkens unternehmen. Was läßt sich nicht Alles auf einem einzigen Spaziergange in einem kurzen Momente durchdenken und durchempfinden. Ja, wie viele Gebiete des Wissens kann nicht der bloße Freund der Literatur mit Hülfe der Lectüre und seines eigenen Nachdenkens durchlaufen, so lange er nur geistig arbeitet, so lange er nicht selbstthätig zur Feder greift und es versucht, für sich und Andere die flüchtigen Bilder der Seele in körperlicher Gestalt zu fixiren.

Für das bloße Denken und Speculiren wäre das Leben wohl lang genug. Für das Lesen und Studiren ist es auch ziemlich lang; aber für den Künstler eben, der zum Griffel oder zur Feder greift, ist es zu kurz. „Ars longa, vita brevis“.

Unsere Ideen kennen nicht Zeit und Raum und schwingen sich zu den Enden der Welt, unsere Augen, welche vermittelst der Lectüre den Ideen Anderer folgen, haben auch noch ein wenig von der Pegasus-Natur, aber unsere Hand und unsere Feder, diese in Zeit und Raum so eng gebundenen, schleichen dem Pegasus nach, wie die Schnecke dem Vogel.

Die ἀνάγκη in den Thematen, die wir behandeln.

Diejenigen, welche sich in ihrem Leben zuweilen damit abgegeben haben, Geschichten zu componiren und vorzutragen, sei es als Novellenschreiber oder als Romandichter oder Märchenerzähler, werden Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß es etwas ganz Eigenes ist mit der Erfindung solcher Geschichten und daß dabei durchaus nicht immer Alles so ganz und gar von dem Erzähler und Erfinder abhängt, sondern in der Geschichte selbst, die er wie einen Faden aufnimmt, etwas Selbstständiges oder, soll ich sagen, Eigenwilliges zu liegen scheint, welches er nicht sowohl zu erfinden und zu erdenken, als dem er vielmehr nur zu folgen scheint.

Der allererste Anfang einer Erzählung ist zwar ganz in der Willkür des Dichters und er fädelt den ersten Faden mit Leichtigkeit ein. So wie er aber Ort, Zeit und Personen der Handlung bestimmt, so wie er die Grundzüge einiger Hauptcharaktere entworfen hat, so verfällt er mit seiner Erzählung, ich möchte sagen, eben so unsichtbaren Mächten anheim, wie ein Mensch, der mit gewissen Seelen- und Körperanlagen und unter gegebenen Umständen in die Welt tritt. Er findet dann, daß der Faden seiner Erzählung immer complicirter wird und am Ende laufen ihm keine Fäden, sondern, so zu sagen, bereits vorgebildete Netze in die Hand, deren natürlichen Zusammenhang er nicht zerreißen darf, sondern nur zu entwickeln nöthig hat.

So wie Prometheus den Menschen, nachdem er ihn geschaffen und in die Welt entlassen, nicht mehr in seiner Hand hatte, sondern dem Fatum und einer prädestinirten Nothwendigkeit, an der selbst Jupiter nichts ändern konnte, übergab, so hat auch der Dichter die Entwickelung seiner Geschichte alsbald nicht mehr in seiner Gewalt.

Gewisse Handlungen müssen fast nothwendig von gewissen Personen geübt werden, gewisse Ereignisse müssen mit Nothwendigkeit aus diesen Handlungen hervorgehen und zu gewissen Entwickelungen führen, die sich je nach der Art und Gattung des Stoffs so oder so entscheiden müssen.

Man möchte sagen, alle Wege, die ein Dichter gehen muß, sind schon im Voraus mit Fähnlein ausgesteckt und es kommt nur darauf an, daß er diese Fähnlein im voraus gleichsam von Weitem bemerke. Verfehlt er sie, so verfällt er in Unwahrscheinlichkeiten und unnatürliche Combinationen.

Die Dichter erfinden daher ihre Erzählungen eigentlich nicht, sondern sie finden sie auf, wie Astronomen die Constellationen der Gestirne.

Die provençalischen Dichter nannten sich deßhalb auch mit Recht bloß „Trovadores" (Finder). Und unsere deutschen Poëten nennen sich „Dichter", d. h. Leute, die etwas Unsichtbares und Unfaßbares, das schon da ist, das aber nur von ihrem dichterischen Auge erblickt werden kann, verdichten, gestalten, formen und es auch Andern sichtbar machen.

Mit seinem: „Est quoddam divinum in rebus humanis"

hat Cicero ohne Zweifel andeuten wollen, daß die politischen Angelegenheiten gewöhnlich, als würden sie von unsichtbarer Hand geleitet, ihren eigenen von einzelnen Menschen ganz unabhängigen Gang haben. Der Staatsmann, auch der mächtigste und klügste folgt ihnen vielmehr bloß, als daß er sie leite. Seine Geschicklichkeit besteht nicht, wie der große Haufe, der nie ins Verborgene blickt, meint, darin, daß er sie herbeiführe und veranlasse, sondern vielmehr darin, daß er sie im Voraus ahne und kommen sehe, zu seinen Zwecken benutze und allenfalls hie und da ihre Wirkungen modificire.

Man könnte auch von den Gegenständen, zu welchen die Dichter greifen, wie Cicero sagen: es sei etwas Göttliches, etwas Selbstständiges, ein eigenthümliches Leben in ihnen, dem der Dichter, der hier an die Stelle des Staatsmanns tritt, sich überlasse.

Besonders auffallend ist dieß bei jenen Geschichten-Erzählern, Dramatikern und Romandichtern, deren Helden schon von Anfang herein den Keim des Todes oder des Sieges auf der Stirn tragen und mit deutlich bestimmten Schritten der traurigen oder freudigen Entwickelung des fünften Actes oder des letzten Capitels entgegenschreiten.

Allein ich möchte dieselbe Bemerkung eben so auch noch für viele andere Gattungen von Schriftstellern, wo nicht für alle, mehr oder weniger gelten lassen.

Selbst Die, welche sich bloß mit philosophischen Betrach-

tungen, die sie sich willkürlich wählen, beschäftigen, haben bald Gelegenheit, zu spüren, wie es auch hier, ich möchte sagen, vorgebildete Themas giebt, die der Denker nicht sowohl selber willkürlich ordnet und formt, sondern auffindet und nachbildet.

Wir nehmen einen Grundgedanken, der uns in den Sinn kommt, wir wissen selber nicht wie, gleich einem Saamenkorn in die Hand, unsere Phantasie bebrütet und erwärmt das Korn und wunderbar rasch schießt es Wurzel, Stamm und Aeste, erblüht in hundert Knospen, bringt Früchte vor unseren Augen, welche reifen und sogar auch uns in den Schooß fallen, fast ohne unser Zuthun. Unsere Feder hat nichts dabei zu thun, als die Gedanken, welche unser Geist nicht sowohl erzeugt, als vielmehr, so wie sie in ihm schon längst geschrieben dastehen, nur erblickt, richtig zu copiren.

Die Natur um uns her, hat man lange gesagt, ist ein Buch, in dem wir nur zu lesen brauchen; die Menschenwelt um uns her ist auch ein solches Buch, in welchem bereits Alles verzeichnet ist; auch in unserem eigenen Innern liegt ein Buch aufgeschlagen, in welchem in zahllosen Capiteln viel bemerkenswerthe Dinge schon fertig geschrieben stehen.

Die sogenannten genialen Denker und Ideenerfinder sind weiter nichts als fleißige und geschickte Leser, welche es verstehen, diese Schriften in und außer uns gleich alten, kostbaren, aber mit vielem weltlichen und körperlichen Schmuze

bedeckten Manuscripten, abzustäuben, zu säubern und zu dechiffriren.

Haben wir nur erst eine der Pforten, welche zu den Schätzen der Ideen führen, geöffnet und sind wir muthig eingetreten, so gelangen wir auch bald und fast von selbst zu anderen Thoren und Nebenthüren, denen die Schlüssel, so zu sagen, zur Seite hängen. Ist es eine Erzählung, der wir dichtend folgen, so fallen uns Episoden und interessante Nebenereignisse in Menge in den Sinn und jeder Wechsel eröffnet neue Aussichten, sogar die Worte und guten Gedanken, die wir unsere Helden aussprechen lassen, ergeben sich fast von selbst.

Ist es eine kritische, eine ästhetische, eine philosophische oder wissenschaftliche Untersuchung, die wir forschend verfolgen, so erkennen wir auch hier bald nicht nur die Spalten, durch welche das Ganze in seine Theile zerfällt, sondern auch die einzelnen Ideen kommen fast wie von selbst herbeigeflogen und geben Antwort wie das tausendfache Echo eines Tones, den wir in einem vielverzweigten Thale erschallen ließen.

„Hilf dir selber“, so heißt das Sprüchwort, „so hilft dir Gott“. Dieß ist nicht nur im gemeinen Leben wahr, wo, wenn du nur erst ein kleines Capital mit Mühe erwarbst, dann deine Thaler wie die goldenen Stricknadeln im Märchen von selber weiter arbeiten und fast wie die Heckthaler, von denen die Leute fabeln, von selbst ihre Nachfolger herbeilocken, sondern auch in der unsichtbaren Welt, in welcher

der Autor sich bewegt und in welcher eben so unsichtbare Geister uns hilfreich umschweben und, so wie wir uns rühren, geschäftig sind, uns Worte und Einfälle, Combinationen und Vergleiche herbeizutragen.

Im gemeinen Leben ist es daher auch gewöhnlich, daß wir für unser Glück nicht sowohl uns selber als dem Himmel danken und auch die Dichter, indem sie die „Musen" zu Hilfe rufen und den Apollo anflehen, geben deutlich zu verstehen, daß sie wohl wissen, wie wenig sie sich selber verdanken.

Daher auch die Erscheinung, daß so Mancher, so zu sagen, über seine Kräfte redet, daß er uns zuweilen mehr verräth, als er begreifen zu können scheint und daß er vom Strome seiner Rede, vom Geiste getrieben, zu weit höheren Zielen gelangt, als ihm Anfangs vorschwebten. Daher auch viele Menschen Gelegenheit gewinnen, sich später dann über ihre eigenen Erfindungen, Worte und Ideen zu verwundern und gleichsam ihren eigenen Genius, als wären sie selber geringfügiger als dieser, zu verehren.

Kurzes Schreiben.

„Eigentlich weiß man nur", sagt Goethe, „wenn man wenig weiß. Viel Wissen erregt viel Zweifel".

Dieser Ausspruch mag wohl Manchen so paradox wie ein Orakel der Pythia klingen, die es auch liebte, den All-

tagsverstand der Menschen mit scheinbaren Widersprüchen zu reizen und zu necken, die aber doch immer auf eine heilsame Lehre hinwies. Besonders in Deutschland, glaube ich, mögen sich Viele finden, denen jener Spruch unseres Weisen nicht sogleich als eine brauchbare Wahrheit einleuchten wird. Denn eben uns deutschen Autoren machen ja alle Fremde den Vorwurf, daß wir immer zu viel wissen und daß wir in allen Branchen der Schriftstellerei zu phrasenreiche Werke produciren. Auf uns deutsche Autoren scheint es Boileau gemünzt zu haben, wenn er sehr spitzig bemerkt: „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire".

Auf den ersten Blick begreift man zwar kaum, wie man über irgend einen Punct zu weitläufig sein könne. Die Natur jedes Dinges, selbst des allerunbedeutendsten, ist ja unerschöpflich und wenn unsere Werke der Natur gleichkommen sollen, so müssen sie eben so unerschöpflich sein wie sie selbst.

Aber eben in dieser Unerschöpflichkeit des Wesens der Dinge liegt die Nothwendigkeit zur Kürze begründet. Wir würden selbst mit der größten Weitläuftigkeit doch das Unerschöpfliche nie vollständig darstellen können und müssen uns daher immer auf Andeutungen beschränken.

Wir Schriftsteller gleichen auch hierin den Malern, die ebenfalls darauf verzichten müssen, die einzelnen Blätter und die Härchen und Adern dieser Blätter in ihren Landschaften zu zeichnen und die auch durch zu tiefes Eingehen in's Detail dem Effecte nur schaden.

„Qui ne sait se borner, ne sut jamais écrire“, sagt Boileau und er hält diese Lehre für so wichtig, daß er in einem so kurzen Gedichte über die Dichtkunst, wie es seine art poëtique ist, noch drei- oder viermal auf diese Lehre zurückkommt:

Trop d'abondance apprauvrit la matière

und noch einmal:

Un auteur quelquefois trop plein de son objet
Jamais sans l'epuiser n'abondonne un sujet!

und noch ein zweites Mal:

Fuyez de ses auteurs l'abondance sterile
Et ne vous chargez point d'un détail inutile.

Hielt Boileau dieß in Frankreich für nöthig, so mag man in einem Werke, das für deutsche Landsleute geschrieben ist, wohl mit Recht alle diese Sprüche wiederholen und, wie wir es hier thun, noch einmal durch den Druck vertausendfachen lassen.

Thaten und Worte.

Man sagt, daß es schwerer sei, gute und große Thaten zu verrichten, als sie zu beschreiben und zu besingen. Allein dieß scheint doch nicht in jeder Beziehung wahr zu sein, wenn man erwägt, wie zahllose Helden noch nach den trojanischen auftraten und wie wenige Männer dem Homeros folgten, die im Stande waren, wie er die Helden zu rühmen und zu schmücken. Wie viele Abenteurer kamen noch nach dem Vieldulndenden, die ganze Odysseen von Abenteuern durchlebten

und doch kam nach dem Homer kein Einziger wieder, der eine zweite Odyssee hätte schreiben können. Darnach müßte man in Wahrheit die Gabe der Rede für eine viel seltenere halten als die Gabe der That.

Die großen Männer.

Wir haben eine Reihe von Helden und Königen, denen wir den Beinamen „der Große" beigelegt haben. Wir haben keinen Dichter oder Künstler, der mit diesem Titel von Mit- oder Nachwelt beehrt wäre.

Die Großartigkeit eines Menschen schätzen wir hauptsächlich nach seinem Charakter und da dieser aus seinen Thaten mehr als aus seinen Worten hervorleuchtet, demnach nach seinen Thaten. Ueberhaupt aber berücksichtigen wir dabei die ganze Beschaffenheit des Menschen in allen Richtungen, und nennen Den den Größten, der in seinem ganzen Wesen der Imponirendste ist, der zugleich der Tapferste, der Mächtigste, der Geist- und Kenntnißreichste, der Edelste, Festeste und Glücklichste war.

Alexander der Große, Friedrich der Große und Napoleon waren lauter Männer von universellen Geistesanlagen. Sie waren den Künsten und Wissenschaften hold, sie waren im Kriege und in der Politik geschickt, sie unterjochten die Menschen und fesselten die wandelbare Göttin Fortuna an ihre Siegeswagen und hauchten einer ganzen Zeit und kommenden Jahrhunderten ihren Geist ein, so daß die gesammte gebil-

dete Welt oder doch ein bedeutender Theil derselben sich lange auf den Bahnen bewegte, die sie eröffneten.

Wegen eines einseitigen Talentes, so außerordentlich es auch sein, zu so seltener Höhe es sich emporgeschwungen haben mag, nennen wir einen Menschen doch nie groß.

Ich will zugeben, daß diesem Verfahren ganz richtige Beobachtungen zum Grunde liegen. Man hat nur zu oft bemerkt, daß mit den edelmüthigen, tugendhaften und großen Worten und Schriften eines Menschen, häufig nichts weniger als ein tüchtiger, edler und großartiger Charakter verbunden ist.

„Worte! Worte! Worte!" spricht Hamlet, sind Schäume und Träume. „An ihren Thaten sollt ihr sie erkennen".

Indeß scheint es mir, daß man, bei einer richtigen Beobachtung anfangend, hiermit zu weit gegangen ist und zuweilen den Worten ein zu geringes Gewicht beigelegt hat.

Ich glaube, daß auch unsere Schriften unter Umständen ganz das Ansehen von Thaten genießen sollten.

Erzeugung guter Ideen und Ausführung großer Werke.

Durch gute Einfälle, durch passende Gedanken und neue originelle Ideen allein bekommt Niemand das Recht, auf den Namen eines großen Geistes, so wie durch eine bloße Menge von Kenntnissen Niemand den Namen eines großen Gelehrten erwirbt. Damit wir diesen Ruhm in Anspruch nehmen können, müssen sich unsere Kenntnisse organisch zusammen-

setzen und uns befähigen, ganze große Theile des unermeßlichen Gebäudes der Wissenschaften in ihrer Einrichtung zu übersehen und in ihren Fundamenten zu erkennen und bis in ihre Giebel zu erforschen.

Und den großen Denker, den großen Schriftsteller beurkunden bedeutende, zusammenhängende Werke, die er durchzuführen die Energie und Kraft hatte.

Es giebt Geister, deren Ideen ebenso fragmentarisch scheinen wie ihre Kenntnisse, in denen allerlei geistreiche Gedanken über allerlei Dinge auftauchen, die reich sind an witzigen Einfällen, an pikanten Aeußerungen, an gefälligen Wortspielen, die aber nie dazu gelangen, diese Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzuschmelzen.

So haben wir Prosaiker, die eine zahllose Menge von Aphorismen von sich gegeben haben, so haben wir Dichter, die immer nur in kurzen Epigrammen, in kleinen lyrischen Gedichten und Liedern ihren Geist ergossen haben.

So geistreich auch die kleinen Productionen solcher Schriftsteller, so anmuthig die Lieder solcher Dichter sein mögen, so geben sie uns doch noch keinen Beweis von einer großartigen geistigen Kraft der Verfasser. Es sind lauter sprühende Funken, die leicht zündeten und leicht verflogen. Erst die, welche solche Funken zu sammeln und zu einem flammenden, dauernd brennenden Feuer anzufachen wußten, rechnen wir zu den großen Autoren.

Die Conception und Ausführung eines großen schrift-

stellerischen Werks, eines Dramas, eines Epos, eines Romans, einer umfassenden historischen Arbeit, oder einer ausführlichen wissenschaftlichen Untersuchung erfordern ganz andere Kräfte als sie bei jenen kleinen Kämpfen und leichten Siegen des Geistes ins Spiel kommen. Sie erfordern nicht bloß Geistesreichthum, sondern, was noch mehr, auch Geistes-Energie, einen ausdauernden Sinn und festen Charakter.

Wer sich an eine solche große Arbeit begiebt, muß vor allen Dingen einer großen Concentrirung seiner Aufmerksamkeit fähig sein. Er muß im Stande sein, eine einzige Sache sicher ins Auge zu fassen und sie lange im Sinn zu bewahren. Er muß sich seinem Gegenstande nähern und ihn unter dem Mikroskope betrachten, er muß sich wieder entfernen, um ihn im Ganzen zu überschauen, damit er keinem Theile eine zu geringe oder zu große Wichtigkeit gebe. Er muß ihn, so zu sagen, von allen Seiten umwandeln

afin que chaque chose y soit mise en son lieu,
Que le début, la fin répondent au milieu.

Und bei allen diesen mühseligen Arbeiten muß er immer seinen Enthusiamus für die Sache bewahren, damit auch in seinem ganzen Werke eine gleichmäßige Gluth von Anfang bis zum Ende durchströme. Sein Feuer darf nicht in Funken versprühen, sondern muß wie das Licht der Sonne in gleicher und anhaltender Kraft, mit gleicher Wärme und ebenmäßigem Lichte in ihm strahlen.

Ein Mann, der nach einem großen Ziele strebt, muß

gleichsam die Zügel aller seiner geistigen Triebe in der Hand haben. Er darf nicht wie der Lyriker oder der Aphoristiker sich jeder Aufwallung, jedem Impulse hingeben. Er muß auch tausendfache Entsagung üben und Gedanken, die seinen Zwecken nicht dienen können, zurückweisen und unterdrücken. Und dieß letztere ist vielleicht das Schwerste von Allen.

Erschöpflichkeit des Genies.

Die Menschen, selbst die genialsten, gleichen den Spiel-Uhren, die nur auf eine gewisse Anzahl von Melodien eingerichtet sind. Haben sie diese abgesungen, so fangen sie dieselbe Reihe wieder von vorne an. Es ist dabei zwischen den Uhren und Menschen nur etwa der Unterschied, daß die Melodien und Grundthemas bei diesen zu verschiedenen Zeiten immer mit Variationen wiederkehren, während sie bei jenen immer genau dieselben bleiben.

Ich sage, sogar bei den genialsten Menschen ist dieß so. Man denke nur an jenen so umfassenden Kopf, jenen außerordentlichen Mann, „whose genius, not less entreprising than universal“, wie ein anderer außerordentlicher Mann, Robertson von ihm sagt, „has attempted almost every species of litterary composition, in many excelled and in all is instructive and agreeable“. Selbst jener Voltaire, hat er nicht Lieblingsideen, die uns in allen seinen Werken wiederkehren, hat er nicht Wendungen, Phrasen, Gedanken, die er hundertfach wiederholt? Muß man nicht gestehen, daß alle seine kleinen

Romane nur Variationen eines und desselben Themas sind? Haben nicht alle seine dramatischen Personen eine unverkennbare Familienähnlichkeit? Und scheint es nicht, als ob man alle Lehren, die er in seinen zahllosen Werken der Welt geben wollte, auf ein paar Dutzend Puncte und Sätze zurückführen könnte?

Es ist ein Glück, daß das Menschenleben so kurz ist; denn lebte und dichtete er tausend Jahre, so würde sich am Ende selbst ein Shakespeare erschöpft haben. Auch seine Ideen, seine Worte, seine Charaktere waren gezählt wie seine Tage.

Rückert spricht in seinen Makamen von einem arabischen Redner, der von des Tages Anfang bis zu der Sonne Niedergang redete, ohne ein und dasselbe Wort zweimal zu gebrauchen. Sollten wir nicht von den großen Geistern und Autoren, wenn auch nicht bei den Worten, doch bei den Gedanken, Ideen und Bildern eine ähnliche Fähigkeit, Wiederholungen zu vermeiden, zu erwarten berechtigt sein?

In der That, der Ocean der Gedanken und Forschung ist ja unermeßlich und es liegt wahrlich nicht an ihm, wenn wir nicht von unserer Geburt bis zum Tode reden und schreiben können, ohne denselben Gedanken noch einmal vorzubringen, täglich und stündlich neue Combinationen der Worte und Ideen zu erfinden, stets und immer andere und andere Bilder und Vergleiche aufzuführen, beständig zu neuen Resultaten zu gelangen. Aber die Menschen, selbst die besten, sind immer nur wie die Fische auf eine einzige Gattung der unermeßlichen Nahrung, die dieser Ocean birgt, eingerichtet und eingeübt.

Klagen eines Thränenlosen.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen:
Doch wenn's im Innern sehn und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

XVI.

Klagen eines Thränenlosen.

Ein Bekannter von mir legte mir einstmals folgendes offenherzige aber traurige Geständniß über den Zustand seiner Seele ab:

„Ich muß mich“, sagte er, „eines geistigen Gebrechens wegen anklagen, das mir um so unleidlicher und schmerzlicher wird, je mehr ich darüber nachdenke. Es wird mir bei den Gedanken daran so wehe ums Herz, daß ich fast heiße Thränen darüber weinen möchte, wenn nicht eben das Gebrechen selbst, auf welches ich anspiele, der Art wäre, daß es mir alle Thränen unmöglich machte.

Die Natur hat mir die wohlthätige Gabe der Thränen fast gänzlich versagt“.

„Ich will hier eine Pause machen, um deinen Gedanken Raum zu geben damit du im Voraus einigermaßen meine große Betrübniß ermessen mögest, die mich darüber erfüllt, daß jenes köstlichste Geschenk, das der Himmel den armen

Menschen in diesem irdischen Jammerthale gegeben hat, mir mangelt".

„Höre mich an und wenn du nicht zu sehr vor mir erschrickst, so weihe mir einiges Mitleiden".

„Ich mochte ein Knabe von acht oder neun Jahren sein, als ein Bruder und eine Schwester von mir bald hintereinander dahin starben. Ich erinnere mich noch sehr deutlich ihrer kränklichen Gesichter. Mein kleiner Bruder starb an der Auszehrung und meine Schwester, ich glaube, an einem hitzigen Fieber. Der Tod der letzteren erfolgte in der Nacht, sie war der Liebling meiner Mutter und ich erinnere mich, daß, als der Todesengel ihre Seele entführt hatte, mein Vater viele Worte und Bitten aufwenden mußte, um meine verzweifelnde Mutter zu trösten, obgleich er selbst nicht weniger erschüttert war wie sie, und traurig und Thränen vergießend in die benachbarte Kammer kam, in welcher ich und mein jüngerer Bruder schliefen, um uns die Trauerbotschaft zu verkünden. Mein Bruder, ein gesunder, frischer, munterer Knabe, fing herzlich darüber an zu weinen. Ich selber aber, ich verstummte wohl und wurde ernst, weil ich doch meinen Vater ernst und betrübt sah und weil es mir auch gewiß leid that um die liebe Schwester, aber — ich weinte nicht".

„Es folgten nachher in dem Kreise unserer Familie mehrere Todesfälle. Unter andern starb ein alter sechsundachtzig-

jähriger Onkel, der in unserm Hause lebte und mit dem wir Kinder uns viel zu thun machten. Er war früher Kaufmann gewesen und zwar in Ostindien, wo er große Geschäfte gemacht und bitteres Unglück erfahren haben mußte, denn ich erinnere mich, daß er oft zu uns sprach: „wenn ihr einmal groß seid, so müßt ihr nach Ostindien und mir die achtzigtausend Pfund Sterling wiederholen, welche die Schelme von Bankerottiers mich da haben verlieren machen". Er trug eine Perücke nach den Schnitt des vorigen Jahrhunderts, gepudert und hinten die Haare in einen langen Zopf verbunden, dessen mit einer langen Bandschleife versehenes Ende ihm mitten auf den Rücken herabhing. Auch trug er noch kurze Beinkleider mit Schnallen, seidene Strümpfe und Schuhe mit stählernen Schnallen. Sein Rock mit großen Knöpfen war kaffeebraun und aus den großen Taschen, die ihm von der langen Taille bis auf die Wade herabhingen, blickte immer der Zipfel eines schwarzkarrirten leinenen Taschentuchs heraus. Eine Schnupftabaksdose war natürlich von einem solchen Rocke und Taschentuche unzertrennlich. Sein Halstuch war immer weiß und seine Weste stand ihm steif ab. Ich spreche hier von seinem Sonntagsanzuge, in welchem er immer pünktlich um ein Uhr aus seiner Kammer zum Speisezimmer herabkam".

„Er sprach und correspondirte in nicht weniger als zehn Sprachen, so sagte man uns, und sein Geschäft war es, die etwa ankommenden holländischen, portugiesischen oder andern

fremden Briefe, die sonst Niemand im Comptoire entziffern konnte, zu übersetzen.

„Wenn dieser alte achtbare Mann wirklich, wie er es sagte und wie ich es auch glaube, ein Vermögen von achtzigtausend Pfund Sterling durch Betrügereien Anderer verloren hatte, so kann ich noch jetzt an seine feste Haltung, an seine Sinnigkeit und Tüchtigkeit, so wie auch an seine nicht selten ganz launig hervorleuchtende Heiterkeit im sechsundachtzigsten Jahre nicht anders als mit Bewunderung zurückdenken".

„Wie oft sah ich ihn vor einem ostindischen Papagai stehen, mit dem er sich zu unserer Freude zuweilen lebhaft unterhielt und dem er allerlei Schönes zu sagen wußte. Sehr häufig sang er ihm, indem er ihm eine süße Mandel zusteckte, ein portugiesisches Lied vor, von dem mir nur noch die Anfangsworte im Gedächtniß geblieben sind: Papagay royal di Portugal-Kängpasse"! Dieß Kängpasse kam mehrmals im Liede vor, doch weiß ich es nicht zu erklären. Uns Kindern mußte er oft ein amerikanisches Lied singen, das sehr lustig klang und so anfing: „Yankee doodle tandy, Yankee doodel, Yankee doodel, Yankee doodel tandy"! Er sang es, indem er uns an die Hände faßte und mit uns ein wenig im Zimmer herumhüpfte. Es mußte wohl ein amerikanisches Freiheitslied sein. Auch wußte er mehrere afrikanische Lieder und Gesänge der Negersklaven in Westindien, die ich aber vergessen habe".

„Hätte ihm das Schicksal jenes schöne Vermögen gelas-

sen, so hätte er wohl einen Palast bewohnen können. Jetzt behalf er sich still mit einem sehr engen Stübchen in unserm Hause, aus welchem er alle Morgen pedantisch sauber angethan hervorging, entweder in seinem schwarzen Alltagsrocke zum Comptoir oder in jenem kaffeebraunen Sonntagsstaate zum festlichen Braten oder mit seinem dreieckigen Hute und seinem ostindischen, mit Silber beschlagenen Rohre zum Spaziergange. Er hielt sehr streng auf Anstand, Ordnung, Artigkeit und Moralität und seine Handschrift, die mir noch selbst in ihren geringsten charakteristischen Zügen vorschwebt, war so fest, so deutlich, so gleichmäßig, daß man gewiß bei ihrem Anblick allein ihm tausend Pfund hätte creditiren können. Dieser alte, würdige, mir unvergeßliche Mann wurde in unserm Hause gewöhnlich „Ohm Jan“ d. h. Onkel Johann genannt“.

„Auf einmal hieß es nun: Ohm Jan kommt nicht herunter, Ohm Jan ist krank, er ist sehr schlimm! Und nach einigen Tagen sagte man uns: „Ohm Jan ist todt“. Man kleidete die Leiche des ehrwürdigen Alten und legte sie in ihrem Todtenornate auf dem Bette zurechte, und unser Vater führte uns beiden ältesten Knaben hinauf, um ihn noch einmal zu sehen von ihm vor seiner Beerdigung Abschied zu nehmen und richtete einige ernste Worte an uns. Mein munterer, von Geist und Körper gesunder, jüngerer Bruder war herzlich ergriffen und sein Gesicht in Thränen gebadet, stand er an der Thüre des Todtenzimmers und faltete seine Hände. Ich blickte auf ihn und

sah seine Thränen. Ich weiß noch heute, daß meine Hände nicht gefaltet waren, ich hielt sie nur loose in einander. Obgleich ich natürlich auch ernst war, so sah ich den Todten so wohl als meinen Bruder doch ohne Rührung an. Meinen ebenfalls gerührt sprechenden Vater wagte ich nicht anzublikken. Das rothe verweinte Gesicht meines Bruders steht mir noch heutiges Tages so deutlich vor, als hätte ich es gestern gesehen. Wie kommt es doch, daß ich dieses Gesicht bis heute nicht vergessen habe und daß es sich so tief mir ins Gedächtniß geprägt hat? Ich beantworte diese Frage nicht, denn du wirst die bedauerliche Antwort selbst errathen".

„Eben so wenig hatte ich Thränen bei dem Tode eines andern Verwandten, der in unserm Hause starb. Er war ein Schiffskapitain, und wenn er zu Zeiten von seinen stürmischen Reisen zurückkehrte, so wohnte er bei uns. Es war ein Mann in der Mitte seiner Lebensjahre, sehr mager, dabei aber sehr heftig und hitzig. Er fluchte unendlich oft und ich sah dabei seine großen hohlen Augen leuchten und die magern Züge seines Antlitzes in heftig zuckende Bewegung gerathen. An ein freies unabhängiges Leben auf dem Meere gewöhnt, wo Keiner seiner Untergebenen ihm zu widersprechen wagte, konnte er auch auf dem Festlande keinen Widerspruch vertragen. Man mußte sich im Reden mit ihm sehr in Acht nehmen; denn er gerieth z. B. sogar außer sich, wenn Jemand eine begütigende Redensart gegen ihn folgender-

gestalt anfing: „Onkel, Ihr müßt das lieber so und so machen". — „Was" rief er dann wohl ganz außer sich, „was sagt Ihr, ich muß. Ich muß? — Nein, ich muß ganz und gar nichts, ich bin ein freier Mann. Und will ganz und gar nichts müssen. Wer darf mir sagen, daß ich was muß"?

Früher als bei andern Menschen kam ihm indessen das letzte bittere und unabweisliche Muß. Ich weiß nicht mehr, ob ihn die Auszehrung oder ein hitziges Fieber hinraffte. Er sank unter Schmerzen dem Tode, glaube ich, nicht allzugeduldig in die Arme. Viele in unserm Hause beweinten ihn aber doch — wie gesagt, ich selber ausgenommen".

„Vetter! wirst Du einmal traurig sein, weinen und meiner gedenken, wenn Du einmal hörst, daß ich auf dem Meere untergegangen bin"? so sprach ein anderer unserer Anverwandten zu mir, der ebenfalls die stürmische See beschiffte. „Gewiß" sagte ich „Vetter, werde ich sehr betrübt sein. Doch Du wirst hoffentlich lange leben bleiben". Es kam aber anders. Der Vetter ging wirklich auf der See verloren. Sein Schiff, dessen Kapitain er war, kam nicht nach Hause, wurde lange vergebens erwartet, und endlich wurde ausgemacht und als gewiß angenommen, es müsse in dem und dem Sturme, vor dem und dem Flusse mit Mann und Maus untergegangen sein. Als ich dieß später zu hören bekam, gedachte ich wohl der Worte des Vetters sehr genau. Aber Thränen hatte ich nicht für ihn. Und doch liebte ich ihn,

und doch auch war ich ein Junge, der jedesmal laut schrie, wenn ich Schläge bekam und der heftig weinte, wenn mir ein Wunsch versagt wurde. Und doch hielten mich schon damals die Menschen gemeiniglich für zärtlicher und zartfühlender als manchen Anderen meiner Bekannten. Auch später hielt man mich immer für feinfühlend und leicht gerührt. Traurige Nachrichten wurden mir immer mit besonderer Vorsicht beigebracht und oft gab man mir Lobsprüche über mein weiches und warmes Herz geradezu ins Angesicht. Ein Beweis, wie sehr die Menschen geneigt sind, nach der Oberfläche zu urtheilen, und wie oft selbst die Zunächststehenden uns nicht scharf genug ins Auge blicken. Es giebt eine gewisse Art weichlicher Naturen, die im Aeußern empfänglich und empfindsam erscheinen, und deren Herz doch kalt und zäh ist, während andere kräftigere, gesundere und natürliche Menschen unter einer rauhen Hülle ein wahrhaft warmes, weiches Herz bergen".

„Einen höchst geringen Eindruck machten in meiner Jugend auf mich die feierlichen Acte verschiedener Art, mit welchen wir gewisse wichtige Epochen unsers Lebens zu bezeichnen pflegen. Die Schul- und die Kirchen-Ceremonien ließen mich fast alle ohne Rührung. Ich hatte eine Reihe von Geschwistern, die mit ziemlicher Feierlichkeit nach der Weise unserer Geburtsstadt in unserm Hause getauft wurden. Unser Vater pflegte gewöhnlich bei einer solchen Gelegenheit einige

Worte an uns ältere Brüder zu richten, als z. B. so: „Nun werdet ihr denn auch euer kleines Schwesterchen in Zukunft recht lieben? Versprecht ihr das? Und werdet ihr, wenn sie und ihr selber groß seid, ihr nach allen Kräften mit brüderlicher Hülfe beistehen“? Mein jüngerer Bruder wurde gewöhnlich gleich bei solchen Reden gerührt und sein Ja wurde fast von Schluchzen erstickt. Mein „Ja“ klang deutlicher, aber wie ein kalter Ton aus der Brust; ich empfand nichts dabei, als ein gewisses unbehagliches Gefühl darüber, daß man mich dazu zwang, es auszusprechen. Aber doch vergaß ich die zur rechten Zeit gesprochenen Worte nicht, und freilich habe ich später oft besser darnach gehandelt, als früher dabei gefühlt“.

„Ich erinnere mich nicht, daß jemals eine eifrige, ernst mahnende oder rührende Rede meiner Lehrer nur einigen Eindruck auf mich gemacht hätte. Sogar nicht die Reden und Mahnungen unseres ausgezeichneten Religionslehrers, bei denen doch so Viele schluchzten. Vor meiner Confirmation, als sie herannahte, hatte ich eine gewisse Scheu, theils weil ich alle Ceremonien und Feierlichkeiten, und namentlich solche, die auf mich Bezug hatten, haßte, theils weil ich schon im Voraus wußte, daß ich nicht dabei gerührt sein würde, wie dieß doch da de rigeur und auch sehr natürlich war“.

„Doch kann ich mir dieß noch eher verzeihen als die Thränenlosigkeit, die auch an einem gewissen Tage mir eigen blieb,

an welchem mein Vater mich und meine Brüder zu sich rief und uns unter Thränen erklärte, daß er im Handel sein Vermögen verloren habe. Er begleitete diese Ankündigung mit der Aufforderung, daß wir nun mehr und mehr in uns gehen sollten, da wir nach seinem Tode kein irdisches Hab und Gut zu erwarten hätten, und also ganz auf unsere eigenen Kräfte, Kenntnisse, Geschicklichkeit und Bildung hingewiesen sein würden. Mein Bruder war außer sich. Ich blieb unerregt und war zufrieden, als wir wieder entlassen wurden. Als ich nachher von den Comptoiristen den Belauf der Summe erfuhr, auf welche sich der Verlust belief, war ich doch froh, daß es wenigstens eine ziemlich große Zahl war, und vor meinen Mitschülern prunkte ich gewissermaßen mit dieser Summe und machte auch aus dem Bedauern, was man uns schenkte, einen gewissen Gegenstand der Eitelkeit. Der Mensch ist so eitel, daß er sogar mit seinem Unglücke vor seinen Mitmenschen groß thut. Wir denken wahrscheinlich dabei, die Leute werden uns für etwas Besonderes halten deßwegen, weil wir so etwas Schreckliches zu ertragen wissen. Aber wir vergessen, daß, wenn wir damit prunken, die Uebrigen dieß nur gar zu leicht merken, und uns in ihren Augen alles Verdienst geraubt wird".

„Sie werden gewiß auch den Tod unseres alten guten Freundes, des Doktors X....., sehr bedauert haben", sagte später einmal, als ich kein Kind mehr war, eine mei-

ner ausgezeichnetsten Freundinnen zu mir, indem sie sich eine Thräne zitternd aus den Augen wischte".

„Ach gewiß", erwiderte ich, „es hat mir sehr leid gethan um diesen trefflichen Mann". Meine zartfühlende Freundin blickte zu mir auf, als erwarte sie, daß ich noch etwas sagen würde und schaute mir dabei mit einem tiefen Blicke in die Augen. Es drückte sich in diesem Blicke eine gewisse plötzlich sie anwandelnde Verwunderung aus, daß sie meine Augen trocken sah. Und dennoch kamen so viele Menschen immer wieder und wieder zu mir mit ihren Herzensangelegenheiten und Betrübnissen, und schienen es von mir vorzugsweise zu erwarten, daß ich mit ihnen mitleidend und zärtlich klagen sollte. Dieser Irrthum war mir um so wunderbarer, da ich mir doch nie, und je älter ich wurde, desto weniger Mühe gab, eine Rührung, eine Theilnahme, ein Mitleiden da zu erheucheln, wo ich keines im Herzen hatte. Hierzu war ich, wenn nicht zu stolz, doch je mehr und mehr ich mir selber klar wurde, zu wahrheitsliebend".

„Nur die Kinder täuschen sich nicht und ich erinnere mich wohl eines jungen lieben Mädchens, die mir einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit durch die Seele schnitt. Ich kündigte ihr und ihren Geschwistern den Tod eines anderen jungen Mädchens an, das ich sehr gut gekannt hatte und das ich meine Freundin nennen konnte und las ihnen den Brief, in welchem mir dieser Tod gemeldet wurde, vor. Ihr Hinschei-

den war unter besonders rührenden Umständen eingetreten, nämlich unter diesen: Meine verstorbene Freundin war ein blühendes junges Wesen, mit Gaben aller Art vom Schicksale reichlich ausgestattet, gewesen. Sie hatte sich schnell entwickelt — zu schnell — und sie stand in ihrem siebzehnten Jahre als vollendete Jungfrau da. Sie sollte eben an den Hof des größten europäischen Kaiserreichs gebracht werden und befand sich auf der Reise dahin mit ihrer Mutter in einer Provinzialstadt dieses Kaiserreichs. Hier wurde ihr ein brillanter Ball gegeben, bei dem sie sich durch Tanzen erhitzte und erkältete. Es überfiel sie ein heftiges Fieber und in drei Tagen war sie eine Leiche. Ihr Vater, der ihr bis zu jener Stadt entgegenreiste, kam an dem Tage ihrer Beerdigung an, ohne eine Ahnung von dem Unglücke zu haben, da der an ihn abgesandte Bote ihn unterwegs verfehlt hatte. Sein Reisewagen begegnet auf einer Brücke der Stadt einem prächtigen Leichenzuge. Er muß anhalten, um ihn vorüberzulassen. Er erkennt an der Farbe des Sarges, daß es eine Jungfrau sei, die hier ihre letzte Reise unternehme. Zu seinem Entsetzen sieht er seine eigenen Leute, seine eigene Equipage im Gefolge. Es war seine Tochter! — Diese traurige Geschichte also, welche Personen anging, die ich alle kannte, erzählte ich meinen anderen Freundinnen ernst zwar und mit betrübter Miene, aber ohne Zeichen der Rührung und Erschütterung. „So? Nun sehen wir, wie Sie auch einst unsern Tod aufnehmen werden, wenn wir einmal v o r Ihnen

sterben sollten", rief mir jene Freundin zu, die sich einer Anwandlung von innerer Indignation über mich, wie es schien, nicht erwehren konnte".

„Wie ich den Tod noch anderer mir nahestehender Menschen aufgenommen habe, will ich dir nicht näher beschreiben, damit dir bei meiner Erzählung nicht eben so schlimm zu Muthe werde, wie es mir bei der Erinnerung daran wird. Aber ich bemerke nur, daß es eine allgemeine menschliche Sitte ist, Diejenigen, welche uns im Leben so nahe standen, mit vielen heißen Thränen und unter lautem Klagegeschrei in's Grab zu senken. Dieß thun selbst die Wildesten und Rohesten unter den Nationen. Die ungebildetsten Leute werden von diesen Gefühlen hingerissen und selbst die gebildetsten Menschen und sogar die Philosophen, die mit Hilfe ihrer Raisonnements sich doch sonst über Alles hinweg zu setzen wissen, vermögen sich nicht jener Anwandlungen von natürlichem Schmerze zu erwehren. Denn es ist derselbe etwas in der Natur der menschlichen Seele sowohl als des körperlichen Organismus tief Begründetes. Die Thränen über irdischen und menschlichen Schmerz, man mag darüber philosophiren wie man will, kommen selbst den starken Geistern und den größten Denkern wider ihren Willen in die Augen".

„Hat Alexander der Große nicht um den Darius, seinen Feind, Thränen geweint bei unterschiedlichen Gelegenheiten, die uns die alten Historiker angeben? Vergießen nicht alle

die starken und munteren Helden des Homeros häufig Thränen? Haben nicht selbst die größten Despoten und die blutdürstigsten Tyrannen, die oft keine Rührung für das ganze Menschengeschlecht hatten, doch Thränen für die Ihrigen gehabt? Beweinen die Sultane im Harem nicht den Tod ihrer Mütter und Väter, ihrer Kinder, Brüder und Schwestern? Und muß ich nicht den Werth meines Herzens und meiner Augen, meiner Seele und meines eigentlichen menschlichen Selbsts, tief unter dem Werthe der Herzen jener Menschen setzen? Es ist ein schreckliches Räthsel für mich, daß es so scheint".

„Ich will mich indeß noch nicht an die Auflösung dieses Räthsels wagen und damit du nicht glaubest, daß ich mich fälschlich anklage, und damit du um so mehr erkennen mögest, wie sehr ich deines Mitleids würdig bin, fortfahren, noch mehre Fälle aus meinem Leben anzuführen, bei denen ich mir aus Verzweiflung meine thränenlosen Augen hätte ausstechen mögen".

„Wenn ich schon den auf ewig aus meiner Umgebung scheidenden Freunden keine Thräne widmete, so ist es begreiflich, daß ich bei den gewöhnlichen und alltäglich vorkommenden Abschieden auf kurze Zeit auf eine nicht minder auffallende Weise ungerührt blieb".

„In der That, ich erinnere mich nur weniger Abschiedsscenen in meinem ganzen Leben, bei denen ich mir sagen

könnte, daß ich dabei das empfunden hätte, was dabei empfunden zu haben weiter nichts als ganz natürlich gewesen wäre".

„Die älteste Scene dieser Art, die mir erinnerlich ist — und merkwürdiger Weise sind mir fast alle solche Scenen, wobei ich mich selbst erkannte und meine eigene Fehlerhaftigkeit und Mangelhaftigkeit fühlte, sehr deutlich im Gedächtniß geblieben — war folgende: Ich hatte einen Freund, den ich von Kindheit auf innig liebte. Dieser selbe Freund wurde auch von einem anderen meiner Bekannten eben so innig geliebt. Es kam die Zeit, wo er aus unserem Kreise scheiden sollte, um die Universität zu beziehen. Wir hatten den Abend noch froh zusammen verbracht und wir Beiden begleiteten unseren Theuern spät in der Nacht bis an seine Hausthüre, wo wir Abschied von ihm nahmen. Der Eine von uns — und zwar der, welcher nicht in meiner Haut stak — fiel ihm, von plötzlicher Rührung ergriffen, schluchzend um den Hals. Sie lagen sich lange einander in den Armen erst laut weinend, dann stumm sich küssend und gingen endlich seufzend und heiße Thränen vergießend aus einander. Ich stand dabei ohne Rührung. Es fröstelte mich eher, als daß mir warm wurde. Ich gab meinem Freunde meine lahme Hand, ich drückte ihm einen leisen Kuß auf die Lippen und schied von ihm, indem ich nicht wußte, wie mir geschah".

„Der erste Abschied aus dem elterlichen Hause, wenn der Jüngling hinauszieht in die Welt, pflegt unter allen Völkern ein besonders rührender zu sein. Er bezeichnet das Ende der goldenen Tage der Kindheit. Er trennt den Jüngling von hundert Dingen und Menschen, die ihm so theuer, so lieb waren. Er führt ihn einer Zukunft entgegen, die ungewiß ist und deren Freuden ihm noch unbekannt sind. Und selbst wenn die Menschen auch in dem Augenblicke solcher Abschiede sich nicht Alles dessen, was sie verlieren, tief bewußt sind, wenn ihnen nicht alle die schönen Zeiten und Gefühle, denen sie nun auf ewig entsagen, ganz gegenwärtig sind, wenn es ihnen auch verborgen bleibt, daß sie dieses oder jenes theure Haupt unter den umstehenden Lieben nie wieder erblicken werden, wenn sie auch nicht wissen, daß sie solchen oder solchen Leiden, solchen oder solchen Entbehrungen entgegengehen, so wandelt doch fast alle in jenen Momenten unwillkürlich eine ergreifende Rührung an. Als ich von den Meinigen, in die Welt eintretend, Abschied nahm, blieb ich ungerührt. In der That, ich ging scherzend davon, so daß ich einem meiner umstehenden Verwandten auch die hingeworfene Aeußerung entschlüpfen hörte: „Wahrlich! Das ist ein lustiger Abituriente“!

„Ich schied später einmal aus der Mitte eines mir durch lange Jahre fortgesetzten alltäglichen Umgang theuer gewordenem Kreises. Alles, Jung und Alt, Vater, Tochter und

Sohn, Anverwandte und Freunde begleiteten mich an die Hausthüre, an den Wagen. Alle, selbst die, welche ich für gefühllos gehalten hatte, waren gerührt und weinten — um mich. Ich allein, dem diese Thränen galten, blieb unerregt. Ich empfand nichts als Unbehaglichkeit. Ich wußte nicht, wie ich mich beim Abschied benehmen, noch was ich sagen sollte, (das rechte, lebendige Gefühl weiß dieß immer). Meine Worte, die ich hervorbrachte, fielen zu Boden, wie todtgeborne Kinder. Ungeschickt, linkisch, wie ich bei solchen Gelegenheiten immer wurde, stolperte ich in den Wagen und fuhr davon, indem ich ein unendliches Gefühl der Leere und Hohlheit in mir verspürte und mir lange Zeit hindurch wie einer, der etwas Böses begangen hätte, vorkam".

„Es giebt Menschen, die ein so richtiges Gefühl haben, daß jede Art von Abschied gleich den correspondirenden Grad von Rührung hervorruft. Bei einem Abschiede, bei welchem das Wiedersehen sehr entfernt liegt und zweifelhaft ist, sind sie fast untröstlich. Bei einem Abschiede auf nicht so gar lange Zeit sind sie minder tief gerührt und minder stark erschüttert. Bei einem Abschiede auf kurze Zeit widmen sie doch dem Scheidenden wenigstens ein paar Thränen und bedecken ihn mit warmen Küßen: „Lebe wohl, du Guter! Gott sei mit dir"! Bei einem Abschiede für heute und morgen, verwandelt sich der betrübte und verzweifelte Ausdruck ihres Antlitzes in Freundlichkeit, durch die nur ein leiser kaum

bemerkbarer Beisatz von Wehmuth hindurchschimmert. Selbst in dem bloßen Darreichen der Hand drücken sich oft noch so viele Grade der Herzlichkeit beim Abschiede aus".

„Von allen diesen und tausend andern Nuancen der Rührung beim Abschiede, die so mannichfaltig sind, wie die Umstände, unter denen wir Abschied nehmen, wie die Länge der Zeit, auf die wir scheiden, wie die Verhältnisse zu den Personen, die von uns hinwegziehen, habe ich beinahe nichts an mir selber gespürt. Ich habe sie nur an Andern beobachtet. Selbst bei den geringsten Trennungen, die ein bloßer Händedruck und ein freundliches Gesicht besiegelt, habe ich mich stets ungeschickt benommen. Wie mein Benehmen, oder besser der Zustand meines Herzens, der Temperaturgrad meines Blutes, der Höhenstand meiner Thränenfluth beim Abschiede ein ganz ungewöhnlicher und abnormer war, so war er es auch beim Wiedersehen. Obgleich ich mich allerdings oft recht innig auf das Wiedersehen eines Menschen freute, so hat man doch diese Freude nie auf meinem Antlitze widerstrahlen oder eine Freudenthräne in meinem Auge dabei erglänzen sehen. In den ersten Augenblicken des Wiedersehens fühlte ich mich jedesmal unbehaglich und erst, wenn ich diese ersten Augenblicke des Wiedersehens überstanden, brach ich dann wohl nach einigen Stunden oder auch Tagen in den Ausruf aus: „Ach, wie freue ich mich, daß ich Sie wieder habe"!

„Es giebt der Schmerzen und der Leiden so viele, denen unsere Thränen gelten. Da haben wir die Wehmuthsthräne, die heiße Liebesthräne, die stille Thräne der Erinnerung, die hitzige Thräne beleidigter Ehre, die schäumende Thräne des Zorns, die bittere Thräne der Reue und der inneren Zerknirschung, die warme Thräne des Dankes und noch viele andere. Ich glaube, daß ich versichern muß, daß ich fast keine einzige von allen diesen Thränen gekannt habe. Wehmuth und Melancholie haben meinen Geist oft Jahre lang wie trübe Wolken durchzogen, aber es waren kalte, stürmische Wetterwolken, die keinen lindernden, milden Thränenregen herabließen; geliebt habe ich, wie andere Menschen, allein die Erinnerung an geliebte Personen hat mir fast nie die Augen genetzt; meine Ehre wurde beleidigt, mein Zorn, meine Leidenschaft vielfach gereizt, allein ich krümmte mich gegen den Stahl wie ein blutloser Wurm, ohne die schönen, dem Menschengeschlechte eigenen Zeichen der Leidenschaft und des Schmerzes; Reue über meine Fehler und Thaten hat mich zuweilen durchschauert, allein es packte mich wie ein kaltes Gespenst und wie die reuige Magdalena in Thränen mich zu baden und meine Fehltritte in ihrer Fluth zu ersäufen, war mir versagt; den Undank hielt ich stets für eine wahre Ausgeburt der Hölle und ich habe immer dieß schwarze Laster gemieden, allein eine Thräne des Dankes erinnere ich mich doch bei keiner Gelegenheit verschüttet zu haben“.

„Oft habe ich mir gedacht, es müßte irgend eine körperliche Verbildung, ein organischer Fehler in der Organisation meiner Thränendrüsen Schuld sein an dieser kläglichen Dürre meiner Augen. Allein bei genauerem Nachdenken habe ich doch wieder meinem geistigen Theil und der geringen Wärme meiner Gefühle die größte Schuld geben müssen. Denn es waren nicht bloß die Thränen, die mir in den traurigen oder freudigen oder sonst aus irgend einem Grunde ergreifenden und feierlichen Momenten meines Lebens fehlten, sondern auch die wahren Gefühle. Es giebt ja Menschen genug, die wenig, oder gar nicht in solchen Momenten weinen und doch von zartester Empfindsamkeit sind. Sie haben ein verwundetes oft gebrochenes Herz, tiefe innere Schmerzen, die sich auch ohne Thränen in ihrem Aeußern kund geben, in der Stimme, in ihrer Haltung, in ihrer Unlust an Vergnügungen, in ihrer Enthaltsamkeit von Speise und Trank, in ihrer größeren Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gegen Andere.“

„Von allen diesen Regungen und Wirkungen habe ich wenig oder nichts gekannt. Und dieß eben war es, was mir an meinem eigenen Selbst so unmenschlich erschien“.

„Ich habe mich, wenn ich über dieses Räthsel meiner Natur nachdachte, mich eines kleinen Hundes erinnert, den ich mir einst kaufte. Dieses Thierchen konnte sich, nachdem es seinen alten Herrn und Freund verloren, lange nicht an

mich gewöhnen. Schüchtern und scheu in einen Winkel gezogen, saß es da, heulte und winselte einen halben Tag, blickte sehnsüchtig nach der Thüre und war durchaus ein Bild der Trauer und des tiefen Kummers. Ich konnte dieses Hündchen drei ganze Tage lang nicht bewegen, das Geringste zu sich zu nehmen. Selbst die leckern Speisen, die ich ihm, wenn ich ausging, zurückließ, rührte es nicht an. Sogar, als es am dritten Tage gelernt hatte, mich als seinen neuen Herrn anzusehen und auf meinen Befehl zu mir kam und mir die Finger leckte, und als ich nun glaubte, daß die Zeit seiner Trauer vorüber sei und ich ihm Speise bot, beroch es sie zwar, ließ sie aber dennoch in seinem Ueberdrusse und Unmuthe unberührt. Siehe da, dachte ich, das ist aufrichtiger und natürlicher Seelenschmerz. Warum, fragte ich mich da, hat doch die Natur dich unnatürlicher gemacht als die Thiere"?

„Indeß habe ich doch zuweilen auch geweint und ich glaube, ich kann das Wesen meines innern Seelenzustandes nicht besser beleuchten, als wenn ich nun gleich den Fällen, wo ich nicht weinte, die Fälle gegenüberstelle, wo ich wirklich Thränen vergoß".

„Im Allgemeinen, kann ich sagen, hat mich der wirkliche Schmerz weit weniger afficirt als der fingirte. Ich erinnere mich, daß ich oft im Theater bis zu Thränen gerührt wurde; die dort dargestellten Abschiedsscenen, die dort besprochenen

oder besungenen Schmerzen ergriffen mich oft tief und rissen mich hin. Und ich glaube, daß dieser einzige Umstand in Verbindung mit dem, was ich so eben von mir eingestand, mehr als Alles die Natur meiner Gefühle ins rechte Licht setzt. Mein Wesen ist durchweg mehr poëtisch und phantastisch als reell und natürlich".

„Ich erinnere mich einiger rührender und melancholischer Lieder, die ich zuweilen vor mir hinsang und mit denen ich mich so innerlich erwärmen konnte, daß sich ohne anderweitige Ursachen darüber mir die Thränen in die Augen schlichen. Ich erinnere mich der Zeiten meiner Jugend, wo der Mond auf mich einen solchen Einfluß übte, daß dieser kalte, im öden Weltenraume irrende, todte und von wilden Vulkanen zerklüftete Ball allein mir Thränen auspreßte. Sein bloßer Anblick, das Ergehen in seinem Scheine reichte hin, mich auch ohne andere Ideen-Associationen, ohne Aufregung anderweitiger trauriger Erinnerungen, in einer so süßen Melancholie schwelgen zu lassen, daß ich dabei weinte".

„Indeß auch solche Thränen kamen mir selten, so daß ich mich beinahe noch jedes einzelnen Falles mit allen Nebenumständen deutlich erinnere. Ich glaube, daß diese Fälle sich unter andern auch deßwegen mir so tief einprägten, weil ich das Weinen für etwas sehr Gutes und die Thränen für Zeichen innerer Herzensgüte hielt. — „Gott sei Dank", dachte ich hinter her, „du hast geweint. Ach, du bist doch nicht so schlimm"! Es war mir darnach, als hätte ich mich mit dem

Himmel und der Welt wieder etwas ausgesöhnt und als könnte ich nun mehr Gnade vor den Engeln und vor den guten Seelen finden, als wäre ich wieder würdig in den Verein der Tugendhaften aufgenommen zu werden, aus deren Kreise ich mich bei meiner gewöhnlichen Rührungslosigkeit so weit ausgeschlossen fühlte".

„Die frühesten Thränen, die ich nicht um meiner selbst willen, sondern aus reinem Mitleiden mit dem Elende Anderer weinte, vergoß ich einst als kleiner Knabe, als man mir einmal nicht gleich ein Almosen für einen Bettler, für den ich bat, geben wollte. Es war ein sehr alter Mann mit schneeweißem Haar, der zitternd und bebend, an einem langen Stabe kaum sich haltend, in unser Haus getreten war und dort, an die Thüre sich lehnend, mit schwacher Stimme um eine Gabe bittend stand. Ich muß gestehen, es wohnte mir von Jugend auf ein tiefer Respect für das hohe Alter bei und auch dem Mitgefühl für die Armen und Nothleidenden war ich von jeher zugänglich. Der Alte erregte daher so gleich meine Theilnahme und ich stürzte fort, um etwas für ihn zu erbitten. Man erwiderte mir aber: „Ach, es kommen immer so viele Bettler. Ich habe nichts". — „Was, sagte ich", „diesem alten armen zitternden Manne mit weißem Haare willst du nichts geben? O du solltest ihn nur sehen"! und die Thränen traten mir in die Augen. Man gab mir

darauf — ich dem Alten — und ich sah ihm, indem ich ihm zur Thüre hinaushalf, mit feuchten Augen nach".

„Ich sage, ich weiß, daß ich immer ein gutes Herz gegen die Arme gehabt habe. Aber dennoch kann ich jener meiner früh vergossenen Thränen, als Zeichen eines guten Herzens, nicht ganz froh werden, denn der Alte stellte sich, wie ich noch heute weiß, so malerisch dar, daß ihn ein Rubens oder Dürer hätte abmalen sollen. Vielleicht hat mich das Poëtische und Malerische in seinem Wesen weit mehr gerührt als seine Hilflosigkeit. Vielleicht hätte ich einem häßlicheren und minder schönen Alten mein Mitleiden ganz versagt".

„Alles Poëtische, alles Pittoreske machte einen großen Eindruck auf mich und brachte mich oft zu Thränen. Ueberhaupt rührte mich Alles, was vollkommen und ganz ausgezeichnet in seiner Art war. Ich habe Thränen geweint bei Paganini's Spiel, nicht weil er rührende Sachen spielte, sondern weil er sie so vollkommen spielte. Ich habe im Shakespeare, im Homer und in unzählig vielen andern großen Dichtern Stellen mit Thränen im Auge gelesen, weil sie so vollkommen schön gedacht, so ausgezeichnet poëtisch ausgesprochen waren. Zuweilen habe ich, wenn ich selbst glaubte, ungewöhnliche Gedanken ersonnen und sie gut ausgedrückt zu haben, auch darüber Thränen vergossen".

„Ich wüßte mehrere traurige Vorfälle in meinem Leben zu nennen, bei deren Besingung in einem Verse oder bei de-

ren Darstellung in Worten sich meine Gefühle so erhitzten, daß ich weinte, während ich in dem Moment des Vorfalls selbst nichts zu empfinden schien".

„Wenn ich irgend wo Thränen vergoß, so kamen sie immer hinterdrein oder gingen auch zuweilen voraus, während in dem Augenblicke des Ereignisses selbst Alles bei mir öde blieb. So schrieb ich z. B. jenem meiner Freunde, von dem ich oben erzählte, daß ich von ihm ohne Rührung Abschied genommen, hinterher eine Menge Briefe, bei deren Abfassung ich reichlich weinte. Die Briefe, welche ich von ihm empfing, las ich mit geringerer Rührung. Ueberhaupt habe ich immer beim Abfassen meiner Briefe an meine Freunde mehr Thränen vergossen als bei der Lectüre der ihrigen, eben weil ich bei jener Abfassung, um mich so auszudrücken, immer etwas poëtisch erregt und montirt war".

„Es ist daher auch charakteristisch für mich, daß ich im Traume fast öfterer geweint habe als in der Realität des Tageslebens. Auch die Träume selbst hatten immer so viel Rührendes für mich als die poëtischen Anschauungen. Wenn mir z. B. mein Freund im Traume erschienen war, so konnte ich mich oft des Morgens, wenn ich aufwachte, der Thränen nicht erwehren und schwelgte im Genusse meiner rührenden Sensationen. Dabei ist es mir merkwürdig, daß, wenn ich wirklich einmal weinte, ich dann auch leicht mehr weinen konnte, vielleicht weil ich mein Weinen so poëtisch und rüh-

rend fand, daß ich am Ende, wenn auch nicht mehr über den anfänglichen Schmerz, doch über meine Rührung selbst gerührt wurde. Es war, als wenn die letzten Thränen von den ersten erzeugt würden".

„Doch schwelgte ich so nur in der Einsamkeit und für mich selbst. Bei jeder Berührung mit den übrigen Menschen, mit der wirklichen Welt waren meine Thränen dann sogleich getrocknet. Fast alle meine Thränen sind nur Einsamkeitsthränen gewesen und selbst die Thränen Anderer wirkten in der Regel so auf mich, daß sie die meinigen eher zum Stocken und Versiegen brachten als zum Hervorkommen. Es giebt viele Menschen, die umgekehrt erst weinen können, wenn sie Andere weinen sehen".

„Dieser Umstand und diese meine Eigenthümlichkeit hat mich denn allerdings auch in der Regel von den falschen Thränen fern gehalten, welche sich die Menschen einander vorweinen, bloß um mit ihrer Rührung zu paradiren. Dieser Parade-Thränen giebt es mehr in der Welt, als man denkt und es giebt Einige, nicht nur Frauen, sondern auch Männer, namentlich in den höhern Ständen, die ihre Thränendrüsen auf eine mir unbegreifliche Weise so unter der Herrschaft ihres Willens haben, daß sie jedem Gespräche, jeder Aufregung, jeder Mittheilung gleich je nach Bedürfniß eine oder zwei Thränen beimischen können, die sie sofort im Auge erglänzen lassen oder durch das seidene Schnupftuch abführen. Hiervon,

sage ich, bin ich allerdings fern geblieben und ich habe diesen Vortheil meiner kaltblütigen Natur zu verdanken".

„Ich glaube, es ist ebenfalls eine Folge meiner poëtischen Natur, daß, während mich oft die traurige Sache selbst ungerührt ließ, dagegen kleine unbedeutende Nebenumstände mich oft erschütterten und zu Thränen brachten. Ich war einmal im Begriff, wiederum auf lange Zeit von meinen Freunden Abschied zu nehmen, und wir saßen am letzten Tage meiner Anwesenheit traurig beisammen, die Zeit der Abfahrt erwartend, mehrere von ihnen sehr gerührt, ich selber nicht. Da trat ich in mein Zimmer und fand es von der liebenden Hand einer meiner Freundinnen mit Kränzen und Blumen zum Abschiede ausgeschmückt. Dieß brachte mich zum Weinen und ich konnte mich eine ganze lange Zeit gar nicht trösten. Mein Abschied selbst war darauf, wie gewöhnlich, wieder kalt. Die stillen Blumen, wenn sie mir irgendwo als Zeichen der Liebe dargereicht wurden, haben immer einen mächtigen Reiz zur Rührung auf mich ausgeübt".

„Ueberhaupt, wenn irgend etwas mich zu ergreifen im Stande war, so waren es eher die stummen und todten Gegenstände als die lebendigen Menschen. So erinnere ich mich, daß ich eben nach jenem thränenlosen Abschiede aus einem vielgeliebten Freundeskreise, auf den ich oben anspielte, bald darauf noch einmal in die Räume desselben Gebäudes kam,

das wir gemeinschaftlich bewohnt hatten, aus dem nun auch sie ausgezogen waren und das ganz einsam und verödet da lag. Als ich in die stillen Zimmer trat, welche die Scene so manchen fröhlich durchlebten Abends waren, als ich alle die Möbeln in derselben Ordnung stumm und verstäubt dastehen sah, die ich so oft von so vielen werthen Freunden besetzt und belebt gesehen hatte, da drang auf einmal ein Strom schöner Erinnerungen mächtig auf mich ein, und ich brach in einen Strom von Thränen aus, den ich sobald nicht wieder stillen konnte. Auch dieß war ein poëtischer Schmerz".

„Oft überkam mich bei bevorstehenden Trennungen das Weinen während des Einpackens meiner Sachen und beim Wegstellen von Gegenständen, die mir in Zukunft nicht mehr nöthig waren, besonders wenn mir etwa irgend eine rührende Stelle eines Dichters dabei einfiel, und ich weinte dann oft viele Tage schon im Voraus und, wir einmal der Anstoß gegeben, hinterher dann häufig genug. Aber am Trauertage selbst war ich zu meiner Verwunderung und zu meinem Kummer unerklärlicher Weise dann wieder so kühl wie immer".

„Einst starb eine meiner besten Bekannten, eine der Frauen, die ich am meisten geschätzt und geehrt hatte. Ich war in dem Hause ihres langwierigen Krankenlagers, bei ihrem Tode selber zugegen. Ihr Hinscheiden ergriff mich nicht. Auch der Schmerz aller von mir ebenfalls geliebten Ihrigen ließ mich unbewegt. Ich sah auch freilich ernst und traurig,

aber ohne Erregung und ohne Rührung den Tag ihres Begräbnisses nahen. Die Leiche war schon auf den Wagen gesetzt und Alles in der Umgebung war trübe gestimmt. Eben sollte sich der Zug in Bewegung setzen. Da blickte ich mich noch einmal um und sah aus der Hausthüre die vier Töchter meiner verblichenen Freundin hervortreten. Sie waren alle in Schwarz gehüllt und in Thränen gebadet. Der Anblick dieser vier mutterlosen Jungfrauen rührte mich, riß mich hin und ich konnte eine lange Zeit hindurch meiner Thränen und Gefühle nicht Meister werden. Auch das war, glaube ich, nur ein poëtischer Schmerz".

„Selbst um diejenigen Personen, die ich als schwärmerischer Knabe zu Zeiten für die Auserwählten meines Herzens hielt, habe ich in der Regel nicht anders weinen können, als wenn die Umstände sich besonders poëtisch gestalteten. Ich weinte nicht um sie, wenn mich der Gedanke an sie besonders lebhaft ergriff, sondern wenn ich z. B. im Mondenscheine in einer romantischen Gegend spazieren ging und dann in der Erinnerung an sie schwelgte, oder wenn ich ein Gedicht auf sie machte, und mir eine Idee kam, die ich für schön hielt, oder wenn ich einen Vers las, in welchem ein Liebender in rührender Situation auftrat, von welcher ich mir einbildete, daß sie meiner eigenen Situation ähnlich sei. Ich nahm einst von einem solchen Wesen Abschied, ohne die geringste Bewegung. Als ich aber am andern Morgen die Spuren ihres

Schlittens im Schnee bemerkte und daran dachte, wie man sie mir entführt habe in eine weit entlegene Ferne und als mir Lieder einfielen von Liebhabern, die suchend auf den Spuren ihrer Geliebten wandeln, da brach ich in Thränen aus".

„Ein ander Mal nahm ich als junger Mann von einem andern mir werthen Wesen Abschied. Mein Abschied war so lau, daß ich nicht einmal ihre Hand ordentlich kräftig und herzlich gedrückt hatte. Ich ging am andern Morgen zu Schiff über See, sie fast zu derselben Zeit in entgegengesetzter Richtung über Land, ich flog dem Norden, sie dem Süden zu. Ich mußte unter der hohen Brücke durchsegeln, über welche ihr Wagen, so fügten es die Umstände, zur selben Zeit und Stunde hinüberfuhr. Kaum war mein Dampfschiff unter der Brücke durchgesegelt, so erkannten meine Blicke ihren Wagen, der sich aus dem Innern der Stadt zur Brücke heranarbeitete. Ich wünschte ihm Flügel. Allein er kam langsam. Mein Dampfer rauschte rasch den Fluß hinab. Der Wagen erreichte endlich die Höhe der Brücke und ich sah ihn deutlich in der eben aufgehenden Morgensonne beleuchtet. In seine spiegelnde Fenster flog ihr erster Strahl. Ich stand vorn am Bogspriete des Schiffes und winkte mit meinem Schnupftuche aus Leibeskräften. Aber ich wurde nicht bemerkt. Endlich glaubte ich auch vom Wagen her ein weißes Tüchlein zu erblicken. Aber ich war dessen nicht gewiß, denn

in demselben Augenblick bog er von der Brücke ab und verschwand unter der Menge der andern ihm entgegenkommenden Fuhrwerke und mein Schiff rollte ins spiegelklare Meer hinaus. Diese Situation schien mir in der That poëtisch. Ich fühlte mein Herz sich regen, ich fühlte es in meinen Augen zittern, ich weinte, und in der That nun saß ich auch den ganzen Tag auf dem Bogspriet, die Blicke ins Meer hinausgerichtet und weinte von Herzen. Aus jeder emporsteigenden Welle schien mir das reizende Bild der Angebeteten hervorzutauchen, in jedem Lüftchen vom Lande glaubte ich ihre liebliche Stimme zu vernehmen, wie die Dichter dergleichen schildern. Beständig schwebte mir die letzte rührende Scene vor Augen, — der bepackte Reisewagen von der aufgehenden Morgensonne beschienen, — die raschen Pferde, welche sie mir in unbekannte Ferne entführten, — die blinkenden Fenster, — meine Stellung am Bogspriet, — das weiße Schnupftuch, — Alles ließ mich jedesmal wieder von Neuem in Thränen ausbrechen. Und meine Rührung war so dauernd, daß ich selbst den folgenden Tag noch zuweilen zum Weinen mich anließ. Jedoch war die Wirkung schon weit geringer. Am dritten Tage versiegten denn auch diese Thränen, und ich habe seitdem nie wieder darüber geweint".

„Nie habe ich jenen König von Egypten vergessen können, den Kambyses gefangen genommen hatte und von dem Herodot erzählt, daß er seinen Sohn, seine Tochter

ohne Rührung zum Tode gehen sah, daß er aber in Thränen ausbrach, als auch einer seiner Diener denselben Todesweg betrat".

„Ich muß in der Art zu fühlen etwas Aehnlichkeit mit diesem Könige gehabt haben. Denn während mich Hauptsache und Hauptpersonen fast nie ergriffen, verfehlten Nebenumstände und Nebenpersonen fast nie, wenn auch nicht einen großen, doch wenigstens einigen Eindruck auf mich zu machen".

„Es starb einer meiner besten Freunde, ein alter Mann von siebenzig Jahren, von dem ich überzeugt war, daß er mich geliebt hatte und dem ich wirklich so gut war, als ich überhaupt einem Menschen sein kann, dem ich auch unendlich viel mehr Freundlichkeiten verdankte, als ich verdiente. Ich besuchte ihn sowohl auf seinem Sterbelager als auch nachher, wie er als Leiche auf seinem Paradebette lag. Ich sah Beides ohne warme Theilnahme und ohne Zeichen der Rührung — ach Himmel, auf welche Theilnahme darf ein solcher harter Mensch einmal rechnen, wenn er selber einstens dahin scheiden muß! — als mein Blick hinter mir auf eine Person fiel, die ihm lange als Haushälterin treu und ergeben gedient hatte. Als ich ihr feuchtes Auge erblickte, ihre kummervolle Gestalt, da überflog auch mich plötzlich eine Wärme und ich vermischte meine Thränen mit denen dieser alten Sklavin, die es so aufrichtig meinte".

„Was mich noch selbst mehr als meine gewöhnliche Thränenlosigkeit geschmerzt hat und was mich auch gewiß noch mehr verunzierte, ist der Umstand, daß ich bei allem Mangel an reizbarer Empfänglichkeit einer gewissen Art von Thränen zugänglich war, welche ich die Sklaventhränen nennen möchte. Welche Art von Thränen ich damit meine, will ich gleich an ein paar Beispielen zeigen. Ich habe mich lange in einem Lande aufgehalten, in welchem ein Volk das andere durch Kriegsgewalt unterworfen und zum Sklaven gemacht hat. Die Reichen unter dem siegenden Volke sind in diesem Lande die vollkommenen Herren und Gebieter der Besiegten, die sie alle zu Ackerbauern und ihren Leibeigenen degradirt haben. Es war mir immer ein merkwürdiges Schauspiel, wenn ich Einen aus diesem leibeigenen Volke Einem aus dem Herrenvolke sich mit einer Bitte oder einem Anliegen nahen sah. Gewöhnlich wurde dieses Anliegen in einem höchst demüthigen, höchst weinerlichen Tone vorgebracht, der sich im Verlaufe der Sache immer mehr steigerte und nicht selten mit einem Ergusse von Thränen endigte. Auch sonst bemerkte ich, daß überhaupt Keiner von dem Herrenvolke mit einem von dem Sklavenvolke sprechen konnte, ohne daß er gleich in einem anderen Tone sprach, als wenn er mit seines Gleichen redete. Derselbe war ein ganz eigenthümlicher ebenfalls weinerlicher Ton und sehr häufig bei geringen Anläßen liefen dem Sklaven dabei die Thränen über die Wangen".

„Ich habe später bemerkt, daß überhaupt in allen Län-

dern die Untergebenen und Geringen weit mehr geneigt sind den Höheren, Mächtigeren und Vornehmen etwas vorzuweinen als Denen, mit welchen sie auf gleicher Stufe stehen".

„Ich kannte eine sehr vornehme hochgestellte alte Dame, die im Vergleich mit einer Königin allerdings wieder sehr klein und unbedeutend war. Diese Dame sprach mir immer sehr viel von dem Kaiser und der Kaiserin, mit denen sie häufig zusammen kam und sie konnte beinahe nie davon reden, ohne Thränen zu vergießen. Wenn sie mir erzählte, wie ungemein gnädig, wie überaus gütig die „Herrschaften" gegen sie gewesen wären, so weinte sie; wenn sie mir sagte, wie lustig und allerliebst die kleinen kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen, die Kinder des Kaisers, gewesen seien, so weinte sie auch, kurz, sie konnte nicht aufhören zu weinen, sobald sie von den „Herrschaften" sprach. Aus diesem und dem vorigen Beispiele und aus noch mehr anderen Beispielen habe ich den Schluß gezogen, daß die Macht, auch abgesehen von allen rührenden Nebenumständen an und für sich die Unmacht zur Rührung und zu Thränen bringen kann. Seit dieser Zeit bin ich sehr mißtrauisch gegen die Thränen geworden, welche ich Mächtigern gegenüber vergieße, und ich glaube, ich habe sie seitdem ganz abgestellt. Doch erinnere ich mich aus meinem früheren Leben einiger solcher Thränen, die ich, wie gesagt, Sklaventhränen nenne. Einmal hatte ich etwas zu bereuen, wobei ein sehr mächtiger und höchst einflußreicher Mann betheiligt war. Ich sprach

mit ihm darüber, bedauerte vor ihm Das, was geschehen war und brach dabei in bittere Thränen aus. Ich habe mich nachher oft gefragt, ob ich diese Thränen wohl vergossen hätte, wenn dieser Mann nicht so mächtig, sondern meines Gleichen oder wohl gar mein Untergebener gewesen wäre“?

„Es giebt eine Classe von Menschen, die ihr Leben lang in Diensten eines Höhern standen, sei es als Kammerjungfer, als Gesellschafterin, als Gouvernante, oder überhaupt in irgend einer Charge, welche sie mit der Persönlichkeit und Familie eines Mächtigen in Berührung bringen. Diese Leute haben häufig die Eigenthümlichkeit, daß sie mit dem Mächtigen, von dem sie abhängen, zärtlich weinen, während sie mit ihren Untergebenen oft zanken. Sie geben gewissermaßen ihre eigene Selbstständigkeit und Persönlichkeit völlig auf und verschmelzen mit der ihrer Gebieter und Gönner, lachen, wenn diese lachen, weinen, wenn diese weinen. Sie kommen oft so weit, daß sie sogar für ihre eigenen Schmerzen kaum mehr Thränen haben. Widerfährt ihren Gebietern ein großes Glück oder Unglück, so zeigen sie sich gerührter als diese selbst“.

„Ich kannte eine solche Person, die auf diese Art, durch eine lange Abhängigkeit von Mächtigeren, ihr eigenes Selbst, so zu sagen, verloren hatte wie Schlehmihl seinen Schatten. Fast unausgesetzt den ganzen Tag zitterte in ihren Augen eine Thräne und fiel sogleich bei jeder Veranlassung

wie eine reife Frucht herunter, sei es, daß sie von ihrer fürstlichen Herrschaft ein Geschenk empfing, sei es, daß man von dem Tode einer entfernten Verwandten des Hauses vernahm, sei es, daß die Trennung eines Hausmitgliedes bevorstand, sei es, daß die schöne Tochter der Familie gelobt und bewundert ward, sei es, daß die edle Herrin des Hauses etwas Hübsches gesagt hatte. In Folge der beständigen Anstrengung hatten ihre Gesichtszüge einen stehenden und unabänderlichen Ausdruck der Rührung angenommen".

„Viele der Thränen, die wir vergießen, gelten also nicht dem Gegenstande, den wir beweinen, nicht dem Schmerze, der uns das Herz zerreißt, sondern der Person, vor der wir weinen; viele gelten, so zu sagen, der Poësie, welche in dem Unglücke liegt, viele unserm eigenen Selbst, unserm eigenen Mißgeschicke und viele endlich sind ein Product der Furcht, daß das betrübte und beweinenswerthe Ereigniß uns selbst in tieferes Unglück stürzen möchte. So erinnere ich mich, daß ich einst bei einem Abschiede von lieben Menschen gegen meine Gewohnheit sehr gerührt war und viele Thränen vergoß. Alle Umstehenden hatten sie gewiß für nichts anderes als für den reinen Ausdruck meiner Betrübniß genommen, als Thränen der Freundschaft und Liebe, die mir wie Blut aus meiner Herzenswunde strömten. Allein, als ich später mit kritischem Geiste an diese Thränen zurückdachte,

mußte ich mir gestehen, daß ein größerer Beisatz von egoistischer Aengstlichkeit darin zu finden war, als irgend Jemand außer mir ahnen konnte. Ich ging bei dieser Trennung einer sehr unsicheren Zukunft entgegen. Ich hatte in den abgeschiedenen Personen die Hauptstützen meines Lebens verloren. Ich jammerte und seufzte im Stillen: „Ach, was soll nun aus mir werden“?

„Ein großer Theil aller der Thränen, welche wir Menschen um unsere Hingeschiedenen weinen, ist von dieser furchtsamen und egoistischen Natur und kann uns daher als Ausdruck der Liebe und des Schmerzes nicht zum Verdienst angerechnet werden“.

„Oft habe ich mir gedacht, wenn ich sah, wie ich so ganz anders und so viel schlechter beschaffen sei, als andere gefühlvolle Menschen, daß zwar der Mensch im Allgemeinen genommen und seiner körperlichen Beschaffenheit gemäß durchweg zu den warmblütigen Wesen gehöre, er doch, seiner Geistesbeschaffenheit nach bald in diese, bald in jene Klasse von Wesen zu setzen sei“.

„Oft zweifelte ich ganz an der Existenz meines Herzens und ich erinnere mich, daß ich zuweilen selbst vertrauten Freunden gestand, ich wäre mir nicht bewußt, daß ich ein Herz besäße. In sehr melancholischen Zeiten habe ich wohl zuweilen Stundenlang meine Hand auf meiner Brust gehabt, um durch das Pochen meines Herzens mich zu überzeugen, daß ich wirk-

lich eins habe. Fühlte ich dann auch wieder mitten zwischen meinen thränenlosen Trauerscenen wirkliche Regungen und Erweichungen meines Herzens bei solchen andern Gelegenheiten, wie ich sie oben angegeben habe, so dachte ich mir, es müsse wohl Herzen geben, die auf der einen Seite hart und verstockt und auf der andern weich und verwundbar seien".

„Am meisten betrübt war ich über die Mängel und Unnatur meines Herzens in meiner Jugend. Denn obgleich nicht ich, sondern die Natur, die Geburt, die Vorsehung mir mein Herz gegeben und mit seiner Grundlage ausgestattet haben, so machte ich mir doch damals ein Verbrechen daraus, so zu sein, wie ich war. Ich kam mir oft wie ein Sünder vor und schämte mich vor den Leuten, daß ich nicht empfindsam sei. Ich glaubte, ich wäre böse, betrug mich als hätte ich ein schlechtes Gewissen und verbarg mich vor den Menschen. Auch später noch schämte ich mich oft dieses meines unnatürlichen Mangels, bis ich endlich bei wachsender Selbstkenntniß, mich entschloß, diesen Fehler, für den ich eigentlich nicht verantwortlich gemacht werden konnte, mir selber einzugestehen und auch Anderen zu bekennen, ihn wie eine mir vom Himmel aufgebürdete Last zu tragen, und mein Möglichstes zu thun, den Mangel meines Gefühls durch Vernunft zu suppliren".

„Eine bessere Kenntniß anderer Menschen ließ mich ahnen, daß ich in dieser Beziehung nicht so ganz einsam, so völ-

lig verworfen und als ein Ausgestoßener dastehe. Ich lernte mehrere Menschen kennen, die, wenn auch nicht in dem Grade wie ich, an demselben Mangel litten und ich faßte Muth, mich der menschlichen Gesellschaft wieder anzuschließen und mich mit Andern etwas mehr auf gleichen Fuß zu setzen".

„Am meisten hatte es mich in der Zeit, in welcher meine Liebe zur Selbstkenntniß und zur Selbstbeobachtung erwachte und Fortschritte machte, immer beunruhigt, daß mein äußeres Wesen keineswegs mit meinem inneren Sinn in Einklang stand. Ich war mir bewußt, daß ich nicht wie ein hartherziger Charakter aussah, ich sah, daß ich etwas Weiches in meinem Wesen hatte. Ferner war es mir allmälig zu meinem Schrecken aufgefallen, daß ich, selbst ohne Absicht und Plan, viel von Gefühl, von Herz und Schmerz und von Empfindungen sprach, wie man denn häufig von dem, was man am wenigsten besitzt, am meisten spricht, eben weil man es zu besitzen wünscht".

„Auch die Leute, wie ich schon bemerkt habe, machten mich gern zum Vertrauten, nannten mich oft „guter Herr", „lieber Herr" und zogen mich zutraulich an ihre Seite, um mir ihren Kummer auszuschütten. Ich bemerkte, daß ich mir eine ganze Menge von bemitleidenden oder Empfindung ausdrückenden Redensarten angewöhnt hatte, die in der That nichts weiter als hohle Redensarten waren, bei denen ich nichts empfand, wie z. B. folgende: „Ach! das ist schrecklich"! oder: „Das ist beweinenswerth", oder: „Ach! haben Sie ge-

hört, wie betrübt es dem armen NN. gegangen ist"? oder: „Gott! wie bedauere ich Sie herzlich"! Die Worte „herzlich", „aufrichtig", „von ganzer Seele" ertappte ich häufig in meinen Briefen, wo sie sich oft wider meinen Willen einschlichen. „O Himmel! dachte ich, jemehr ich diesen Zwiespalt meines Innern und meines Aeußern erkannte, das ist Verrätherei, das ist Hohn und Spott". Ich las die Geschichten mehrerer Giftmischerinnen und anderer auf geheimen Wegen schleichender Verbrecher, die auch bei innerer Herzlosigkeit einen äußeren Denkmantel von Milde und Sanftmuth benutzten, um darunter die grausamsten Verbrechen zu begehen. Ich glaubte zwischen ihnen und mir eine Aehnlichkeit zu entdecken und schauderte".

„Da ich indeß auch in anderer Beziehung wenigstens in etwas gelernt hatte, mich in das Unabweisliche zu finden, theils auch erfahren hatte, daß wir unseren natürlichen Mängeln durch Selbsterziehung einigermaßen abhelfen können, oder doch dieß zu thun uns immer bestens bestreben müssen, so beschloß ich, mich so viel als möglich über meine Mängel zu beruhigen, mich darüber mit mir und meinem Schöpfer auszusöhnen und vor allen Dingen völlig wahr zu werden und mein ganzes äußeres Wesen mit meinem Innern in Harmonie zu setzen. Ich suchte daher vor allen Dingen nach und nach jenes ganze äußere Gefühlswesen abzuthun, alle empfindsamen Redensarten geflissentlich zu vermeiden und nicht anders zu scheinen als ich war".

„Auf diese Weise wurde ich bis zu einem gewissen Grade umgewandelt. Während ich früher eine gewisse nur äußere nichts weniger als tiefwurzelnde Sentimentalität zu haben schien, wurde ich nun zuerst ein Spötter dieser Sentimentalität und hüllte mich sogar zuweilen in eine gewisse äußere Rauheit und zwar in so hohem Grade, daß ich wohl hie und da auch viel zu weit ging. Ich sprach mir offen alle Wärme des Gefühls ab, versicherte Niemanden mehr „meiner Liebe", „meiner Theilnahme", „meines Bedauerns" und indem ich auf der andern Seite zu gleicher Zeit mehr in die Tiefe des Kummers und des Schmerzes anderer Menschen einzudringen suchte und sie wahrhaft bemitleiden lernte, kam ich so denn am Ende etwas zurechte und jetzt bin ich doch beruhigter als früher, scheue mich vor den Menschen nicht mehr und denke: Gott hat mich so unvollkommen, wie ich bin gemacht, und wird vielleicht Gnade mit seinem Geschöpfe haben".

Nachdem ich dieses Geständniß meines Bekannten vernommen hatte, zweifelte ich wahrlich daran, ob ich ihn noch länger zum Freunde behalten sollte oder nicht. Aus seinem ganzen Vortrage merkte ich nur allzuwohl, daß er ganz außerordentlich wahr gesprochen haben mußte. Nichts destoweniger aber sagte ich ihm zum Troste: „Schlage Dir wenn Du kannst, diese Grillen aus dem Kopfe, mein Bester! Wenn wir so über uns zu grübeln anfangen, da ist dann am

Ende nichts so schlimm und böse, was wir nicht in uns finden könnten. Ach wie möchte ich wünschen, es könnte an Dir wahr werden des Dichters Wort:

„Es wird durch Seufzerhauch getrübt ein Spiegel zwar,
Doch wird durch Seufzerhauch der Seele Spiegel klar.“

Vermischtes.

„Wornach soll man am Ende trachten"?
Sich selber kennen und sich nicht verachten!

XVII.

Erbtugend und Erbsünde.

Es ist ein sehr demüthigendes Gefühl für uns, wenn wir merken, daß die Tugenden und Vorzüge, welche wir besitzen, nicht unsere eigenen Tugenden und Vorzüge sind, sondern nur die unsers Geschlechts oder unseres Standes, ein Erbstück unserer Väter oder ein Product unserer Lebensstellung. Wir wünschen immer Das, was wir sind und vermögen, aus selbsteigener Kraft, aus eigenem Entschlusse, als Personen, als Individuen zu sein und zu vermögen. Und gewöhnlich handeln und sprechen wir auch immer so, als wäre unser ganzes Selbst und Wesen unser eigenes Verdienst. Wir nehmen es übel, wenn man uns eine Tugend abspricht, obwohl wir doch oft nur deßwegen diese Tugend nicht besitzen, weil unsere Voreltern sie nicht hatten oder weil sie unsern Standesgenossen nicht eigen ist, und dagegen sind wir stolz auf eine glänzende Eigenschaft, als hätten wir selber aus eignem guten Willen diese Eigenschaft uns beigelegt, da wir sie doch nur haben, vielleicht, weil sie schon seit unseres Stammvaters Zeiten in unserem Geschlechte erblich war,

oder weil sie dieser oder jener Umstand in unserer Erziehung, die schon im Mutterleibe beginnt, uns einimpfte.

Auch die andern Menschen verfahren mit uns ebenso, als wenn wir Alles, was wir sind, durch uns selber seien. Sie verachten uns wegen Fehler, oder preisen uns wegen Tugenden, die beide nur ein Angebinde waren, das böse oder gute Geister uns bei der Geburt machten und an dem wir so unschuldig sind, wie diese Dame an ihren schönen blauen Augen oder jenes alte Weib an ihrer häßlichen Nase.

Diese Betrachtung, sage ich, ist für die klugen, die frommen, die tugendhaften Menschen sehr demüthigend, umgekehrt aber ist sie vortheilhaft und ermuthigend für die bösen, die leidenschaftlichen, die zur Sünde geneigten und die talentlosen.

Denn wie jene darin, daß sie so wenig durch sich selbst sind, eine Ursache zur Bescheidenheit, so mögen diese darin einen Grund zu wiederholter Selbsterhebung finden.

Es ist gewöhnlich, daß die einer reinen Begeisterung, einer hingebenden Liebe, eines erhabenen Schwunges und Tugendeifers nicht fähigen Menschen in der Regel ihren Zustand wie einen argen Druck, wie eine Last empfinden, gleichsam wie die Mißgebildeten und Krüppelhaften ihre Verbildung empfinden, daß sie nicht so frei, so zufrieden, so heiter einhergehen wie die Guten. Sie fühlen ihre Fehler schon wie Missethaten und ihr Gewissen quält sie nicht

bloß ihrer freien Thaten, sondern auch ihrer unfreien Neigungen wegen.

Das Herz cultiviren.

Die edlen Leidenschaften des Herzens sind der Wind in unserem Lebens-Segel. Sie sind auch der Geist in unsrer Feder. Wir erkennen das Wesen der Dinge nicht in Folge der Schärfe unseres Verstandes, sondern unser Verstand wird scharf, unser Wort beredt in Folge der Impulse, die von unserem Herzen ausgehen.

Man weiß, welch scharfes Auge die Liebenden haben. Die Liebe verdoppelt unsere Kraft, ja sie erzeugt Kräfte in uns, von denen wir ohne sie keine Ahnung hatten. Unserm Kopf das Herz nehmen, hieße den Baum von seiner Wurzel trennen. Nicht den Musen, sondern dem Amor verdanken wir die Sonette Petrarca's, die Ergüsse an Laura.

C'est peu d'être poëte, il faut être amoureux.

Wer seine Beredtsamkeit cultiviren, seinen Styl verbessern will, sollte daher vor allen Dingen sein Herz cultiviren.

En vain l'esprit est plein d'une noble vigueur,
Le vers se sent toujours des bassesses du coeur.

Dieß ist nicht nur in den höheren Gattungen der Poësie, sondern in allen Gattungen des Styls wahr. Selbst aus den abstractesten wissenschaftlichen Werken leuchtet noch die Wärme des Herzens, der redliche Eifer, das Gefühl von der Heiligkeit des Geschäftes hervor.

Darum ist es auch so wichtig, daß wir nur Das treiben, wofür wir glühen. Nur das gläubige, für die Götter schlagende Alterthum konnte die Venus von Medicis, die Apollos von Belvedere und nur das fromme, für das Christenthum erglühende Mittelalter die Madonnen und Christusköpfe produciren.

Styl und Charakter.

In seiner Vergleichung des Demosthenes und Cicero sagt Plutarch von diesen beiden Rednern, daß man im Style ihrer Compositionen das Bild ihres Charakters habe erkennen können. Die Schreibart des Demosthenes, fern von aller Affectation und ohne allen tändelnden Scherz, immer ernst, beständig kurz und gedrängt, verrathe den Wassertrinker, den meditirenden Mann und schmecke nach einer gewissen Bitterkeit und Strenge der Sitten, aus der man ihm bei seinen Lebzeiten ein Verbrechen gemacht habe.

In dem Style des Cicero dagegen, sagt Plutarch, zeige sich ganz und gar der kenntnißreiche, gebildete, feine, witzige und oft scherzhafte und neckslustige Mann, als welcher Cicero auch im Leben erschien. Und neben seiner Feinheit und seinem Witze gebe sich auch überall in der Art und Weise der Behandlung seines Gegenstandes seine Eitelkeit und Selbstliebe deutlich zu erkennen.

Es ist sehr Schade, daß wir von Plutarch nur Parallellen

großer Feldherren und Könige haben und daß er außer jenen beiden Genannten gar kein anderes Paar von Rednern oder Schriftstellern mit einander verglich. Vermuthlich ist daran sein Mangel an Kenntniß der lateinischen Sprache schuld, den er wiederholt bedauert. Da er einmal so viel als möglich immer einen berühmten Römer und Griechen neben einander stellen wollte, so wäre er dann wahrscheinlich auf die Dichter und Autoren gekommen und wir hätten gewiß noch manche feine Bemerkung von ihm über die Harmonie zwischen dem Charakter und dem Style der Autoren erhalten.

Wenn schon in unserem Gange, in unserer Weise zu sprechen, in der Art, wie wir unsere Kleider tragen, wenn, mit einem Worte, in allen Aeußerungen unseres Wesens nicht nur etwas von unserem Inneren, sondern immer das ganze Gepräge unsere Wesens sich kund thut, wenn wir sogar durch unsere Handschrift und die Gestaltung unserer Buchstaben und Zeilen uns verrathen, wenn, so zu sagen, unser Geheimstes immer in allem unseren Thun und Lassen sich abspiegelt und dieß Geheimniß, so zu sagen, wie ein unverhüllbares Licht überall ausstrahlt: so ist es wohl kein Wunder, wenn es sich auch bei einer Thätigkeit kund giebt, wie es das Denken, Dichten und Schreiben ist, an welcher unser Kopf und unser Herz einen gleich wesentlichen Antheil haben.

Feder und Papier als Sorgenbrecher des Schriftstellers.

Ich mache mir täglich unsägliche Sorgen wegen einer Menge von Dingen und ich habe keinen Menschen, dem ich sie alle mittheilen könnte, dem Einen nicht, weil er mir nicht nahe genug steht, um ihn zum Vertrauten meines Herzens zu machen, dem Anderen nicht, weil er mir zu lieb und werth ist und mein Kummer auch ihm noch Schmerzen und Furcht bereiten würde. So bleibt mir oft nichts als mein Tagebuch, mein geduldiges Papier, dem ich Alles anvertraue, das Alles hinnimmt und von dem mir doch ein nicht geringer Trost zurückstrahlt. Wäre ich ein Lautenspieler, so griffe ich in solchen Momenten wohl zum Instrumente und erregte ein leises Echo in den Felsen, das meine Klage erwiederte. So wie ich bin, so ist das Papier mein Fels, der mir das Echo meiner Klage widerhallt.

Ich gehe zu ihm, wie ein anderer Mensch, wenn ihn etwas preßt, zu seinem Busenfreunde oder zu seiner Gattin geht. Ich unterhalte mich eine Zeit lang mit ihm, vertraue ihm meinen Kummer, schildere den Gegenstand meines Leidens, zerlege dieses Leiden und nach einiger Zeit finde ich, daß der Kummer selbst aus meiner Seele hinweggeschmolzen und auf das Papier übergeflossen ist.

Die Leiden und Sorgen, die uns drücken, sind gewöhnlich nur deßwegen so schwer, weil wir sie wie ungestaltete Bleiklumpen auf unseren Herzen liegen lassen. Wenn wir nur den Muth fassen sie anzusehen, wenn wir uns nur ermannen, sie

uns deutlich zu machen, sie in ihre Theile zu zerlegen, sie in ihren Ursachen zu erforschen, ihre möglichen Folgen alle aufzuzählen, besonders die Ausgänge, welche uns noch etwa bleiben könnten, die Hoffnungen, welche noch offen stehen, wenn wir mit einem Worte einen Gegenstand der Meditation und des Studiums aus ihnen machen, so ist gleich, wo nicht das Ganze, doch ein gut Theil von jener Last verschwunden.

Die Sorgen sind Mißgeburten und Ungethüme, die aber eben so gut wie die Freuden, diese so reizend uns umgaukelnden Schmetterlinge, ihre innere Organisation, ihre eigenthümliche Beschaffenheit, ihre Ursachen und Folgen haben. Ich greife sie gleich mit dem Anatomirmesser der Untersuchung an und sie geben größtentheils bei dieser Zergliederung den Geist auf.

Mit unseren Freuden ist es gerade umgekehrt. Bei ihnen schadet die Philosophie oft und die Anatomie vermindert den Genuß und den Reiz. Wir müssen sie ganz und auf einmal genießen und sie gleichsam unbesehen wie die Austern verschlingen. Wenn mir ein Chemiker ein Glas Champagner in seine Gase und Elemente zerlegt, schmeckt es mir um so schlechter; wenn mir aber ein Arzt sagt, aus welchen heilsamen Extracten und aus welchen köstlichen Kräutersäften die übelschmeckende Medizin bestehe, mag er mir den bitteren Trank wohl etwas erträglicher machen. Auch gewinne ich eine Kröte und Schlange am Ende lieb, wenn ich den wunderbaren Bau ihres Körpers kennen lerne.

Es giebt Menschen, die bei jeder Erscheinung zu grübeln

beginnen. Sie zerlegen sogleich Alles, was ihnen begegnet, in seine Theile, sie forschen stets nach dem Woher? und Warum? Diese Menschen sind wenig dazu geeignet, sich einer reinen Lust und Wonne ganz und ungetheilt hinzugeben. Aber sie fühlen auch die Noth und Schmerzen weniger, bei denen es, wie bei jedem Feinde heißt: „Divide et impera", während es bei unsern Freuden und Freunden heißt: „Kritisire sie nicht, sondern nimm sie schnell und ganz, so wie sie sich darbieten."

Seelen-Stimmungen und Herzens-Erschütterungen

In dem Balatonsee, in dem Baikal und in noch vielen anderen Seen hat man Bewegungen bemerkt, über deren physikalische Ursachen die Naturforscher noch völlig im Dunkeln sind. Zu Zeiten strömen die Gewässer dieser Seen unaufhaltsam nach einer Gegend hin und drängen sich gewissermaßen in dem einen Winkel des Beckens zusammen, zu Zeiten strömen sie wieder in entgegengesetzter Richtung. Jetzt lächelt ihre Oberfläche spiegelklar und wirft ein reines ungetrübtes Bild des Himmels zurück, plötzlich aber geräth sie von innen heraus ohne allen Antrieb des Aeolus und seiner Diener, wie durch sich selbst in schäumende Bewegung, schlägt unruhige Wellen und stürmt gegen das Ufer. Mitunter treten die Gewässer, aus unentdeckten Quellen gespeist und vermehrt, hoch empor und überfluthen die Umgegend weit und

breit. Dann wieder beginnt eine Ebbung und es entsteht Trockniß, indem alles Naß sich durch die unsichtbaren Höhlungen und Canäle zurückzieht.

Die Seele des Menschen gleicht diesen Seeen, denn auch in ihr strömt es zuweilen in dieser, zuweilen in gerade entgegengesetzter Richtung; jetzt heben sich die Gewässer schäumend und sprudelnd aus dem Innern empor und schlagen Wellen, jetzt beruhigen sie sich und glätten sich zu einem glatten Spiegel; bald fluthen sie bis über den Rand des Gefäßes hinaus, bald ebben sie, als wollten sie völlig verschwinden, tief unter ihr gewöhnliches Niveau hinab. Es scheint dabei als bewege und verändere, fluthe und ebbe, schäume und spiegele sich die Seele ganz aus eignem Antriebe oder in Folge ganz geheimnißvoller und verborgener Impulse, wie das Wasser in jenen Seeen.

Schön wäre es, wenn unsere Seele jenem Himmel südlicher Länder gliche, der stets und beständig von lieblicher Bläue erglänzt, an dessen prachtvollem Gewölbe die Sonne täglich und täglich hellstrahlend ihre gleich lange Bahn vollendet, und die Gestirne, die Planeten, der Mond jede Nacht in ihrem angebornem himmlischen Glanze wandeln, und in dessen Atmosphäre alle Gegenstände in klaren Umrissen erscheinen und ohne Höhenrauch und Nebel sich zeigen, so wie sie von Natur gestaltet sind. Allein einen solchen seligen Zustand behielten sich die Götter nur für sich selber vor, indem sie den Menschen aus jenem Paradiese der Gemüths-

ruhe vertrieben und ihn unter den wandelbaren und launigen Himmel der nördlicheren Zonen versetzten.

Dort verhüllt sich zuweilen das blaue Auge des Firmaments. Ein dichter, gleichförmiger Dunstschleier überzieht die Sonne und die Sterne, Alles kleidet sich in trübseliges Grau. Schwer hängen die Wolken bis auf den Erdboden hinab und ein kalter Regen schlägt aus ihnen auf den schauernden Wanderer hernieder. Nicht nur am Himmelsfirmamente entziehen sich ihm alle Sterne der Hoffnung, auch auf der Erde verschwinden ihm alle nahen und fernen Gegenstände in trüben Nebel, und Alles, was ihn reizte, scheint vor seinen Blicken zu verschwinden.

Ohne daß man sagen könnte, wie und woher, regen sich Stürme auf, die kalt und zerstörend über die Fluren dahinfahren, die mühsam angelegten Gartenpflanzungen verwüsten und die Blüthen an den Fruchtbäumen plötzlich zerstören. Sie bringen den armen Gärtner, der nicht weiß, wie ihm geschieht, an den Rand der Verzweiflung und jagen seine geängstigte Seele umher, wie ein dürres Blatt auf dem Felde.

Wiederum hemmen plötzlich die stürmischen Knechte des Aeolus ihren Athem. Die Ruhe stellt sich her, die gebeugten Bäume erheben ihre Häupter, der Wolkenschleier zerreißt, der Himmel klärt sich ab, die Sonne und die Sterne gehen von Neuem auf und strahlen neues Licht und neue belebende Wärme in das Menschenherz hinab, das sich keine Rechenschaft davon zu geben weiß, weder wie es kam, daß

es geängstigt wurde, noch wie es kommt, daß es jetzt getröstet ist.

In der That die Wetterkunde unserer Seele ist eine noch eben so wunderbare und dunkle, ja allen unseren Forschungen sich entziehende Wissenschaft, wie die Wetterkunde der Atmosphäre, mit der sie in allen ihren Phänomenen die größte Aehnlichkeit hat.

Es ziehen uns oft glänzende Meteore durch den Kopf, die schnell erschienen und rasch verschwanden, die wir anstaunen und deren Wesen wir nicht begreifen. Es tritt oft eine unerklärliche Windstille in unseren Herzen ein, die uns niederdrückt, und mit unaussprechlicher Angst erfüllt. Und wiederum fallen plötzlich über Nacht befruchtende Thaue herab, die auf einmal den Frühling in uns zurückzuführen scheinen, und eine Menge Blumen in uns erblühen lassen. Scheint es nicht, als ob unsere Seele wie eine Elfe in der Luft wohne, und in ihrem flüssigen Elemente gewissermaßen selbst als ein Theil dieser Flüssigkeit lebe und webe? Ist es nicht als ob sie zuweilen von einem Wirbelwinde ergriffen und von einem Ende der Welt zum andern geschleudert würde. Oft dagegen steigt sie von lieblichen Engeln getragen, wie ein leichter Ballon zum Himmel auf und schwebt in reizenden Höhen, den erfrischenden Aether des Weltalls schlürfend. Oft wiederum gefällt sie sich in niedrigen Regionen und schleift wie eine muntere Tänzerin, von irdischen Genüssen berauscht, über Flur, Felder und Wiesen dahin. Dann aber sinkt sie

zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und liegt am Boden, wie ein Sterbender.

Ich möchte behaupten, daß alle Erscheinungen in der Luft, alle meteorologischen Phänomene, so mannigfaltig sie sind, eine Parallele in unseren Seelenerscheinungen haben. Die Orkane, die Windstillen, die befruchtenden und zerstörenden Gewitter, die Blitze, der Donner und sein Echo, die Sonnenblicke, die heiteren Tage, die trüben Stunden, die erquickenden Thaue, die zerstörenden Nebel — sie gleichen alle aufs Haar den vielfachen Stimmungen unseres Herzens. Ja, alle die unendlich mannichfachen und feinen, oft kaum bemerkbaren Nuancen der Luftspannung, der Färbung des Firmaments, der Wolkenhöhe und der Wolkengestaltung, haben ihre ihnen völlig entsprechenden Zustände der Seele und unseres inneren Himmels, und wir können uns diese unsichtbaren Ereignisse und Veränderungen fast nur unter dem Bilde jener sichtbaren deutlich und begreiflich machen. Sie gleichen ihnen nicht nur in Bezug auf ihre Mannichfaltigkeit und in Bezug auf ihre Unerklärlichkeit, sondern es existirt auch wirklich ein höchst geheimnißvoller Zusammenhang zwischen den in dem Erdleben und denen in unserer Seele vorgehenden Veränderungen.

Wie höchst wunderbar ist diese frappante Gleichheit zwischen den Erscheinungen der Jahreszeiten und den Perioden unseres Lebens. Was hat im Grunde unsere Jugend mit dem Frühlinge zu schaffen, und doch wie ganz gleicht sie die-

sem in ihren frischen, belebenden, rosigen Tagen, in den zwischen einfallenden wilden Stürmen und dem Reichthum und der Fülle der Blüthen! Was hat die Mitte unseres Lebens mit der Mitte des Jahres zu schaffen? Und doch, welch treues Abbild ist das eine vom andern! Die heißen Arbeitstage, die reifen Früchte, die vollkommene Ausbildung aller Dinge, die wir im Sommer des Jahres erblicken, treten uns auch im Sommer unseres Lebens entgegen. Wie frappant gleicht nicht der Winter des Jahres unserm hohen Alter! Wie ähnlich bei beiden das Erlöschen aller schöpferischen Kraft, die spärlichen Früchte, die kalten Nebel, wo nur noch das Kaminfeuer tief im Herzen zurückgezogen glimmt, und dann doch noch diese zuweilen einfallenden, herrlichen, hellen und erfrischenden Tage! In der That, ich möchte es mir erklären können, wie es kommt, daß der Verlauf des ganzen Lebens der Menschen so völlig dem Verlaufe der Perioden des Jahres ähnelt. Es scheint, daß wir wahrhaft und in der That Erdgeborne sind, und daß wir selber ganz die Natur der Erde in uns tragen. Es ist auffallend, daß allen Menschen der Vergleich unserer Lebensalter mit den Abschnitten des Jahres so geläufig ist, und daß ihnen das Wunderbare, was in diesem Parallelismus liegt — der tiefere, geheimnißvolle Zusammenhang zwischen dem Wesen des Menschen und seiner Erde — so selten auffällt.

Unverwüstlichkeit des Ebenbildes Gottes im Menschen.

Viele bewundern die herrlichen Werke der Natur, die, wie schon Goethe im Anfange seines Faust's sagt, stets in neuer und unauslöschlicher Jugendfrische dastehen und ihren Schöpfer preisen. Die Sterne erheben sich jeden Abend in ihrer alten Pracht; die Sonne rollt jeden Morgen daher in dem unveränderten Urglanze des Paradieses. Die Erde schmückt sich jeden Frühling mit stets neuer und doch stets derselben alten Fülle. Die Atmosphäre erweist sich unerschöpflich mit immer frischen stets gleich lieblichen Lüften.

In diese Luft, die wir athmen, entsandten Millionen verfaulter Körper ihre bösen Dünste, zahllose Moräste und Sümpfe hauchten ihre Miasmen seit Jahrhunderten in die Atmosphäre aus und doch wohnt diesem zarten Stoffe eine so energische Lebenskraft inne, daß er noch nichts von seiner ursprünglichen Heilsamkeit verloren hat und daß wir ihn noch mit derselben Wollust einziehen, wie einst Adam und Eva ihn athmeten.

Eine eben solche Bewunderung wie der Natur möchte ich auch dem Menschengeschlechte widmen, dessen Geist und Wesen von ähnlichen eben so starken und eben so unerschöpflichen Kräften bewegt wird. Wenn man bedenkt, wie viel Böses in der Welt ersonnen und verrichtet wurde, wenn man erwägt, wie oft ganze Zeiten und ganze Geschlechter vom Bösen wie von einer Seuche inficirt waren und wie ganze Jahrhunderte, so zu sagen, krankten und siechten, so

muß man sich wahrhaft wundern, daß das Böse noch nicht ganz und gar die Oberhand gewann.

Unter uns möchte wohl Keiner sein, der in der Reihe seiner Vorfahren nicht viele Verbrecher, nicht viele völlig Verderbte zählte und doch spüren wir Nachkömmlinge solcher Schlimmen wieder mit der ganzen Frische der Begeisterung alles Schöne und Gute, und widmen uns der Tugend mit einer Reinheit der Empfindung, wie man sie nur bei den ersten Menschen vermuthen sollte, die als sein vollkommenstes Werk der Schöpfer selber in die Welt setzte.

Unsere Urväter waren Sünder wie wir es sind, sie sündigten und sie krankten. Man sollte denken, ihre Kinder müßten etwas schwächer, etwas kränklicher geworden sein und das Ebenbild Gottes, wie es in Adam sich spiegelte, in etwas getrübter Glorie darstellen, da die Sünden und Schwächen der Eltern sich auf die Kinder vererben.

Wenn nun diese Kinder kränklicher und sündiger als ihre Eltern waren, so müßten, sollte man denken, wiederum ihre Kinder noch schwächer und noch sündiger geworden sein und so, da alle Menschen sich Körper aus Körper und Seele aus Seele erzeugten, und da die Menschen aller Zeiten an denen der Vorzeit hängen wie Glieder an einer langen Kette, und da sie alle auseinander hervorkommen wie die Früchte aus einer Wurzel, so müßten sie dann sich allmälig immer mehr und mehr verderben.

Nichtsdestoweniger aber steht dieser Baum der Mensch-

heit mit zahllosen Aesten und Wurzeln noch immer so frisch da wie zu Anfang, und täglich noch jetzt nach sechstausend Jahren reifen an ihm Früchte so makel= und tadellos, als wären sie nicht an einem alternden Stamme erwachsen, sondern als wären sie durch einen besondern Act der Schaffung selbstständig aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.

Wir sind Münzen mit einem Stempel, der so alt wie die Welt ist und doch tragen wir so ganz das Gepräge des Urbilds, daß sich zeigt, der Stempel habe noch nichts von seiner Schärfe verloren.

Der Böse hat seinen Samen überall und zu allen Zeiten ausgesäet und er ging zum Theil üppig auf, und dennoch hat die unvergängliche göttliche Natur im Menschen diesen Samen stets wieder ausgerottet und das Rechte und Gute hat noch die Oberhand auf dieser Erde. Wie die Luft die Miasmen verzehrt, vertreibt, auflöst und wie sie sich reinigt und klärt, so klärt auch die Menschheit stets wieder auf eine bewundernswürdige Weise sich ab, und obwohl die Ströme des Lebens vielfach beschmuzt und getrübt wurden, so sind doch die geheimnißvollen Urquellen des Lebens, aus denen jene flossen, noch unvergiftet und stellen das Herrliche immer wieder von Neuem her.

Ueber

die Widersprüche in unserer Seele.

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“!

Wo recht viele Widersprüche schwirren
Mag ich am liebsten wandern.

Ueber

die Widersprüche in unserer Seele.

[illegible] Wesen wohnen, ach! in meiner Seele!

Was nicht eine Widersprüche schimmern [illegible]
[illegible]

XVIII.

Ueber die Widersprüche in unserer Seele.

Der Mensch ist ein Gefäß, so voll von Widersprüchen, wie die Büchse der Pandora, wenigstens wenn ich von mir auf Andere schließen darf. Und dieser Schluß ist in der Regel völlig erlaubt. Denn im Grunde genommen gleichen wir Menschen in Bezug auf die ursprünglichen Anlagen unseres Gemüths uns alle in eben so hohem Grade, wie wir in Bezug auf die Aeußerung dieser Anlagen von einander verschieden sind. Und zwar so wohl wir tausend Millionen, die wir jetzt zusammen gleichzeitig existiren, als die Milliarden, die vor uns waren, als auch die Ungezählten, die noch nach uns kommen werden.

Der Mensch ist ein Wesen, dessen Charakter in seinen Hauptzügen für alle Ewigkeit fest steht. Das Alter dieses Charakters reicht in der einen Richtung bis ins Paradies hinauf und in der andern bis ans Ende der Welt hinab.

Man lese nur die Schriften der alten Römer und Griechen, in denen sie das Geheimniß ihrer innersten Gefühle aushauchten, man lese die Psalmen und Bücher der Weisheit

der israelitischen Könige oder man steige noch höher hinauf zu den Vedas, dem Shiking und den anderen ältesten Dichtungen und Werken asiatischer Völker — überall sind es dieselben Gefühle, dieselben Triebe, dieselben Leidenschaften, die auch uns bewegen und wir brauchen zu ihrer Deutung keinen andern Commentar als den, welchen wir in unserer eigenen Brust haben. Alle Verschiedenheiten zwischen den Alten und den Neueren, zwischen Asiaten und Europäern, zwischen Parisern und Pekingesen, zwischen Bauern und Fürsten, zwischen Barbaren und Gebildeten, zwischen kleinen Seelen und sogenannten großen Geistern sind nur höchst geringfügig im Vergleich mit der Masse dessen, was bei ihnen allen gleich ist.

Käme einmal ein solcher Sirius-Bewohner wie Voltaire ihn in seinem Mikromegas erscheinen läßt, zu uns herunter, nähme uns, wie er es in jener histoire philosophique thut, auf seinen riesenmäßigen Daumen, so würde es ihm wahrscheinlich sehr schwer fallen, irgend einen Unterschied unter uns zu entdecken und er würde nicht begreifen, warum wir Einige von uns so sehr verachten und Andere bis zum Himmel erheben. Er würde sagen: „Diese Leutchen kommen mir alle ganz gleich vor. Der Eine hat gerade ein solches Herz wie der Andere und ihre Gehirne scheinen mir auch nur in Kleinigkeiten verschieden, denn der Eine begreift von dem Wesen Gottes und der Welt nicht mehr als der Andere". Und bekäme dieser Siriusbewohner die Worte in Goethe's Faust zu lesen, wo der Herold sagt:

„Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttausend Possen,
Die Welt ein einz'ger großer alter Thor".

so würde er sie ohne Bedenken unterschreiben.

Der Anatom der Seelen entdeckt keine größeren Unterschiede, als der des Leibes. Die Schädel aller Menschen sind etwas mehr in die Breite oder in die Länge, oder Höhe, oder nach vorne oder nach hinten ausgezogen. Summa Summarum aber gleichen sie alle ungefähr der Gestalt einer Melone. Das Herz sitzt bei allen Menschen auf der linken Seite und die Adern und Nerven verzweigen und verlaufen sich in dem einen Körper wie in dem andern, nur mit geringen Abweichungen. Die Liebe macht aus den Chinesen, Russen und Deutschen ganz dieselben Thoren, und Zorn, Mitleiden, Eitelkeit und Haß afficiren das Herz des schwarzen Negers ganz eben so, wie das des weißen Kaukasiers.

Daher ist denn auch eben das Studium des Menschen im eigenen Ich so ungemein anziehend und interessant. Indem ich mich mit mir selbst beschäftige, beschäftige ich mich mit einem Wesen, welches so alt ist, wie der sechste Schöpfungstag. Es ist eine aus dem härtesten Erze gegossene Statue, an welcher aller Einfluß der Zeit, so zu sagen, noch keinen Finger anders hat drehen können, als er von Anfang herein stand. Es ist eine unverwüstliche Memnonssäule, die noch heute dasselbe Angesicht zeigt, wie vor sechstausend Jahren. Es ist eine ewig dauernde Form, von der ich nur einer der zahl-

losen Abgüße bin, die daraus gemacht wurden. Es ist eine Maske, die schon Adam und Noah, die Pharaonen und ihre Unterthanen trugen. Es ist ein uraltes Erbtheil, das wir auf unsere spätesten Nachkommen übertragen werden.

Indem wir uns selbst studiren, studiren wir auch das Selbst des Pompejus, des Sylla, des Harun al Raschid, des Aesop und der tausend andern großen und kleinen Männer, welche die Geschichte nennt. Wenn ich mir deutlich bewußt werde, was mich zum Enthusiasmus treibt, so schaue ich auch klar, was den Homer, was den Hesiod, was den Catull und Tibull, was den Dichter von Schiras und den Ebu Seid in Gluth versetzte. Wird es in mir klar, so verbreitet sich mir auch Klarheit über alle meine Mitmenschen und ich werde befähigt, ihre Gedanken, zu errathen.

Die leuchtende Flamme, die wir in unserer eigenen Brust anzünden, ist von so intensivem Lichte, daß ihre Strahlen auf die entfernteste Zukunft und auf die entlegenste Vergangenheit einen hellen Schein werfen. Indem ich mich selber betrachte, werden die Entschlummerten in ihren Gräbern lebendig und selbst die zukünftigen Geschlechter steigen aus ihrem Nebel zu mir heran.

Wenn ich daher hier von unglaublichen Widersprüchen, die ich in meinem Wesen entdeckt habe, sprechen will, so glaube ich nicht, daß ich dabei etwas ganz Außerordentliches und Originelles vorbringen werde. Vielmehr bin ich überzeugt,

daß ein Jeder, wenn er aufmerksam sein will, ähnliche Widersprüche in sich entdecken kann und dabei erkennen wird, daß der Mensch, wie Montaigne sagt, ein „unbegreiflich eitles, wandelbares und unbeständiges Ding“ ist, daß wir, wie David singt, „einher gehen wie Schemen“, daß unsere Seele voll Falsches und Truges ist, daß unsere Zunge Mühe und Arbeit anrichtet, und daß wir elend und ohnmächtig sind.

Montaigne zählt aus dem Leben und Charakter der größten und scheinbar charakterfestesten Männer eine Menge von widersprechenden Facten und Erscheinungen auf, die seinen Satz beweisen, daß es fast unmöglich sei, einen Menschen unter eine sichere und einförmige Regel zu bringen. Er weist in dem Leben des Pompejus Thaten nach, die uns zweifeln lassen, ob wir ihn den harten und grausamen oder den großmüthigen und edelgesinnten Menschen beizählen sollen. Er führt aus dem Leben Alexanders des Großen Umstände an, die uns empören und uns in ihm einen rachsüchtigeu Tyrannen zeigen und andere, die uns entzücken und ihm als einem Menschen vom mitleidigsten Herzen und von philosophischer Gemüthsverfassung erscheinen lassen.

In der That, es wäre ein Leichtes, diese Beispiele noch bedeutend zu vermehren. Ich glaube, wollte man das Leben, die Thaten und Gedanken aller, selbst der großartigsten Männer scharf kritisiren, man würde überall auf unbegreifliche Widersprüche stoßen und würde vielleicht kaum einen Einzigen

finden, dessen Thaten unter einander sämmtlich in voller Harmonie wären, und dessen Seele stets so im Gleichgewichte gestanden, daß sie, ich will nicht sagen, nie gezweifelt und geschwankt hätte, sondern daß sie nicht häufig von einem Extrem zum andern gesprungen wäre.

Ich kannte einen reichen Mann, der in der Regel von einer unglaublichen Aengstlichkeit um sein Hab und Gut beseelt war. Er gab kaum einem Bettler einen Almosen, ohne ihm über seine beschwerliche und zudringliche Bettelei zu grollen. Obgleich er eine Grafschaft mit Kornfeldern besaß, so umritt er doch die Aecker täglich, um nachzusehen, wie die Halme wüchsen, wie viele von ihnen geknickt wären und wie schwer die Aehren wögen. Diesem selben Mann brannte durch die Fahrläßigkeit eines seiner Bedienten die Hälfte seines Schlosses ab. Alle Welt dachte, er würde sich aus Verzweiflung selbst das Leben nehmen. Es geschah nichts weniger als Das. Der reiche Mann behielt vollkommene Fassung, gab Ordre und Anweisung, den Schaden wieder gut zu machen, baute sein Haus in prächtigem Style wieder auf und jagte nicht einmal den Bedienten aus seinem Dienste, „weil er nur eine geringe Fahrläßigkeit, die Jedem hätte passiren können, an den Tag gelegt habe und im Uebrigen gut und brauchbar sei".

Wie oft findet man im Leben Leute, die zuweilen große Summen mit Leichtigkeit verschenden, während sie in Klei-

nigkeiten knausern und bei denen man nicht weiß, ob man sie den Verschwendern oder den Geizigen beizählen soll.

Wie viele Menschen sieht man Thränen vergießen oder mit Gleichgiltigkeit und trocknen Augen ein trauriges Ereigniß betrachten, wie viele jubeln oder klagen, wie viele sich energisch erheben oder in Lahmheit versinken, da, wo man nach ihrer gewöhnlichen Weise ihnen das Gegentheil von dem Allen zugetraut hätte!

Dem sei indeß in Bezug auf Andere wie ihm wolle, so bin ich in Bezug auf mich selbst gewiß, daß ich Widersprüche, mit einander streitende Neigungen und ganz entgegengesetzte Begierden in Fülle besitze und daß ich dem französischen Philosophen in Bezug auf mich von ganzem Herzen recht gebe, wenn er behauptet: „Notre être est cimenté de qualités maladives et contradictoires“.

Wie ein alter Grieche von den Gründen sagte, daß es keinen Grund gäbe, für den man nicht einen Gegengrund anführen könne, so möchte ich auch von den Grund-Eigenschaften meiner Seele sagen, daß es keine einzige giebt, der nicht eine geradezu widersprechende Eigenschaft in mir entgegenstehe, jeder guten eine böse und fast auch jeder bösen eine gute, so daß ich oft nicht weiß, was ich von mir denken und wie ich das Räthsel meines Herzens lösen soll.

Um gleich ein Beispiel zu nehmen, bei dem ich auf eine recht deutliche Weise zeigen kann, wie weit es mit meinen Widersprüchen geht, will ich hier von den Sensationen sprechen, die ich bei dem Unglücke, das meinen Mitmenschen zustößt, empfinde. In der That, ich muß es gestehen, ich bin kein solcher Unmensch, daß ich warmen Mitleidens nicht fähig wäre. Ja, ich hielt dieses edle Gefühl mir zuweilen sogar in besonders hohem Grade rege. Ich habe in den vielen Spitälern, die ich durchwanderte, keinen armen Kranken betrachten können, ohne ihm meine Theilnahme zu schenken. Ich lese mit einer Art von Rührung die Todesanzeigen in den öffentlichen Blättern und die Grabschriften auf den Kirchhöfen und gedenke mit einem frommen Wunsche der trauernden Hinterbliebenen. Auch habe ich immer den hilflosen Armen, die ich auf der Straße meines Lebens fand, mit meinen geringen Kräften geholfen. Ich erinnere mich vieler schreiender Kinder, die ich an der Hand nahm und gegen einen Hund vertheidigte, mancher Blinden, vieler alten Männer, denen ich als Führer diente, elender Bettler, denen ich mit einem kleinen Almosen beisprang, mancher schwerbeladener Arbeiter, denen ich an ihrem Wagen ziehen, an ihrem Schlitten schieben, an ihrer Bürde tragen half. Ich habe auch zuweilen mein Brot und meinen Mantel mit Bedürftigen getheilt.

Nur sehr selten hat sich mein Herz verhärtet und verschlossen gegen die Regungen des Mitgefühls, die das unmittelbar uns vor Augen liegende Leiden in jedem guten

Menschen erweckt. Ja, mehr noch als das, ich habe auch Perioden in meinem Leben gehabt, in welchen ich stets die entfernten Leidträger in mein Gebet einschloß. Ich versenkte mich zu Zeiten oft mitten im Genusse fröhlicher Stunden mit meiner Phantasie in das Meer von Unglück und Noth, in welchem ein großer Theil unserer Mitmenschen zu allen Stunden des Tages und Jahres schmachtet und untergeht und oft bat ich Gott, er möchte mir einen Weg zeigen, wie ich meine Kräfte den Armen und Kranken, den Hungernden und Kreuzträgern dieser Welt allein widmen könnte.

Was steht nun wohl mit dem Mitleiden in größerem Widerspruch, als hartherzige und boshafte Schadenfreude? Von welcher Untugend sollte man einen des Mitleidens fähigen Menschen wohl freier und entfernter halten als von ihr?

Nichts destoweniger habe ich die Wahrheit des Lukrezischen Wortes:

> Suave, mari magno turbantibus aequora ventis,
> E terra magnum alterius spectare laborem

in vollen Maaße in mir erfahren. Und nichts destoweniger habe ich in den meisten Fällen von Mitleiden doch immer innerlich eine gewisse beigemischte Empfindung von Schadenfreude, wenn ich Andere neben mir leiden sah, empfunden.

Oft spürte ich in mir bei einem und demselben Unglücksfalle Mitleiden nnd Schadenfreude zu gleicher Zeit. Ich erinnere mich, daß ich einst an dem Strande eines vom Sturm

bewegten Meeres stand und die Bewegungen eines Schiffes beobachtete, das in augenscheinlicher Gefahr schwebte. Der Strand war hoch und ich blickte auf das Schiff hinab, das dem sandigen Vorlande der Küste immer näher getrieben wurde. Ich sah die Anstrengungen der Schiffer und hatte in der That aufrichtiges Mitleiden mit ihnen und ängstigte mich in ihrem Namen. Zu gleicher Zeit aber konnte ich nicht umhin, mit einem gewissen Behagen auf sie hinzublicken, wenn ich meinen festen Standpunct mit ihrer Noth verglich. Ich hatte eine geheime Freude an ihrer Angst und betrachtete sie zum Theil mit dem Auge des Tyrannen, der seine Opfer vor sich sieht. Ja, ich konnte mich sogar den Einflüsterungen der Hoffnung nicht erwehren, die ziemlich laut in mir sprach: wenn sie doch hier scheiterten.

Und als sie die Gefahr endlich glücklich überstanden und ganz unerwarteter Weise dicht bei der vorspringenden Landspitze, auf der ich stand, vorübergekreuzt waren, wandelte mich fast ein Bedauern an, daß sie so gerettet wurden. Und doch war ich vollkommen unbetheiligt bei dieser Angelegenheit, das Volk — es waren Letten und Russen — das sich unten am Strande versammelt hatte und dem Schauspiele ebenso zusah wie ich, konnte sich weit besser als ich Rechenschaft davon geben, warum es sich über den entwischten Fang grämte. Es hätte nicht unterlassen, gute Beute bei dieser Gelegenheit zu machen.

Als Hamburg brannte, befand ich mich in Berlin und mit einer gewissen Gier verschlang ich alle Nachrichten, die daselbst über die Fortschritte des Feuers per Estafette ankamen und durch die Zeitungen und durch tausend bewegte Lippen bekannt gemacht wurden.

Ich las mit Theilnahme die Berichte über das Elend, in das Tausende meiner Mitmenschen gestürzt wurden. Ich sah auch mit Rührung die Bewegung unter den mildthätigen Bewohnern jener Hauptstadt, die herbeieilten, um ihr Schärflein zu der Minderung jenes Elends beizusteuern. Selbst die Armen, von der großen Noth ihrer Mitbrüder bewegt, trugen ihre Lumpen und Lappen herzu und Viele unter ihnen sah ich ungeheuchelte Thränen vergießen. Und doch als der Weheruf aufhörte, als man die Anzahl der abgebrannten Häuser und die Summe des zerstörten Werthes und der obdachlos gewordenen Familien berechnete und als die Stadtpläne herauskamen, auf denen mit einem rothen Streifen die Spur bezeichnet war, auf welcher in den Straßen die Riesentochter der Natur einhergeschritten war, da war mir weder jene Summe groß, noch diese Spur breit genug.

Wie mit dem Brande von Hamburg, so ging es mir fast mit jedem Unglück, von dem ich höre. Selten war mir eins eclatant genug; insbesondere solche, die auf den Namen einer großen Calamität Anspruch machen. Die kleinen, wo nur

ein Haus verbrannte oder ein paar Menschen umkamen, bedaure ich mit einem ungemischteren und reineren Gefühle von Mitleiden. Je größer aber ein Unglück ist, desto größer will ich es haben, desto heftiger wird meine schlimme Begierde.

Die meisten Nachrichten von schrecklichen Ereignissen, von furchtbaren Ermordungen, von blutigen Schlachten, von bedauernswerthen Schiffbrüchen, von Erdbeben oder Wasserfluthen, welche die Zeitungen so eifrig verbreiten, sind eben so wohl darauf berechnet, uns zur Lehre zu dienen und unser Mitleiden zu reizen, als auch darauf, jener unserer geheimen Neugier und Wollust beim Schaden Anderer zu schmeicheln.

Bei allen solchen Unglücksfällen wie bei dem Erdbeben von Point à Pitre, den Ueberschwemmungen in Petersburg, in Pesth, im südlichen Frankreich und neuerdings in Italien, bei den Orkanen auf Cuba, den Stürmen im Canal, ist es mir immer als säße, so zu sagen, hinter dem Rücken meines Mitleidens ein böser Geist der sofort wie die Allarmglocke läutet, die Ohren spitzt und nach der Gegend hinlauscht, woher sie tönt, indem er begierig fragt: „Wie viel Menschen erschlagen? Wie viel Gärten zerstört? Wie viel Felder oder Landschaften verwüstet? Wie viel Häuser oder Schiffe zerschmettert"?

„Dieß sind ja schreckliche Geständnisse", wird man sagen. Ja — allein sie sind wahr. Und ich glaube, daß keine Wahrheit so schrecklich ist, daß sie verschwiegen werden müßte. Ich wünsche vielmehr mit jeder Wahrheit hervorzukommen; denn ich denke, daß, je mehr man die bösen Geister unbarmherzig an's Licht zieht, sie desto mehr von ihrer unheilvollen Kraft verlieren.

Wer das Betragen der Menschen bei allen solchen kleinen Unfällen, wie sie uns täglich in und außer der Gesellschaft begegnen und wobei sie uns bemitleiden zugleich und belachen, genau beobachtet hat, wer sich strenge Rechenschaft von seinen Empfindungen gegeben hat bei solchen großen Calamitäten, wie ich sie vorhin nannte, der wird am Ende dahin kommen, auch das Betragen solcher Scheusale, die auf dem Gipfel dieses Widerspruchs stehen, zu begreifen, wie z. B. des Nero, welcher Thränen des Mitleidens vergoß, als er seine Mutter in den Tod schickte und der zur Harfe griff und den homerischen Gesang über den Brand von Troja recitirte, als er die Stadt Rom in Flammen aufgehen sah, die er selbst in Brand gesteckt hatte.

Die Duplicität der menschlichen Seele kann Niemand in einem höheren Grade empfunden haben als ich. Ich bin ganz und gar doppelt, zusammengesetzt aus einem bösen Principe und einem guten. Manche Menschen glauben nur an ihren guten Genius, ich bin eben so fest überzeugt, daß

ich auch einen bösen Genius habe und es ist mir oft, als hörte ich den einen mir in's rechte und den anderen in's linke Ohr lispeln. Zuweilen ist mir es auch, als höben sie mich Beide zu gleicher Zeit von dem Boden und als flögen sie mit mir auf einer Mittelstraße dahin, da weder der Eine mich ganz in's Reich des Guten, noch der Andere mich ganz in's Reich des Bösen hinüberziehen kann.

Den Krieg, den Ahriman und Ormuzd auf dieser Welt zusammenführen, beobachte ich fortwährend in meiner eigenen Brust und ich habe in Person den blutigen Scharmützeln, welche sich die ihnen untergebenen Geister liefern, beigewohnt. Zuweilen war mir's, als zerfiele geradezu mein ganzes Innere in eine Partei schöner heller Lichtgeister und in eine eben so große und eben so starke Partei von Geistern der Finsterniß.

Sie kämpfen immer paarweise mit einander. Denn Jeder von der einen Partei hat immer einen von der anderen Partei, den er besonders gern zum Kampf auffordert, wie Achilles den Hector. Ein Paar dieser Feindseligen, die sich in mir beständig, fast täglich ankämpfen, heißen Trägheit und Fleiß.

In der That, ich bin im höchsten Grade träge. Ich weiß zwar, daß das Princip der Trägheit ein allgemeines Naturgesetz ist. Jede menschliche Seele liebt ihre Bequemlichkeit und überläßt sich in der Regel mit größeren Genusse dem Ausruhen und dem Nichtsthun als der Arbeit. Alle Arbeit kostet uns etwas Ueberwindung. Wenn gar kein Zwang zur

Arbeit vorhanden wäre, wenn Allen von Haus aus bequem gepolstert wäre, so würde gewiß die halbe Welt auf solchen weichen Polstern einschlummern und in völliges Nichtsthun versinken.

Man sieht überall, wo den Leuten zu weich gebettet wird, Schlummer und Stillstand erfolgen. Und man kann daher mit Recht schließen, daß der Mensch von Natur mehr ein träges als ein arbeitsames Wesen ist. Der Mensch bedarf immer eines Anreizes, eines Zwanges zur Thätigkeit und mit der Zeit kann diese dann allerdings zur Gewohnheit bei ihm werden.

Und so sehen wir denn Leute, z. B. Geschäftsleute, so eingeübt und eingewöhnt, daß sie ganz wie von selbst zur Arbeit gehen und daß es bei ihnen gar keines Kampfes mehr mit der Trägheit bedarf. Die Gewöhnung, zu bestimmten Stunden thätig zu sein oder der Gedanke an die Erfüllung ihrer Pflicht oder der Eifer bei dem zu hoffenden Gewinn oder die Freude an der Gestaltung des Schönen, das sie schaffen, oder die Liebe zu einer Person, für welche sie die Arbeit unternehmen, lassen sie das Unbequeme derselben gar nicht mehr empfinden.

Aber einen wahrhaft fleißigen und arbeitslustigen Menschen würde ich nur den nennen, der bloß um der Arbeit und des Werkes selbst willen thätig wäre; also den Künstler, der um seiner schönen Ideale, den Schriftsteller und Philosophen, der bloß um seiner Gedankenschöpfungen willen arbeitete, dem das Produciren und Vollenden dabei einziger Genuß wäre und den dabei weder Ruhmbegierde

noch Geldgewinn noch sonst eine Nebenabsicht stachelte; den König, der sich Tag und Nacht abmühte, mit der Verwaltung und Regierung seiner Länder, bloß weil dieß königliche Walten und Schalten selber, die Ausübung der Gerechtigkeit, die Anordnung weiser und beglückender Gesetze ihm Seligkeit gewährte, nicht aber um des Lobes seiner Unterthanen und der Nachwelt willen, oder um sich dadurch selber seine Stellung zu sichern.

Die Arbeit sollte ihrer selbst wegen geliebt werden. Sie wird aber fast durch die Bank nur gewisser Nebenzwecke wegen geliebt. Die meisten Arbeiten lassen sich nicht einmal ohne diese Nebenzwecke denken. Man nehme zum Beispiel dem Kaufmann die Hoffnung auf Geldgewinn, so nimmt man seinem Geschäfte geradezu die Seele, die Alles durchdringt, das Rad, welches Alles in Bewegung setzt, die Sonne, die alle seine Zahlen, alle seine Haupt- und Nebenbücher, alle seine Striche und Linien, alle seine Briefe und all sein pünktliches Thun und Treiben durchleuchtet.

Man gebe den Reichen Amusement vollauf, vertreibe die Langeweile selbst aus ihren Mußestunden und der größte Theil ihrer Beschäftigungen wird plötzlich in Stillstand gerathen. So nehme man dem Militär die Ehre, dem Schriftsteller den Ruhm und spreche zu ihnen: „Uebt euren Körper, wandelt hin und her bloß um der Uebung und des Wandelns und um der daraus erfolgenden körperlichen Ausbildung willen; denket, studiret, schreibet, redet und leset, bloß um der

Schönheit der Gedanken und um der Freude des Producirens willen und Diejenigen, welche dann noch emsig arbeiten, das erst würden, streng genommen, die wahrhaften Arbeitsliebhaber sein.

Uns Europäern ist einmal von Jugend auf die Arbeit, so zu sagen, eingeimpft. Von Kindesbeinen hat man uns dazu angehalten, daher ist sie uns zur lieben Gewohnheit geworden. Und daher empfinden wir auch, wenn wir später reiche, vornehme und müßige große Herrn werden, so ungeheuer viel Langeweile. Die vornehmen Classen der Orientalen kennen diese Langeweile gar nicht. Sie tragen das Nichtsthun, das Nichtsdenken und Nichtsunternehmen mit einer Leichtigkeit, wie die Götter Griechenlands in ihren seligen Himmeln.

Das Volk, welches sich von allen Nationen des Erdbodens am meisten von aller Last der Arbeit befreit hat, scheinen die Pescheräs zu sein, die nach den Schilderungen der Reisenden in einem brutalen Nichtsthun dahin leben und diese Naturmenschen scheinen zu zeigen, daß der Mensch von Natur keine Lust zur Arbeit hat und daß alle Arbeitslust, alle Freude am Schaffen und Weiterschreiten, alle Neugierde, aller Wetteifer, alle nach Unterhaltung strebende Langeweile, erst durch die Erziehung und die Gewohnheit in uns hineingekommen, so zu sagen, hineingekünstelt sind und daß in uns allen von Haus aus ein großes Princip der Trägheit liegt.

Es geht dieses große Princip der Trägheit eigentlich durch

die ganze Natur. Denn von Haus aus sehnt sich Alles nach Ruhe und nur die Noth bringt Alles in Bewegung und Regsamkeit. Kein wildes Thier würde mehr den Fuß aus seiner Höhle setzen, wenn man ihm täglich seine Nahrung in dieselbe hineinschöbe. Kein Fuchs würde mehr in Feldern und Wäldern streifen, wenn man seine Tafel Abends und Morgens mit fetten Gänsen servirte. Die Bienen hängen sich im Herbste, wenn sie ihren Futterkorb gefüllt haben, eine an die andere und versinken in Winterschlaf. Die ganze animalische Natur würde selbst mitten im Sommer in einen todten Winterschlaf verfallen, wenn der große Anreizer aller Bewegung, der Hunger, auf einmal zu wirken aufhörte. Die Schmetterlinge würden nicht mehr flattern, wenn sie die kleinen Honigbeutel der Blumen nicht überall benaschen und sich ihre kleinen Speiseportionen zusammen betteln müßten, die Vögel würden nicht mehr von Zweig zu Zweig hüpfen, wenn sie immer satt wären, die Dompfaffen nicht mehr zwitschern, wenn man sie mästen wollte, die Nachtigallen würden in ihrem Fette verstummen, die Fische, wenn ihnen die Gewürme von selbst in den Mund schlüpften, würden im Schlamme liegen bleiben und ihr Fleisch würde geschmacklos werden. Der Hase, statt flüchtig zu laufen, würde, wie die Pfründenbesitzer, einen dicken Schmeerbauch unbehilflich durch die Felder schleppen, die Hirsche und Rehe, die Gemsen und Gazellen würden alle Munterkeit einbüßen. Kurz, ohne den belebenden, treibenden, stachelnden Hunger würde das allen

Wesen so natürliche, so bequeme Princip der Trägheit die ganze Natur überschleichen und sie mit so viel Mattigkeit erfüllen, als sie nun Lebendigkeit und Frische besitzt.

Der wahre Sitz aller unserer freiwilligen Thätigkeit ist der Geist und der wahre Sitz des Princips der Trägheit ist der Körper. Daher sind auch die geistreichsten Völker und Menschen in der Regel die thätigsten, während die, welche nur ihre thierischen Bedürfnisse zu befriedigen suchen, die trägsten sind. Die Hottentotten, die Buschmänner und andere tiefstehende Nationen sind nur so lange thätig, als das leibliche Bedürfniß sie zwingt. Sie sind in der Zeit des Hungers großer und energischer Anstrengungen fähig und versinken, wenn dieser befriedigt ist, in eine eben so große und andauernde Indolenz.

Was mich selber betrifft, so fühle ich, wie gesagt, in mir beide Principe in Hader und Zwist und ich habe mich zu keiner Zeit in meinem Leben weder zu dem gemüthlichen Genusse des orientalischen und italienischen dolce far niente herablassen, noch zu einer geregelten und energischen Geschäftigkeit herangewöhnen können.

Mein Geist wünscht beständig Thätigkeit und die Unthätigkeit ist ihm so verhaßt, daß ich sofort mich als den unglücklichsten Menschen von der Welt fühle, wenn ich einmal merke, daß nichts vorliegt, woran er seine Kräfte üben könnte. Nichts destoweniger aber kostet mich doch fast jede Anstrengung eine kleine, oft eine sehr große Ueberwindung.

Meine Bequemlichkeit ist so groß, daß ich sie fast in jedem Augenblicke empfinde und daß eine nach meiner Art schon sehr große Begeisterung dazu gehört, daß ich so ganz schön frank und frei dahin arbeite, wie es eigentlich bei einer so edlen Beschäftigung, wie es geistige Arbeit ist, immer sein sollte. Da ich in der Regel voll von Gedanken, die ich gern zu Papier brächte, bin oder doch zu sein glaube, so sollte man denken, daß ich immer wie von selbst zu dem Arbeitstisch flöge. Im Gegentheil aber ziehe ich mich mit Gewalt und etwas widerwillig dazu heran. Auch dauert es immer einige Zeit, bis meine Dinte so flüßig und meine Feder so geläufig wird, daß ich sie leicht handhaben kann.

Eifrige und energische Menschen sieht man sonst wohl mitten in die Arbeit hineinspringen, wie die Schwimmer ins Bad. Ich — schleiche zu ihr hin. Bin ich aber erst einmal im Gange, so laufe ich dann ein ziemliches Stück fort.

Das Schlimmste bei meiner Art von Beschäftigung ist, daß ich, im Grunde genommen, meine Arbeit eben so gut lassen als unternehmen könnte. Es liegt dabei gerade keine andere als wirklich höchstens eine innere Nothwendigkeit vor, und dann kommt es auch gerade nicht darauf an, ob sie heute oder morgen gethan, ob sie über sechs Monate oder übers Jahr beendigt werde.

Meine ganze Anreizung zur Arbeit ist daher eine innere. Alles ruht, so zu sagen, auf meinen Schultern und auf mei-

nem freien Willen. Der Kaufmann arbeitet unermüdlich, weil heute Abend die Post abgeht, oder weil morgen Zahltag ist und weil Alles verloren ist, wenn er nicht fertig wird. Der Professor arbeitet, weil er am Nachmittag eine Vorlesung halten muß, weil die neue Ausgabe seines Handbuchs durchaus bis zum nächsten im October beginnenden Semester fertig sein muß, weil das Gutachten der Facultät in einem wichtigen Processe mit Bestimmtheit zu einer gewissen Zeit erwartet wird. Bei dem Advocaten treibt ein Termin den andern, seine Clienten drängen sich ungeduldig in seinem Vorzimmer und verlangen darnach, eiligst expedirt zu werden.

Ich, in meiner einsamen Hütte, muß mir immer selber auf die Hacken treten, und das ist ein schwieriges Experiment. Ich habe nie Posttage und Zahltage und mein einziger Termin, der mich drängt, ist derjenige, der zwar in jeder nächsten Minute, vielleicht aber auch erst nach dreißig Jahren ablaufen wird, der Termin des Lebensendes. Die einzigen Clienten, welche nach Gehör verlangen, sind meine eigenen Gedanken. Und meine Gutachten, die ich abgebe, hat kein Mensch von mir verlangt, sondern ich gebe sie alle von freien Stücken.

Dieß sind Alles sehr ungünstige Umstände und ich gestehe, daß ich zuweilen eben so geneigt bin, mich über meine unermüdliche Thätigkeit, als meine nie besiegbare Bequemlichkeitsliebe zu wundern.

In der That, ich glaube, daß nicht alle Menschen es hätten wagen können, sich in eine solche Einsamkeit zurückzubegeben, sich so isolirt hinzustellen, wie ich es gethan habe, so sich selber Alles in Allem — Meister, Gesell und Lehrbursche, Aufseher und Beaufsichtigter — zu sein, ohne Gefahr zu laufen, daß sie auf Abwege gerathen und geistig versauern würden.

Aller Wetteifer mit Anderen, dieses große Lebens- und Thätigkeitsprincip, geht mir hier in meiner Hütte vollkommen ab. Ich wetteifere nur mit mir selber. Um mir einigermaßen dabei behülflich zu sein, habe ich mir gewisse und bestimmte Arbeitsstunden festgesetzt und die einen für die Lectüre, die anderen für die Schriftstellerei, einige für Briefeschreiben, andere für Spaziergänge und für alle solche Dinge, die ein Einsiedler verrichtet, bestimmt.

An diese Stunden nun halte ich sklavisch und ich bin so daran gewöhnt, daß ich im höchsten Grade mit mir unzufrieden bin, wenn etwas mir an meiner Zeit geraubt ist, und daß ich nicht eher ruhe und raste, als bis ich den Schaden wieder ersetzt habe. Ich strafe mich mit Reue und Buße, wenn ich nicht zur rechten Zeit am Schreibtisch erscheine, und ziehe es mir, wie einem Schulknaben an der für mein Vergnügen bestimmten Zeit ab, wenn ich etwas versäumte.

Manchen wird es vielleicht absurd vorkommen, daß ich meine Arbeiten in einen so strengen Rahmen eingezwängt habe. Denn wenngleich ich meine Herzensergüsse nicht immer geradezu vom Pegasus herab in die Feder zu dictiren brauche,

so hängen sie doch immerhin mehr oder weniger etwas von Begeisterung und Enthusiasmus ab, und es möchte daher scheinen, daß ich mir darin ganz freien Willen lassen sollte, daß ich nur dann schreiben und reden sollte, wenn ich mich dazu aufgelegt und mir einen Engel nahe fühlte, weil ich nur so etwas Schönes und des Anhörens Werthes produciren würde.

Allein ich habe an mir die Erfahrung gemacht, daß unser Geist etwas jenem Wahrsager gleicht, den man einfangen und wider seinen Willen zum Prophezeien zwingen mußte. Prospero im Shakespeare ist nur ein Mensch und doch hat er im Ariel einen unsterblichen Geist in seinem Solde, der ihm allerlei Dienste leisten muß, die er, Prospero selber, nicht verrichten kann. So habe auch ich in meinem eigenen Geiste einen Sklaven, der widerwillig und eigensinnig zur Arbeit ist. Aber ich treibe und zwinge ihn dazu. Kommt er erst in Schwung, so geht es auch ziemlich gut. Er vergißt dann, daß er ein Sklave ist, und bewegt sich dann von selbst in seinen Ketten leidlich frei. Wollte ich immer warten, bis er selber aus freien Stücken von eigenem Enthusiasmus ergriffen sich erhöbe, so würde ich oft vergebens warten; denn er würde nie den rechten Moment abzupassen wissen, und immer glauben, es müßte noch besser kommen.

Ich bin nicht wie die Dichter, welche Apollo zu unverhoffter Stunde beschleicht, sondern ich banne die Geister mit

Gewalt heran und citire sie, wie der Freischütz, zu einer festgesetzten Zeit. Selten bleiben sie mir aus. Geschieht dieß aber einmal, so bin ich der Unglücklichste aller Menschen. Ich komme mir dann vor, wie von Gott und aller Welt verlassen. Weil mein ganzes Leben nichts ist als ein unaufhörliches Denken und Träumen und ein fortgesetztes Schriftstellern, und weil ich sonst nichts habe und besitze, meine Existenz auszufüllen, so gerathe ich sofort in die hellste Verzweiflung, wenn der Fluß meiner Gedanken sich einmal, wie die Rhone hinter Genf, unter der Erde versteckt. Ich bilde mir dann gleich ein, es sei Alles am Ende und ich fühle mich, wie ein auf den Sand gelaufener Schiffer. Es hilft mir nichts, daß ich mir sage: „die Gewässer fließen noch unter dem Boden fort, sie werden bald wieder zum Vorschein kommen. Du hast dieß ja schon mehre Male erfahren“. Ich fürchte immer, sie möchten ganz ausbleiben.

Eben so wenig hilft es mir, daß ich mich zu meinem Troste aufmerksam mache auf die Thäler und Fluren, die ich schon durchlaufen, an die Dinge, die ich bereits vollendet habe. Ich habe nun einmal am Hinterkopfe keine Augen und ich blicke immer nach vorne, um dort wieder neue Quellen aus dem Boden sprudeln zu sehen. Endlich schießt mir die Milch ganz unversehens wieder ins Euter, ich merke, daß das Schiff sich von seiner Sandbank erhebt und munter im gewohnten Laufe dahinsegelt.

Das beste Mittel in solchen melancholischen Augenblicken

ist, daß ich meinen Zustand selber scharf ins Auge fasse und daß ich mich hinsetze, über ihn zu schreiben. Ich empfinde die Geistesleere und meine eigene Schwäche so tief und schmerzlich, daß ich dann bald durch mein Unglück selbst beredt werde, und daß die Betrachtung und Beschreibung des Uebels selbst seine Linderung herbeiführt. Es geht mir dabei wie den Patienten, die sich schon um ein gut Theil gesunder fühlen, nachdem sie dem Arzt ihre Krankheit haarklein beschrieben haben, oder wie den Trauernden, die ihre Thränen abtrocknen, nachdem sie ihren ganzen Jammer einer mitleidigen Seele in den Schooß geschüttet haben.

Da meine ganze Arbeit nichts als Sklavenarbeit ist, da ich nur darauf denke, wie ich das Thema, das ich mir aufgegeben habe, richtig abspinne, da jeder Glockenschlag in mein Ohr wie ein Ruthenhieb auf meine Schultern herabfällt, der mich mahnt: „Raffe dich zusammen, tummle dich. Es ist Zeit, daß du weiter kommst, daß du etwas leistest", da ich in jedem Augenblick mich selber hinter meinem Rücken anreizend und gebietend spüre: so sollte man denken, daß ich nichts von der Seligkeit des freien enthusiastischen Arbeitens verspüren könnte. Dieß ist aber nicht der Fall. Ich laufe mir in eben so hohem Grade selber voraus, als ich hinter mir selber hertreibe und ich werde, so zu sagen, mitten in dem Gefühle meiner Trägheit des Genusses, den das Thätigsein gewährt, theilhaftig. Und hierin eben liegt die Größe

des Widerspruchs, den ich hier behandelte und der sich nicht immer bei einem Menschen in so hohem Grade zeigen mag.

Ich jedem Augenblicke fühle ich mich aufgelegt, dem dolce far niente mich hinzugeben und doch raste ich niemals. Nichts verstehe ich besser als die Ideen, welche Graf Platen einmal in einem Liede ausmalt, daß er in einer Gondel auf sammtnen Kissen liegen und darin leise Strom ab fahren und nur zu Zeiten an's Ufer steigen möchte, um eine wohlriechende Blume zu pflücken. Und doch zugleich auch empfinde ich keine Wahrheit tiefer als die, welche Kaiser Julian aussprach, daß ein rechtschaffener Mensch sich kaum einmal das Athmen verstatten solle und daß er seinen Geist und Leib immer und unausgesetzt mit schönen und großen Dingen beschäftigen müsse.

Es kommt mir manchmal vor, als sei mein ganzes Wesen aus dem Wesen eines ostindischen Weichlings und eines lacedämonischen Arbeiters zusammengesetzt. Denn die eine Hälfte von mir hätte die größte Sehnsucht wie ein Nabob zu leben, dem Tanze der Bajaderen zuzuschauen, schäumenden Wein von Schiras zu schlürfen, meinen Leib in den schönsten Salben und Oelen von Tyrus zu baden, mein Haupt mit den ausgesuchtesten Wohlgerüchen Arabiens zu umnebeln und für jedes meiner Bedürfnisse meinen eigenen wohleingeübten Sklaven zur Hand zu haben. Wenn dieß Alles nur meine andere Hälfte zulassen wollte, die mich immer wieder in's Feuer hineinjagt und die mir oft kaum erlauben

will, mich zu räuspern und Schweiß zu vergießen, weil, wie sie nach Anleitung des Xenophon spricht, diese überflüssigen Säfte durch Anstrengung von selbst ausgekocht und vertrocknet werden müßten, und die am Ende mich zu den Geständniß zwingt, daß Arbeit das königlichste Ding auf Erden sei. Wie alle Extreme, so fallen bei mir auch die größte Thätigkeit mit der größten Unthätigkeit in einen Punct zusammen. Ein Pferd fühlt in dem Momente seiner äußersten Kraftanstrengung, ehe es zusammenstürzt, die Ermattung nahen. Bei dem Pferde ist dieser Moment nur ein ganz kurzer Augenblick. Bei mir währt dieser Zustand beständig, ohne daß ich zusammenstürze.

Mit dem genannten Widerspruche in genauer Verbindung fühle ich in mir einen anderen, den ich mit den Worten: Freiheitsliebe und Sklavensinn bezeichnen kann. Seit meiner frühesten Jugend fühlte ich eben so gut wie die meisten meiner Mitschüler den regsten Sinn für die Freiheit in mir. Ich sympathisirte mit allen Unterdrückten und ich wünschte im Stillen allen, im Namen der Freiheit Verschworenen in der ganzen daran so reichen Geschichte der griechischen und italienischen Republiken Segen, Heil und Glück. Ich war entschieden für die Anordnung des Instituts der Volkstribunen in Rom, ich applaudirte dem römischen Volke, wenn es auf den heiligen Berg hinauszog und

verwünschte die eigennützigen Patrizier und Aristokraten, die ihm seine natürlichen Rechte nicht zugestehen wollten.

Den älteren Brutus, der die Könige aus Rom vertrieb, bewunderte ich unbedingt, so wie den Thrasybulus, der die dreißig Tyrannen in Athen stürzte und den Timoleon, der in seinem eigenen Bruder einen Despoten ermordete. Erst als die Volkstribunen in Rom sich zu unbeschränkten Herrschern erhoben, trat ich zur Gegenpartei über und blutete mit Pompejus und verschwor mich mit Cassius und Brutus, deren Niederlage bei Philippi mir eines der traurigsten Ereignisse in meinem eigenen Leben zu sein schien, während ich hier wie überall einige meiner Schulfreunde gegen mich hatte, die, weil sie von Natur conservativ waren, es immer mit den Königen, mit dem Senate, mit Cäsar und Augustus hielten.

Wenn man vom Augustus sagte, daß er entweder nie hätte geboren werden oder nie sterben müssen, so war ich entschieden für die erste Alternative; ich konnte mich nicht entschließen, ihm für seine gute Regierung den Umsturz der Freiheit und die Etablirung der Despotie in Rom zu verzeihen, und gab ihm alle nachfolgenden Leiden der Menschheit und die Erscheinung solcher Scheusale wie Nero, Caracalla, Eliogabalus und Domitianus Schuld. Unter allen diesen Kaisern war ich ein treuer Anhänger des Senats und des Restes seiner alten Privilegien, weil mir in ihm das Feuer der Freiheit allein noch unter der Asche zu glimmen schien.

Selbst dem Alexander dem Großen konnte ich es nicht verzeihen, daß er die Völker des Orients unterjochte und ihre Könige an seinen Triumphwagen schmiedete, obgleich er europäische Cultur und europäische freiere Sitten einführte. Denn ich nahm aus liberalem Sinne sogar die Partei für die Despoten und gegen die Freiheit, wenn diese ihre Wohlthaten jenen wider ihren Willen aufzwingen wollte. Wollen die orientalischen Völker so regiert sein, wie sie sind, so mögen sie ihren Willen haben und Niemand hat ein Recht, sie zu einem griechischen Freiheitsglücke zu zwingen und ihnen im Namen der Freiheit Ketten anzulegen. Darius nahm meine größte Sympathie in Anspruch und hätte ich nur gekonnt, ich wäre ihm gern in der Schlacht bei Arbela zu Hilfe gezogen.

In der That, mein Sinn empörte sich über solche faits accomplis der Geschichte und ich hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, wenn ich solche Schlachten hätte ungeschehen machen können. Obgleich ich die Römer achtete und bewunderte, so befand ich mich mit meinen Sympathien doch immer auf der Seite aller ihrer von ihnen unterdrückten Feinde, in den Lagern der Samniten und Vejenter sowohl als in denen der Karthager, der Griechen, der Cantabrier, der Allobroger, des Mithridates, der Armenier, der Parther, der Germanen, der Briten.

Karthago's Fall ging mir fast eben so zu Herzen wie früher der von Troja und wie zu unserer Zeit der von War-

schau. Erst als die Römer uns Barbaren überall in allen Winkeln des Erdbodens aus dem Felde geschlagen hatten, als sie den ganzen orbis terrarum beherrschten und nun allmälig die Fluth sich gegen sie selber kehrte und in ihren Angelegenheiten eine unaufhaltsame Ebbe einzutreten begann, da ging ich wieder zu ihnen über und während ich in der Hermannsschlacht und überhaupt in allen Römerschlachten dießseits des Rheins aus einem doppelten Grunde, theils als deutscher Patriot, theils als Freiheitsfreund auf der Seite der Barbaren gestanden hatte, erhob ich nun, da die germanischen Schaaren sich über den Rhein und über die Alpen herabwälzten, trotz meines deutschen Patriotismus, das Schild für die Römer, gegen die Vandalen, die Franken, die Allemannen, Bojoarier und Westgothen.

Das ganze Mittelalter, die ganzen langen zwölf Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten herab kamen mir im Vergleich mit dem hellen, freien, republikenreichen Alterthume wie Nacht im Vergleich mit dem Tageslichte vor, obgleich ich die einzelnen Sterne, die in jener Nacht leuchteten, wohl bemerkte und verehrte. Lehnswesen, Vasallenthum, Lehnsmänner, Lehnsherren — das waren lauter Worte, die mir wie Erfindungen des Bösen klangen und es dauerte lange genug, bis ich mir zugestand, daß auch viel Großes in jenen merkwürdigen Institutionen lag.

Die untrüglichen Päpste waren mir ein Gräuel und von den italienischen Republiken liebte ich Florenz als

die demokratischeste in hohem Grade. Rienzi, Savanarola und ähnliche Freiheitshelden bewunderte und betrauerte ich und ich hätte mich, wenn ich ein Neapolitaner gewesen wäre, wie Salvator Rosa von Rom nach Neapel geschlichen, um dem Masaniello beizustehen, indem ich, wie er seine Pinsel und Palette, so meine Feder, Dinte und Papier bei Seite geworfen hätte.

Ludwig XIV. war mir unerträglich und ich verwünschte die langsamen Götter der Rache, die immer hundert Meilen hinter dem großen Verbrecher herschleichen, und wenn sie blindlings zuschlagen, dann statt seiner, der ihren Klauen sich längst entzogen hat, einen anderen ganz Unschuldigen treffen. Hundertmal bedauerte ich es, daß die französische Revolution nicht unter Ludwig XIV. zum Ausbruche kam, und statt des armen gutmüthigen Ludwigs XVI. nicht jenen Urheber derselben mitten in seiner Pracht vom Throne stieß: Dieß Schauspiel wäre mir herrlich vorgekommen. Aber die Nemesis ist eine blinde Göttin und sie sticht mit ihrem lahmen Dolche erst in's Bett, wenn der Ehebrecher selbst schon längst daraus dislocirt und irgend ein anderer ganz unschuldiger Miethsmann dort eingezogen ist.

Der preußischen Militärdespoten schämte ich mich als Deutscher und selbst von Friedrich dem Großen konnte ich nur die kleinere Hälfte lieben und ehren. Die ganze Familie der Bourbonen in Frankreich, in Spanien, in Neapel verachtete ich als eine der hochfahrendsten Aristokraten-Fa-

milien in Europa, und ich athmete erst wieder auf, als die nordamerikanischen Freistaaten das Banner republikanischer Freiheit erhoben und bald darauf die Franzosen nachfolgten. Im Grunde genommen war mir seit dem völligen Umsturze der römischen Freiheit die Brust immer beklemmt gewesen. Der amerikanischen Freistaaten konnte ich nie gedenken ohne ein freundliches Lächeln und es war mir immer, als fiele bei ihrem Namen ein Sonnenstrahl in meine Brust.

Bei den ersten Nachrichten von der französischen Revolution war mir zu Muthe, als wären es Klänge aus der Posaune des jüngsten Tages zur Wiederaufweckung der Todten. Obgleich die Polen arge Aristokraten sind, so stand ich doch natürlich — wie unter tausend Deutschen gewiß wenigstens neunhundertneunundneunzig — in ihren Kämpfen gegen die Russen, auf ihrer Seite. Und bei dem Falle Warschau's brach mir das Herz. Ich hatte eine so schmerzliche Empfindung bei diesem Ereignisse, wie bei keinem einzigen aller politischen Ereignisse unserer Zeit.

Napoleon haßte ich in meiner Kindheit als den Unterdrücker der Freiheit und als den Tyrannen von Deutschland und selbst später, als das Geräusch der Bewunderung für Napoleon um mich her so groß wurde, habe ich mich zu einer Sympathie für ihn nicht erwärmen können. Ich stand in meinem Leben mehrere Male Einigen der Personen, welche jetzt von der allgemeinen Stimme der Menschheit als Unterdrücker der Freiheit mit Recht bezeichnet werden, nahe zur

Seite und ich fühlte in mir Alles das erwachen und sich regen, was Brutus empfinden mochte, als er dem Cäsar zur Seite stand. Ich konnte nie einen dieser Despoten nahe in's Gesicht blicken, ohne daß unwillkürlich mir eine Menge antidespotischer Ideen durch den Kopf gingen. Der Freiheitssinn krümmte sich in mir zusammen, als sähe er seinen Erzfeind vor sich und hätte er mit Blicken tödten können, so hätte er getödtet.

Blindlings war ich natürlich für alle repräsentative Verfassungen eingenommen und wer dagegen predigte, fand bei mir taube Ohren, selbst wenn ich auch nicht gleich im Stande war, ihn von meiner Meinung zu überzeugen. Soll ich mein politisches Glaubensbekenntniß geradezu aussprechen, so stand ich zwar nicht in den Reihen der sogenannten Republikaner und Ultraliberalen. Vielmehr glaubte ich zu den gemäßigten Liberalen zu gehören, welche zwar nicht à tout prix conserviren wollen, die aber langsamen und allmäligen Fortschritt wünschen und deßhalb beständig reformiren, aber nicht revolutioniren. Ich hielt mich für einen reformirenden Conservativen. Ich will zwar Dasselbe, was die Ultraliberalen wollen, möglichst allgemeine Freiheit dem Staatsbürger; allein ich glaube, daß man zu diesem Ziele um so sicherer gelangt, wenn man es langsam erstrebt und wenn man die Sache nicht gleich und auf einmal ins Leben zaubern will. Ich bin daher für die repräsentative Monarchie nicht, als für die beste Regierungsform, sondern nur als für eine Uebergangsform zu einer besseren und freieren.

Ueber jeden Fortschritt der constitutionellen Monarchie freute sich meine Seele ungemäßigt und applaudirte unaufgefordert, und alle Tage überzählte ich in Gedanken die Staaten, bei denen sie bisher eingeführt wurde und durchflog das ganze repräsentative Monarchien-Gebiet Europas. Unverwandten Blicks sah ich auf den Staat hin, der mir jetzt zur Annahme einer freien Verfassung zunächst gereift schien, auf Preußen, und horchte mit Begierde nach jedem Lüftchen, was von daher rauschte und was mir als ein Zeichen der Annäherung der preußischen Constitution, die ich für Deutschland wie einen Messias erwartete, auslegen könnte. Ueber jeden Sieg, den ein liberaler Mann in irgend einer Deputirten-Kammer errang, freute ich mich, als brächte es mir tausend Thaler ein, und das Königreich Hannover konnte ich mir auf der Landkarte, die ich von Deutschland in meinem Kopfe trage, nicht anders als mit einem schwarzen Trauerflor überzogen denken.

Wohin ich reiste und wohin ich kam und die Leute über ihre Zustände befragte und mir Klagen über Unterdrückung entgegenschallten, da stellte ich mich sogleich auf die Seite der Unterdrückten. „Ihr habt doch widersprochen? — Leidet es doch nicht! — Opponirt euch“! so rief ich ihnen zu und es ist ein wahres Wunder, daß ich noch nirgends als ein Aufwiegler verhaftet wurde. Nichts lebendiger empfand ich als die Gleichheit der Menschen und in der That, ich weiß, daß ich, obgleich ich von Geburt noch um anderthalb Grad

höher stehe als mancher Andere, doch nie auf diesen anderthalb Grad mir viel zu Gute gethan und Andern gegenüber gepocht habe, ebenso wenig wie ich mich von Haus aus geringer als ein Anderer fühlte, weil er sich in Folge seiner Geburt hundert Grad über mich erhaben dünkte.

Ich habe mich in der Regel gegen Handwerker, Bauern, Bettler und Bediente, die einzigen Leute, die der bürgerlichen Rangstufen-Ordnung nach allenfalls unter mir stehen würden, so benommen, daß sie eher glauben konnten, ich sähe zu ihnen hinauf als hinab.

Ich würde mit mir sehr zufrieden sein, wenn ich einem solchen reinen und entschiedenen Freiheitssinne, wie er aus den angeführten Daten hervorleuchtet, stets und zu allen Zeiten meines Lebens rein und ohne Widerstreben angehangen hätte. Allein ich muß gestehen, daß dem nicht so ist. Ich entdeckte vielmehr bei genauerer Nachforschung in mir neben meiner Liebe zur Freiheit ebenso wohl einen Tropfen Tyrannenbluts als auch einen Tropfen Sklavenbluts, welche beide Tropfen im Grunde genommen Eins und Dasselbe sind und beide auf gleiche Weise mit dem wahren Freiheitsgeiste in Widerspruch stehen. Selbst in meinen Einsiedeleien habe ich mir immer so viel dienstfertige Geister unterthan gemacht, daß ich darüber zuweilen erschrak, wie ein Eremit eine so große Vasallenschaft nöthig haben könnte. „Ich glaube, wenn du dich ganz gehen ließest und wenn du es

haben könntest" — so dachte ich oft bei mir — „so würdest du am liebsten dich wie ein indischer Nabob bedienen lassen und deine eigenen Diener für deine Kasse, deinen eigenen Ofenheizer, deinen Mundschenk, deinen Mundkoch, deinen Badediener, deinen eigenen Lufterfrischer und Alles, was noch sonst dazu gehört, halten".

Aber sie müßten ihre Geschäfte alle von selbst verrichten, oder sogleich auf einen kleinen Wink von mir ausführen. Denn sie zu leiten, ihre Dummheiten zu corrigiren, das verstände ich wieder nicht. In Rußland habe ich gemerkt, daß ich mitunter diese sklavischen Naturen ganz gern habe, welche im Mutterleibe schon dazu geformt sind, Anderen zu folgen, die im Dienen und Gehorchen ihre Freude finden und darin ihren eigentlichen Lebens-Endzweck zu erfüllen meinen, die ihren Herrn schon an den Augen absehen, was sie wünschen und begehren, die dir zur Hand springen, wenn du ein Schnupftuch fallen ließest, die dir unter die Arme greifen, wenn du an eine Pfütze kommst, von denen du dich überall gehoben und getragen fühlst.

Solche aristokratische Diener, wie man sie im westlichen Europa hat, die nicht mehr thun als was ihres Amtes ist, die sich für eine Menge Dinge zu gut halten, schienen mir dann wenig werth und die republikanischen Bedienten von Nord-Amerika waren mir unleidlich. Es war oft mein Wunsch, ein paar Negersklaven um mich zu haben. Wenn sie sich Alles von mir gefallen ließen, würden sie es gut bei

mir haben. Ich würde mir auch wieder Vieles von ihnen gefallen lassen und wären sie nur der That nach meine Sklaven, so würde ich ihnen so viel Freiheit gegen mich gestatten, daß sie es der Form nach gar nicht merken sollten, daß sie es wären. Am liebsten wäre ich wie Prospero von einigen Ariels und Kaliban's bedient.

Diese Neigung zur Sklavenbedienung steht in großem Widerspruche mit meiner Sympathie für Freiheit und Gleichheit, der zufolge ich wünschen müßte, daß alle Sklaverei und Dienerei aufhörte und daß jeder Mensch, wie es sich einem Republikaner geziemt, energisch und thätig für sich selber arbeite und namentlich seine eigenen persönlichen Angelegenheiten selber besorge. Je despotischer die Staatsverfassung ist, desto größer sind die Dienstgefolge der Großen; je republikanischer dagegen, desto geringer. Die Cincinnate bestellten sogar selbst ihren Acker.

Am liebsten wäre ich auch, wie Prospero, der König einer sehr abgelegenen einsamen Insel, auf der ich ganz unumschränkt hätte gebieten können, geworden, oder wie Abraham der Befehlshaber eines Beduinenstammes in der Wüste. Meine Unterthanen hätten es gut bei mir haben sollen, denn ich hätte mich, wenn sie nur treue und gehorsame Unterthanen gewesen wären, im Uebrigen ganz mit ihnen auf gleichen Fuß gestellt und hätte nichts mehr als der primus inter pares sein wollen.

Die Existenz eines Königs in Europa zwischen allen den

übrigen Königen, abhängig von ihrer Politik, wäre nicht nach meinem Geschmack gewesen, zumal wenn ich noch mächtigere und größere Könige hätte über mir dulden sollen. Ich habe mich in einigem Verdachte, daß dieser mein natürlicher Hang, soweit ich blicken konnte, Niemanden über mir zu sehen, nicht wenig dazu beigetragen hat, mir meine Einsamkeiten so lieb zu machen. Ich habe oft in Dörfern gelebt, in denen ich mir ganz gut einbilden konnte, ein König und Herrscher zu sein, weil alle Bewohner mir zu Diensten waren, mich kannten, mich ehrenvoll bei sich aufnahmen und thaten, was ich ihnen vorschlug.

Ich habe von jeher meine Phantasie häufig dabei ertappt, wie sie sich emsig mit der unumschränkten Gewalt der orientalischen Könige beschäftigt und obgleich ich allerdings die Folgen dieser Despotie, die Plackereien der armen Unterthanen, die gegen sie geübten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten auf das Höchste verabscheute, so gefiel mir doch die Idee eines solchen mächtigen Beherrschers aller Gläubigen sehr wohl und ich dachte mich gern an seine Stelle.

Im Grunde genommen, glaube ich, ist es nicht eine Eigenheit von mir, sondern eine Grundeigenheit aller Menschen, daß sie ein wenig die Könige zu spielen lieben.

Es giebt mehr Könige auf Erden als blos die bescepterten, bekrönten und mit dem Titel „Majestät" begabten. Das Besondere bei mir ist nur dieß, daß ich zuweilen so extravagant bin und zu gleicher Zeit mit dieser Extravaganz einen

so weit gehenden Freiheitssinn, welcher eigentlich die Entsagung und Resignation auf alles Königthum in sich schließt, verbinde.

Um die Widersprüche zu mehren, muß ich auch gestehen, daß ich neben aller meiner Lust an Oberherrschaft und neben allem meinen Sinn an republikanischer Freiheit, auch eine gewisse Fähigkeit, Sklave zu sein, in mir nicht verkannt habe. Ich habe, wie alle Menschen, zu Zeiten eine gewisse Liebe für die Ruthe, welche mich züchtigte, empfunden.

Lucian bemerkt einmal, ich glaube in seinem Timon von Athen, sehr richtig, daß der freigelassene Sklave noch immer, selbst wenn er schon ein reicher Herr geworden, beim Knallen der Peitsche zusammenfahre, und daß seine Sklavennatur sich nie verleugne, wenn ihm Jemand gebieterisch gegenüber trete. Wir haben freilich alle nie buchstäblich unter der Peitsche gestanden, allein wir haben im Solde oder unter dem Commando Anderer gestanden, oder haben wenigstens mächtige Gönner und Patrone gehabt, die uns auf irgend eine Weise am Gängelbande leiteten. Hätten wir einen reinen ungemischten Königssinn, so würde uns kein Eindruck von diesem Gängelbande, nachdem wir es abgestreift, bleiben. Aber wir behalten gewöhnlich die Narben davon unser ganzes Leben lang und legen deutlich genug an den Tag, daß neben jenem Königssinn uns ein sklavischer Geist inne wohnt. Könnte ein General-Feldmarschall einmal plötzlich wieder dieselbe Commandostimme jenes Lieutenants vernehmen, der ihn aus-

schalt, als er ein junger Cornet war, ich glaube er würde sichtbar zusammenfahren, als müßte er sich in respectvolle Parade stellen und richten. Ich kannte einen reichen Herren, der seinen noch ältern Jugendmentor als Hausfreund bei sich wohnen hatte. Dieser alte Mentor, obgleich er jetzt nichts mehr als ein Pensionirter seines ehemaligen Schülers war, hatte sich so an das Lenken gewöhnt, daß er oft gänzlich vergaß, daß sein Zögling bereits sechzig Jahr alt und einflußreicher Herr geworden war. Und jener alte Schüler hatte sich so ans Gehorchen gewöhnt, daß er, obgleich er voller Herr im Hause war, seinem Lehrer kaum in irgend einem Stücke zu widersprechen wagte.

Hätten wir bloß Königssinn und nicht auch daneben ein gut Theil Sklavensinn, so wäre es ja gar nicht möglich, daß wir Sklaven irgend einer Person oder Sache werden könnten und doch sind wir es fast alle in irgend einer Beziehung, die eigentlichen Könige selber nicht ausgenommen.

Einen wahrhaften König giebt es kaum, denn ein solcher müßte frei von aller Art von Sklaverei, frei von aller Leidenschaft sein. Er müßte allen Schmerz und alle Krankheit überwinden und bis zu dem Momente seines Todes befehlen und herrschen. Er müßte, wie jener römische Kaiser sagte, stehend sterben und sein letzter Gedanke müßte noch ein königlicher Gedanke und seine letzte Handbewegung ein Herrscheract sein, wie es bei jenem bewundernswerthen Mulley Mollucco, Kaiser von Fez, der Fall war, der, obgleich zum

Tode erkrankt, doch sein Heer noch zur Vertheidigung des Vaterlandes in die Schlacht führte und der sterbend den Finger auf seinen Mund legte, um den Hofleuten seinen Willen anzudeuten, daß sie seinen Tod verschweigen sollten, damit seine Krieger nicht den Muth verlören.

Ich will hier nicht einmal an die königlichen Herren erinnern, welche Diana von Poitiers, Agnes Sorel, Cleopatra, Roxane oder so viele andere gebietende Schönheiten zu ihren Sklaven machten. Sind nicht alle Könige geradezu von Haus aus die größten Sklaven desjenigen Dinges, das ihren größten Stolz ausmacht, ich meine ihrer Krone? Thun sie nicht jeden Schritt mit großer Vorsicht und Furcht, um nur nicht diese köstliche Last und Bürde in Gefahr zu bringen? Wie wenige von ihnen, obgleich sie den Druck dieser Last empfinden wie Atlas den Druck der Weltkugel, haben den Muth, dieser Bürde zu entsagen und sich unabhängig von ihr als freie Menschen hinzustellen. Waren die spanischen Könige nicht die größten Sklaven der Etikette, und bringen nicht noch jezt die Könige dieser strengen Gebieterin der Herrscher ihre Zeit, ihre Schätze, ihre Bequemlichkeit, wenn auch nicht wie zuweilen die spanischen Könige ihr Leben, dienstwillig zum Opfer dar? Sind die Könige nicht wahrhafte Gefangene in ihren eigenen Ländern und Palästen?

Den ungesalbten Königen geht es nicht besser als den gesalbten. Der eine ist der Sklave seiner Gemahlin, der andere der seiner Haushälterin. Dieser gehorcht willig einem

Militärchef, jener läßt sich von einem Civilbeamten oder einem Schiffskapitain oder einem Kaufherrn oder einem Edelmanne als Diener oder als Untergeordneter oder als Matrose oder als Leibeigener chikaniren. Wie Viele sind ihren Patronen Dank schuldig oder ihren Clienten oder ihren Kunden oder ihren Lehrern oder ihren Schülern oder ihren Brodherrn oder ihren Arbeitern und Knechten. Alle diese Arten der Schuld sind eben so viele Arten von Fesseln.

Ja, wollte man erst einmal das Gewebe aller der Verbindlichkeiten untersuchen, in denen ein Mensch, der in der Welt eine Rolle spielt, sich eingesponnen hat, so würde man bald erkennen, daß er eben so mitten in einem dichten Netze von Ketten sitzt, wie ein Seidenwurm in seinem Kokon. Diesem ist man eine Visite schuldig, Jenem eine Einladung zu einem Diner, Jenem eine Einladung zur Soiré, Diesem ein Darlehn, Jenem ein freundliches Wort, Diesem ist man wegen seiner langen dauernden Freundschaft, Jenem wegen seiner Verwandtschaft oder Schwägerschaft, Diesem, weil er uns selber unterrichtete, Jenem, weil er unsere Kinder unterrichtet, verbunden und verpflichtet. An Jenen ist man gefesselt, weil er unserer Oberer ist und viel Gutes für uns thun kann, an Diesen, weil er unser Untergebener ist und viel Schlechtes thun kann, an Jenen, weil er uns seine Geheimnisse vertraulich offenbarte, an Diesen, weil wir umgekehrt unsere Geheimnisse ihm mittheilten. Kurz — es sind dieß Alles eine Menge von Banden, welche den Genuß einer

schönen reinen Freiheit auf das Aeußerste geniren und beschränken.

Werfen wir auch einen Blick auf die Masse von Vorurtheilen, Einbildungen und Gewohnheiten, die wir uns aufgebürdet und zu deren Sklaven wir uns gemacht haben, so ist es wirklich ein Wunder, wie wir in allen diesen Banden noch zurecht kommen. Der Eine bildet sich ein, ein Gentleman könnte blos in England existiren, der Andere, er seinerseits vermöge nur in Paris seines Lebens froh zu werden. Der Eine hat die fixe Idee, daß er nur das Newawasser vertrage, so wie die persischen Könige sich verpflichteten, bloß von dem Choaspeswasser zu trinken, der Andere meint, daß er es ohne Champagner nicht thun könne. Der Eine vermag bloß unter Edelleuten sich glücklich zu fühlen, der Andere behauptet nur unter einfachen Bauersleuten werde ihm wohl.

Der Eine denkt, nur die katholische Religion könne ihn beseligen, der Andere meint, nur als Muhammedaner könne er das ewige Leben erwerben. Kurzum, so machen sie sich Alle zu Sklaven von England oder von Paris, vom Adel oder von den Bauern, von der Newa oder vom Choaspes, vom Champagner oder vom Burgunder und tausend andern Dingen.

Hätten sie Alle den königlichen Muth, den Christus von jenem jungen Manne verlangte, zu dem er sprach: „Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, schenke es den Armen und folge mir nach“, so könnten sie sich Alle frei machen. Ihre

Ketten würden wie Spreu von ihnen abfallen, denn diese Ketten erlangen nur ihre Kraft, ja, sie existiren überhaupt nur in Folge der sklavischen Energielosigkeit Derer, die sie tragen.

Hätten wir Menschen nicht neben dem Königshorn, das immer so stolz und prachtvoll zum Himmel aufstrebt, auf der andern Seite auch jenes krumme Sklavenhorn, an welchem uns unsere Gebieter packen und anbinden, wie wäre es dann den Gewaltigen dieser Erde möglich, so viele Menschen als ihre unbedingten Sklaven an eine und dieselbe Kette zu fesseln?

Was mich betrifft, so habe ich mehr als einmal in meinem Leben Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß ich dieses Sklavenhorn besitze und daß mich Dieser oder Jener daran packte, um mich in seinen Stall zu führen. Ich habe aber in keinem Dinge und so auch in der Sklaverei nicht Ausdauer genug gehabt, um lange in einem Gefängnisse zu bleiben. Ich habe bald die Bande zerrissen, bin aber doch gewöhnlich nur aus einer Schlinge in die andere gefallen, denn es ist des Menschen, wie des sicilianischen Schiffers Loos, aus der Charybdis stracks in die Scylla zu segeln um eine Sklavenkette mit der andern zu vertauschen. Auch jetzt in meiner independenten Einsamkeit wüßte ich noch genug Arten der Sklaverei anzuführen, denen ich ergeben bin und eine der hauptsächlichsten ist die, daß ich der Welt noch keineswegs völlig entsagt habe, und daß ich trotz meiner Isolirung mich noch mit hundert Banden an sie gefesselt fühle.

Man sieht an den englischen politischen Zuständen, wie es möglich ist, daß demokratische Tendenzen und die ihnen schnurstracks widerstrebenden aristokratischen Tendenzen zu gleicher Zeit in einem politischen Körper sich wirksam zeigen können. In England ist Jedermann, sind selbst die Könige und ihre Minister und die Pairs des Reichs für die Freiheit und für die freien Institutionen eingenommen und zu gleicher Zeit ist doch Jedermann, selbst die Armen und die Bettler und sogar die Ultraliberalen für die „due deference", für Geburts- und Standesvorzüge sehr empfänglich. Was in England bei einem ganzen politischen Körper geschieht, kann auch bei einem einzelnen Individuum geschehen und geschieht auch bei jedem Individuum mehr oder weniger.

Demokratische Tendenzen stecken dem Menschen eben so tief in der Brust, wie aristokratische Gefühle. Keiner kann weder die einen noch die andern ganz verleugnen. Nur pflegen in den meisten Menschen die einen über die andern die Oberhand zu haben und bei mir ist nur das Besondere, daß beide sich in mir das Gleichgewicht halten.

Ich habe schon deßwegen, weil ich ein Deutscher bin, meine demokratischen Tendenzen etwas in Verdacht. Von Jugend auf wird uns Deutschen, selbst wenn wir in Republiken geboren sind und da vielleicht noch mehr als anderswo von Königen, von Prinzen, Prinzessinnen, Fürsten, Grafen und Gräfinnen, als von den herrlichsten und schönsten

Wesen von de– Welt, mit einer Ehrerbietung gesprochen, daß, wenn uns einmal ein solches Wesen begegnet, sich unsere Augenpupille fast ganz von selbst erweitert. Wer vermag es, sich von solchen, mit den Kindesbeinen eingesogenen aristokratischen Vorurtheilen frei zu machen und verschlänge er auch täglich einen ganzen Becher voll La Martinescher, Odilon-Barrot'scher oder Proudhon'scher Phrasen als Gegengift dagegen.

Außerdem aber habe ich von Natur, auch ganz ohne Zuthun meiner Erziehung, viel Achtung vor denjenigen Menschen, die sich einer Reihe erlauchter Ahnen rühmen und vor denjenigen Familien, in denen Wohlhabenheit, Bildung, Tugend, Macht und Ehre seit Alters her auf der soliden Basis der Vererbung begründet war und mit deren Namen und Blut sich diese und andere herrliche Dinge so innig verschwistert haben, daß es beinahe eine physische Unmöglichkeit geworden ist, sie davon zu trennen und ich begreife so gut den Stolz, den diese Geschlechter den wie Seifenblasen auftauchenden Plebejern gegenüber haben, daß ich dabei mit meinen demokratischen Principien nicht wenig ins Gedränge komme.

Ich bin daher auch milder in meinem Urtheil über die Aristokraten und bin geneigt, den größten Theil ihrer Thorheiten zu übersehen, weil ich gefunden habe, daß ich selbst, trotz meiner demokratischen Principien und trotz meiner bescheidenen Herkunft nicht von diesen Thorheiten frei

bin, die bei mir nun geradezu unsinnige Narrheiten sind. Ich muß von diesem Widerspruche in mir einige Proben geben.

Obgleich ich, wie gesagt, mit der Republik Florenz Partei machte, so war mir doch die Geschichte des hocharistokratischen Venedigs immer viel interessanter. Ich haßte die Tyrannei seines Senats, aber ich liebte den Glanz seiner uralten Geschlechter und dachte mir bei einem venetianischen Nobile immer etwas so Feines, wie etwa bei dem reinsten Dukatengolde. Hörte ich von dem alten römischen Geschlechter der Colonnas, der Aldobrandinis und von den noch älteren der Julier und der Fabier, so erfüllte sich mein ganzes Innere mit Respect und ich wiederholte solche Namen, wie die der sieben ältesten und ersten Familien Frankreichs gern. Wäre ich ein ächter Demokrat gewesen, so hätten diese Namen mir in demselben Maaße lächerlicher und der Beachtung unwerther erscheinen müssen, in welchem sie älter waren.

Mit einer gewissen Ehrerbietung gedachte ich der uralten normanischen Geschlechter in England, der Bretonischen in Frankreich, der Castilianischen in Spanien. Und es war mir angenehmer mit einem Edelmanne von unvordenklichem Adel in Berührung zu kommen, als mit einem, der etwa nur seit hundert Jahren seinen Adel datirte. Eine Art von Mitleiden, ja eine gewisse Verachtung empfand ich gegen die neugebackenen Edelleute und ich gestehe, Cicero verlor etwas in meinen Augen, als ich hörte, daß er bloß ein „novus homo“ sei.

Ich war immer darauf erpicht, das wahre Alter und die Aechtheit des Adels eines Menschen, den ich kennen lernte auszukundschaften und das Thermometer meiner Hochachtung gegen ihn stieg oder fiel um ein Bedeutendes, je nachdem das Resultat dieser Auskundschaftung ausfiel. Ich rühmte mich gern, wenn auch nur auf eine versteckte Weise, vornehmer Bekanntschaften und begegnete ich in vornehmer Gesellschaft einem Plebejer, wie ich selber einer war, so dachte ich: „Du guter Mensch, stehst tief unter diesen Erlauchten", und vergaß es dabei leicht und gern, daß ich mit ihm mich selber herabwürdigte.

Ist dieß Alles nicht baarer Wahnsinn bei einem Menschen, der nichts mit der Aristokratie zu schaffen hat und heißt das nicht der Sonne huldigen, wenn man wie ein erdiger Trabant um sie herumschwirrt und dann in die Welt dahin geht, um sich mit erborgtem Lichte breit zu machen?

Sollten wir Plebejer nicht lieber thun, als wenn wir diese Dinge gar nicht verständen, als wenn wir gar nicht begreifen könnten, was das für ein Ding wäre — ein Edelmann, und als wenn wir den Unterschied zwischen Adel und Nichtadel durchaus nicht zu fassen vermöchten? Das Unglück für uns ist, daß der Adel einstweilen noch im Besitz so vieler Anmuth der Sitten ist, die den Umgang mit ihm so angenehm und so leicht machen. Ich bin bisher dem plebejischen und liberalen Demokraten, der ein Muster von Plebjer gewesen wäre, der keinen Anflug von Aristokratie an sich ge-

habt hätte, nur selten begegnet. Fast alle haben wir das Angesicht nach allen Denen gekehrt, die über ihnen sind und zwar ein Angesicht voll Bewunderung und zugleich voll Neid und Eifersucht, während wir den Rücken Denen zuwenden, die unter uns stehen.

In wahre Verlegenheit gerathe ich nun, wenn ich die Vereinigung aller dieser widerstreitenden Tendenzen und Gefühle in mir, in einem und demselben Herzen erklären soll. Leicht wäre es, wenn ich mir meine aristokratischen Sympathien und meine demokratischen Tendenzen, meinen Sklavensinn und meine Herrscherlust, jeden als besondere Geister vorstellen könnte, die mich abwechselnd beherrschten und dominirten, so daß ich z. B. dann und wann mehr demokratisch, und dann und wann mehr aristokratisch gesinnt wäre, je nachdem die Laune mich antriebe, oder mein Nutzen es mit sich brächte, und daß ich zu Zeiten in Sklaverei anderer Personen verfiele und zu Zeiten mich meiner Independenz bewußt würde und meine Unabhängigkeit herstellte, indem ich mich der Knechtschaft für eine Zeit lang entzöge. Ich könnte dann sagen, daß ich bloß ein schwankender Charakter wäre, der bald diese, bald jene Farbe zeige.

Eben so leicht zu erklären wäre es, wenn ich sagen könnte, daß ich nur in Bezug auf meinen eigenen Vortheil ein Liberaler oder Antiliberaler wäre, daß ich allen unter mir Stehenden aristokratischer Zähne wiese, gegen alle über mir aber die größte Liberalität in Anspruch nähme; oder daß ich gegen

alle Obere gern den gehorsamen Diener, gegen alle Unteren gern den Gebieter spielte. Ich könnte dann sagen, daß sich beide Tendenzen sehr gut in mir vereinigten, da ich sie nach verschiedenen Richtungen hin ausstrahlte. Eben so leicht wäre die Sache, wenn ich nachweisen könnte, daß mir die Demokratie von Haus aus im Blute säße, und daß der aristokratische Respect mir nur anerzogen wäre. Ich könnte dann sagen, daß ich als Mensch oder als reines Vernunftwesen ein Demokrat, als Deutscher oder als Europäer oder als Kind dieser Zeit aber ein Aristokrat wäre. Oder wenn ich zeigen könnte, daß mein gutes Herz und meine Vernunft mich wünschen ließen, daß alle Menschen freie und auf vollkommen gleichen Fuß gestellte Bürger würden, daß aber meine extravagante Phantasie mir manchmal, wie es in dem alten deutschen Liede: „Ich möchte wohl der Kaiser sein"! geschehen ist, das Bild eines hochmächtigen, von andern Königen bedienten orientalischen Despoten ausmalte, mir sein Glück für mich beneidenswerth erscheinen ließe und mich gewissermaßen mitten in meiner Demokratie mit diesem Bilde neckte. Ich könnte dann sagen, daß ich in der Wirklichkeit ein guter ehrlicher Bürger und in der Phantasie zuweilen ein König wäre. Alle Widersprüche wären dann in der schönsten Ordnung und lebten in mir in gutem Frieden. Und in der That, ich will zugeben, daß etwas dieser Art in mir zuweilen Statt findet und daß ein Theil des Räthsels sich auf diese Weise löst.

Allein nur ein Theil. Denn meine Stellung in der Welt ist so nichtssagend und das Interesse, durch welches ich bei ihren Angelegenheiten betheiligt bin, ist so gering, daß sie nur einen sehr schwachen Einfluß auf die Bildung oder Veränderung meiner Meinung ausüben kann. Meine Erziehung, die mir Andere, meine Zeit und ich mir selber bisher gegeben haben, war der Art, daß ich durch sie der Demokratie eben so geneigt werden konnte als der Aristokratie. Meine Phantasie ist zwar immer in mir rege, allein eben so rege fühle ich stets und zu gleicher Zeit meinen Verstand. Ich wechsele zwar, wie jeder Mensch, zu Zeiten die Farbe, allein ich bin mir doch bewußt, daß ich im Ganzen genommen, beständig Derselbe bin. Es bleibt daher immer noch ein großer Theil des Räthsels ungelöst, da mich in der Regel alle jene widersprechenden Tendenzen zu gleicher Zeit beherrschen, und ich muß mithin glauben, daß es dem menschlichen Herzen, und namentlich dem meinigen möglich ist, ungeheure Widersprüche in sich zu verkuppeln.

Unsere Seele ist aus den verschiedenartigsten Ingredienzen zusammengesetzt; sie ist wie eine Büchse gefüllt mit Sämereien zu den mannichfaltigsten Gewächsen. Bei einigen Menschen sind jene Ingredienzen mehr in gleichen Theilen gemischt wie bei mir, bei anderen in sehr ungleichen Theilen. Bei einigen sind jene Sämereien ziemlich unentwickelt neben einander liegen geblieben, bei anderen haben das Leben und die Umstände dem einen Gesäme die Oberhand über das

andere gegeben, das nur noch wie ein Feuer unter der Asche glimmt. Bei mir stehen alle Tendenzen, selbst die contrastirendsten in voller Blüthe, und alle Triebe, die bösen wie die guten, in hellen Flammen.

Ich zeige nicht, wie ein Chamäleon, bald diese bald jene Farbe, sondern ich zeige alle Farben zugleich. In meinem Noahkasten, der voll von Neigungen aller Art ist, habe ich alle Wesen auf gleiche Weise genährt und geschützt, und der Tiger hat daher bei mir nicht den Ochsen, der Wolf nicht das Lamm, der Fuchs nicht die Gans, der Adler nicht das Huhn gefressen. Vielmehr leben und bewegen sie sich noch alle so darin, wie die Natur sie gab. Dieß ist ein merkwürdiger Zustand, in welchem ich stets eben so viel Anlage zu einem Erzaristokraten, als zu einem Plebejer, eben so viel Neigung zu einem Sklaven als zu einem Könige, eben so viel Sympathie für einen Despoten als für einen „Citoyen" finde.

Ich möchte sagen, ich trüge eine ganze Staatsverfassung in meiner Brust, einen König mit Krone und Scepter, der darin schaltet und waltet, die Magnaten des Reichs die darin prunken und großthun, die Masse der Bürger, die ihre Rechte vertheidigen und Opposition machen, und die noch größere Masse der Sklaven, die sich beugen und demüthigen. Und dieser meiner Staatsverfassung geht es wie derjenigen, von welcher Plato sagt, daß sie stark sei und sich schwer auflösen lasse, daß sie fortdauere, trotz dem Unheil, das ungerechte Gesetze zuweilen anstiften, trotz der Despotie, und trotz

den Empörungen des Volks. Ich mag noch so laut auf Freiheit und Gleichheit pochen, der Aristokrat kommt doch in mir wieder zum Vorschein. Ich mag noch so sehr der Sklaverei mich hingeben, der unabhängige freie Wille rettet mich doch wieder aus dem Sumpfe, ich mag der Despotie noch so sehr huldigen, der Bürgersinn reclamirt doch wieder seine Rechte.

Es ist kein Ding, kein Mensch, keine Frage in der Welt, die nicht von sehr verschiedenen Seiten aufgefaßt werden könnte. Und so viele verschiedene Seiten die Dinge haben, so viele verschiedene Fähigkeiten hat meine Seele, diese Seiten aufzufassen und lieb zu gewinnen, und es ist mir daher ein Wunder, daß ich nicht immer mitten zwischen Himmel und Erde schweben bleibe.

„Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein", sagt die Bibel. Keine Lehre der heiligen Schrift befolge ich weniger, denn nichts wird mir schwerer, als ein reines „Ja" oder ein unbedingtes „Nein" auszusprechen. Ich möchte auf alle Fragen ja und nein zu gleicher Zeit antworten. In der That habe ich mir es auch, wie viele Menschen, angewöhnt, auf manche Fragen immer „Ja! Nein"! zu antworten. Es mag daher meinen Freunden manchmal schwer werden, aus meinen Antworten klug zu werden.

Das Licht der Sonne fällt den meisten Menschen in einem einfachen weißen Lichtstrahle in die Augen, in welchem die

verschiedenen Grundfarben, aus denen es besteht, zu einer einzigen neutralen Farbe verschmolzen sind. Mir, möchte ich sagen, kommt es vor, als hätte ich ein Prisma im Kopfe, und als fiele das Sonnenlicht gleich in seine sieben Farben zerlegt in mich hinein. Der Geist, der in uns thront, sendet auch selbst Licht aus wie die Sonne, das ebenfalls die Eigenschaft hat in mehre Farben zu zergehen Bei vielen Geistern nun strahlt es in einem einfachen Lichte, bei meinem dagegen bricht es in allen Strahlen zugleich hervor. Und dieser Umstand ist es eben, der mich in so viele Widersprüche verwickelt.

Einer der Widersprüche, die mir im Leben am meisten zu schaffen gemacht haben, ist auch der, daß ich einen eben so starken Trieb zum Reisen und Umherschweifen als zum Bleiben und Verweilen empfunden habe. Ich habe zwar gewöhnlich geschweift und mit Behagen geschweift und habe stets, wenn ich still saß, eine Sehnsucht in die Ferne empfunden, ich habe aber auch stets dieselbe Sehnsucht nach einem ruhigen stillen Plätzchen, nach einem Orte, wo ich Wurzel schlagen, Blüthe und Frucht bringen könnte, in mir verspürt.

Ich sehe vollkommen klar die großen Vortheile des Bleibens ein, die alle Welt anpreist, wenn sie sprüchwörtlich sagt: „Kein rollender Stein setzt Gras an", oder: „Bleibe zu Hause und nähre dich redlich", oder, wenn sie, wie der Engländer spricht: „Kein Geld ist besser verwendet als das, welches man in der Ausschmückung seines Hauses ausgab".

Ja, und ich liebte von meiner Jugend auf die Häuslichkeit. Ich schätzte alle häuslichen Menschen hoch, verachtete die Pflastertreter und Landstreicher und wußte keine Eigenschaft an den germanischen Völkern höher zu preisen als ihren häuslichen Sinn und ihr inniges stilles Familienleben.

Eine entschiedene Vorliebe hatte ich für alle Gemälde, welche häusliche Scenen darstellten und die holländische Schule entzückte mich mit manchem reizenden Haus-Innern Ehe ich noch recht wußte, was „Stillleben" für Gemälde waren, hatte ich schon des Namens wegen die größeste Hochachtung für diese Bildergattung. Und Gedichte, welche eine Hütte besangen und ihr trautes Dach und die Linde, die sie überschattete und den Hollunder ihr zu Seiten und die Schäfchen daneben auf der Wiese und die spinnende Hausfrau mit ihren Kindern vor der Thüre, konnten kaum so schlecht sein, daß sie mich nicht bezauberten.

In der That, ich habe es immer wie eine Wunde an meinem Herzen gespürt, daß ich nie zu dem Besitze einer trauten Häuslichkeit gelangen konnte und ich habe in keinem Momente meines Lebens aufgehört, aus dieser Wunde reichlich zu bluten. Auch habe ich nie mit den Versuchen aufgehört, mir einen festen Sitz zu schaffen, obgleich dieß immer nur Versuche geblieben sind.

Ich bin so sehr für die nützlichen Hausthiere eingenommen, daß ich einen großen Theil meines Lebens mit ihrer Beobachtung hingebracht habe. Schon der Anblick einer

Kuh machte mich glückselig und ich gehe nicht in die Viehställe, um wie ein Pächter die Thiere hinten am Kreuze zu betasten und zu besehen, ob sie schön fett sind, sondern ich besuche sie ästhetischer Genüsse halber und um mich in die schönen Träume von Häuslichkeit und Hausfreuden einzuwiegen. Das Gekräh eines Haushahns ist für mich eine Musik, die mich — zwar auf andere Art — aber nicht in geringerem Grade entzückt als eine Mozart'sche Symphonie. In der That, ich erinnere mich hie und da in einem wohnlichen Hause früh Morgens von einem Hahnenrufe überrascht zu sein, der mir geradezu durchs Herz krähte, besonders wenn ich lange keinen gehört hatte.

Die Penaten waren Götter, denen ich tausend Opfer hätte bringen mögen, obgleich sie mir ewig den Rücken kehrten und Alles, was die Griechen, was Homer von der Heiligkeit des Hausaltars singen, ist mir tief zu Herzen gegangen, so wie ich auch seit meinen juristischen Studien nie wieder vergaß, was die römischen Gesetze über die Gränzen der Aecker und Gärten, der Mauern, Zäune, Einfriedigungen und Thürschwellen bestimmen. In Schillers Lied von der Glocke, in seinem Spaziergange, in Gray's Ode auf den Kirchhof, in Matthisons Abendliede, in Vossens Gedichten traf nichts auf einem fruchtbareren Boden in mir als die darin enthaltenen Schilderungen glückseligen Hausfriedens.

Man wird sagen, daß alle diese große Sentimentalität für die Bestandtheile eines Hauses nur eben eine Folge

davon sei, daß ich keinen eignen Wohnsitz hatte, daß sie mir nur so lange eigen sei als ich darum freite und daß solche kränkliche Begierden bald aufgehört haben würden, so bald ich die Lasten einer Häuslichkeit kennen gelernt hätte.

Ich will dieß zum Theil zugeben. Wirklich mag ich alle Heerde und alle Familienkreise, welche ich in der Welt zu sehen bekam, deßwegen mit einer besonderen Sehnsüchtelei angeblickt haben, weil ich mich davon ausgeschlossen fühlte. Es mag meine natürliche Vorliebe für Häuslichkeit dadurch noch erhöht sein. Allein, daß ich auch von Haus aus einen großen, innigen und unüberwindlichen Hang für Hausfrieden, Hausgenossen, Hausfrauen, Hausgeräthe, Haushalterei, Hauswirthschaft und alle möglichen Hausfreuden besaß, schließe ich erstlich daraus, daß dieser Hang sich nicht etwa erst später in mir entwickelt hat, sondern mir schon von Kindesbeinen an eigen gewesen ist und daß er mich noch jetzt selbst im höchsten Grade beseelt, obgleich ich nun schon beinahe zwanzig Jahr ein wanderndes Leben führe. Die Sehnsucht nach dem Hause ist mir so tief eingewurzelt wie den Zigeunern die Sehnsucht nach den nomadischen Zelten. Und sollte ich auch noch zweimal die Welt umreisen, ich werde doch mir nichts sehnlicher — obwohl vielleicht stets vergebens — wünschen als über meinem Haupte ein schützendes Dach, auf dem meine eigenen Tauben sich sonnen und an denen die Schwalben und die Störche, welche meinem Schutze sich vertrauten, ihre Nester bauen, und ein eigenes Stück Boden

unter meinen Füßen, auf dem ich Blumen erblühen lasse für die Haus- und Gastfreunde meiner Wahl und auf dem meine Gänse, meine Enten und meine Hühner sich ihres Lebens freuen.

Ich sage wahrlich nicht zu viel, nein, in der That viel zu wenig. Denn ich verschweige ganz, wie oft ich durch fremde Städte wanderte und durch die Thüre blickte, ob ich nicht irgendwo eine Heerdesflamme erspähen könnte, um an ihr mein Herz zu erwärmen, ich verschweige ganz, wie alle die Tausende und Tausende von Häusern, die ich in meinem Leben zu sehen bekam, wie so viele Vorwürfe für mich dazustehen schienen, die mir die Klage aus der Brust preßten, daß Gott so Vielen ihr Nest bereitete und nur Einzelne so unstät in der Welt herumtrieb, oder wie unendlich wohl und wehe mir zu Muthe ward, wenn ich ein kleines Vögelchen in sein Nest schlüpfen und sein Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen ganz in dem trauten Nestchen verschwinden sah. Ein Vogelnest ist ein Gegenstand meiner innigsten Liebe und ich beneide die Schwalben, um die Leichtigkeit, mit der sie sich ihre „domestic comforts" verschaffen.

Ich verschweige ganz, wie die erste Häuslichkeit, die ich hier auf Erden kennen lernte, mir noch immer als ein Muster von Häuslichkeit vorschwebt, und wie ich mir fast kein rechtes häusliches Glück denken kann, es sei denn in solchen Mauern, in so eingerichteten Zimmern, bei solcher Ordnung der Viehställe, bei solcher Stellung des Heerdes, bei solcher

Gestaltung der Milchkannen, bei solcher Anlage des Gartens, bei solcher Vertheilung der Bäume, wie ich dieß Alles in dem Landhause in der Nähe meiner Vaterstadt sah und lieben lernte, in welcher ich meine ersten Lebenssommer verbrachte. Recht häuslich gesinnte Menschen tragen wie die Schnecken das erste Haus, in dem sie geboren und erzogen wurden, oder wenigstens ein Bild davon in Gedanken mit sich herum und finden sich dann hinterher schwer in eine andere Häuslichkeit hinein. So ging es mir.

Sollte man nicht denken, daß Jemand, dessen Sinn auf solche Dinge gestellt war, lieber unter den ersten besten Schuppen untergekrochen wäre und sich da eine Häuslichkeit zurecht gezimmert hätte, und ist es nicht wunderbar, daß Jemand, auf den der Grund und Boden eine solche magnetische Anziehungskraft ausübte, mit diesem Bleigewichte von Häuslichkeitssehnsucht in der Brust zugleich der entgegengesetzten Leidenschaft der Locomotion in so hohem Grade ergeben sein konnte wie ich es war?

Was konnte die Ferne noch für einen Reiz auf mich üben, da ich die Nähe so innig liebte? Was konnte mir an der Fremde gefallen, da die „Heimath" mich so freundlich anlächelte? Wie kam es, daß mir nicht alle Ortsveränderung in den Tod zuwider war, daß ich nicht an irgend ein Plätzchen mich anhing und klebte und daselbst wie eine Auster bis zu meinem sanft seligem Verscheiden mein Leben fristete? Ich habe einen Menschen gekannt, der kaum sein Haus ver-

lassen mochte, weil ihm nur, so weit sein eigenes Gebiet ging, wohl war. Viele giebt es, die nie ihre Geburtsstadt verlassen, weil ihnen draußen ein unheimlicher Wind weht, weil sie in der Fremde sich nach der altdeutschen Ansicht „im Elende" denken. Manche bewegen sich nur innerhalb ihres kleinen Vaterlandes, weil ihnen nur da die Menschen und die Natur eine verständliche Sprache zu reden scheinen. Wie kommt es, daß ich mit meiner Passion für Häuslichkeit nicht diesen Menschen gleich wurde?

In der That, meine Seele ist wie der Magnet von zwei entgegengesetzten Kräften durchwebt, von einer anziehenden und einer zurückstoßenden Kraft. Ich fühle eine Expansion nach Außen, die unwiderstehlich ist, und eine Concentration nach Innen, die mich eben so ganz zu beherrschen scheint. Das wilde Schweifen auf Feld und Flur gefiel mir aber so sehr, wie das Sitzen am heimlichen Heerde, und ich fand nicht bloß Lust am Reisen um des Lernens und der Bildung als um des Reisens selber willen. Das bloße Gehen oder Reiten oder Schiffen oder Fahren in's Weite hinein war mir stets ein wahrer Genuß. Und es zuckte mir in den Gliedern wie den Zugvögeln, die von einem unwiderstehlichen Naturtriebe unruhig bewegt werden.

Wie ist nun in einem und demselben Menschen der herzinnigliche Wunsch, sich wie ein Baum mit hundert Wurzeln an den Boden anklammern zu können, mit dem herzinniglichen Wunsche, wie eine freie und völlig gelöste

Wolke stets in Lüften schweben zu dürfen in Harmonie zu bringen? Man wird sagen: „So! — daß dieser Mensch die sechs Wintermonate des Jahres still sitze und die sechs Sommermonate schweife, daß er jene sechs Monate ganz dem Weilen widme, bis er sich müde und satt daran genossen und genug Lust und Muth wieder zum Schweifen gesammelt und daß er diese sechs Monate sich austummele, bis er es satt bekomme und wieder Müdigkeit genug zum Ausruhen in sich verspüre".

Wäre es so bei mir gewesen, so wäre der Widerspruch gehoben und Alles in Ordnung. Allein so war es nicht. Vielmehr bestand, wenn ich reiste, meine Sehnsucht nach der Häuslichkeit, ganz unbeschadet meiner Freude am Reisen. Ich hätte ewig reisen können. Und eben so bestand, wenn ich stille saß, meine Sehnsucht nach der Ferne, ganz unbeschadet meiner innigen Freude an der Häuslichkeit, ich hätte ewig zu Hause bleiben mögen. Wie gesagt, keine Leidenschaft kämpfte bei mir die andere nieder. Ich glaube, daß meine Phantasie der eigentliche Schlüssel zu diesem Phänomen ist. Sie baute mir Hütten und Häuser und Schlösser und spiegelte mir süße Erinnerungen vor und sättigte damit während des Schweifens meinen Heißhunger nach dem stillen Umfang fester und friedlicher Mauern, so daß er mich nicht daran hinderte, zu genießen, was der Augenblick mir bot. Und umgekehrt — saß ich zu Hause, so führte meine Phantasie mich in entlegene Länder und sättigte so meinen Heißhunger nach der Reise.

Ich verstehe es ganz, was Horaz sagen will, wenn er spricht:

Tuta et parvula laudo.

und es ging mir immer tief zu Herzen, was er von jenem „Winkel der Erde“ sagte, der ihn gar so „freundlich anlächelte“, denn ich fühlte von jeher eine gewisse Neigung in mir für das Kleine, Stille und Bescheidene. Ja, ich begreife sogar sehr gut die poëtische Seite, welche manche, namentlich deutsche Schriftsteller der Armuth abgewonnen haben. Kleine Häuschen, kleine Behelfe haben für mich etwas ungemein Anziehendes.

Wer arm ist, der kommt nicht wie der Reiche in die Verlegenheit, daß er nicht mehr weiß, was er zuerst genießen soll. Da er keine große Wahl hat, so hat er auch wenig Qual. Er verfällt auch nie, wie der Reiche, in die Untugend, Gottes Gaben zu verachten. Jedes Stückchen Brod bricht er mit einem gewissen Gefühle von Dankbarkeit gegen Den, der die Raben nährt, während dem Reichen die Gefühle dankbarer Gesinnung selbst dann fern sind, wenn seine Tafel sich unter der Last der Gerichte biegt. Holt der Arme sein lange gesparten Delicatessen hervor, um seinen werthen Gast zu tractiren, so strahlt sein Auge vor Freude und er spricht: „Sei herzlich dazu willkommen“!

Der Reiche, der sich um das Gelage, das er seinen Gästen giebt, nichts am Munde absparte, der nichts dazu mit Liebe hegte und aufbewahrte, genügt mehr seinem Stolze, als seinem Herzen, wenn er seinem Koch befiehlt, heute das

Köstlichste zu serviren, was die Küche vermag. Fülle und Ueberfluß verbannen die Herzlichkeit, und es wird dabei schwer, Das auszuführen, was Atticus von einer bescheidenen und angenehmen Mittagsmahlzeit verlangt: „Non ampliter, sed munditer; plus salis, quam sumptus“.

Was weiß der Reiche von der zärtlichen Zuneigung, die der Arme seinen Hausthieren, seinen Möbeln, seinen Kleidern widmet? Das Zicklein, das dem Armen das Futter aus der Hand frißt, das Schaaf, das er fett machte, indem er sich selber einige Bissen am Munde abwarte, mit wie ganz anderen Augen betrachtet er es, als der Reiche die Reihe von Mastochsen, die seine Verwalter im Stalle füttern. Welche Freude im Hause des Armen, wenn im Stall ein Kalb zur Welt kam! Wie laufen der Hausvater und die Hausmutter und hernach die Haustöchter hinzu und heißen den lieben Ankömmling, den neuen Hausgenossen, der eine Art von Familienmitglied werden und die Leiden des Hauses tragen helfen wird, willkommen, indem sie ihrem Tischgebete noch einen Seufzer des Dankes hinzufügen. Wo hätte ein Reicher, dem tausend Schaafe, Pferde und Kühe sich mehren, zu allen solchen Bewillkommnungen und Dankesseufzern Zeit!

Wie lieb sind mir die wenigen Möbeln, der alterthümliche Schrank, den ich von meinem Großvater ererbte, der Großvaterstuhl, in dem meine Ahnen saßen, die einzige alte Wanduhr, die meine Aeltern besaßen und deren Tick Tack mir schon von Jugend auf vertraut geworden. Wie lieb ist mir

mein alter Hausrock, der eine Reihe von Jahren meine Glieder deckte und ein alter Veteran in meinem Dienste wurde! Welche Zuneigung empfinde ich zu meinem treuen Wanderstabe, der mir ein Stab und Stecken auf so vielen Reisen war! So kann der Reiche unmöglich alle die Kleider lieben, die er besitzt und die er mit jeder Mode des Jahres wechselt.

Welche Vorliebe kann er für seine Wanderstäbe besitzen, da er bei jeder Wanderung zu einem neuen greift und da seine Mittel ihm erlauben, aller alten Besitzthümer überdrüßig zu werden und stets neue Begierden zu erzeugen? Kleine, sichere und knappbeschränkte Renten sind die Erzeuger von Zufriedenheit, Reichthum der Erzeuger stets neuer Gelüste. Daher haben auch die Reichen sogar eine gewisse Sehnsucht nach der Armuth und sie suchen sich die Freuden derselben auf künstliche Weise zu verschaffen.

Wie gern entschlagen sie sich einmal aller Sorgen und Lasten des Reichthums und ziehen omnia sua secum portantes in die freie Welt hinaus! Wie froh dünken sie sich, gleich Königen, wenn es ihnen einmal verstattet ist, die Landleute nachzuahmen und bei einer Ausfahrt in die schöne Natur das ländlich einfache Mahl auf der Wiese, unter einem Baume liegend, einzunehmen! Welches Vergnügen bereiten ihnen dann hundert kleine Behelfe, zu denen sie die Umstände zuweilen zwingen! Den Nothbehelfen, den Entbehrungen, die ihm oft wider seinen Willen aufgelegt werden, verdankt der

Reiche mehr Genüsse, als seinem Ueberflusse und seinen großen Mitteln.

Armuth und Entbehrung ist die wahre Würze des Lebens, so wie Hunger die Würze der Mahlzeit und derjenige Reiche, der mitten in seinem Reichthum nur an wenige Dinge seinen Geist heftet und den Armen in vielen Puncten nachahmt, handelt am klügsten.

Ich sage, ich habe diese poëtische Seite der Armuth immer zu schätzen gewußt und ich habe mich oft höchst glücklich gefühlt, daß ich all das Meinige in einen Bündel zusammenschnüren konnte. Ja, ich habe es verstanden, stets wieder Alles, was sich von überflüßigem Besitzthum von Außen an mich hängte, los zu werden und meinen Reisekoffer immer so leicht als möglich zu machen.

Manche Menschen haben eine gewisse Sorgfalt und Aufmerksamkeit für Alles, was in ihren Besitz geräth. Sie halten fest, was einmal in ihre Hände fiel und unmerklich mehrt sich ihr Gewinn, so daß sie selbst aus dem Stande der Armuth zu einer hohen Stufe sich erheben, man weiß selber nicht oft recht, wie. Es kommt mir vor, als gäbe es Menschen, die eine gewisse, oft eben so unerklärliche Abstoßungskraft gegen die Dinge üben, die sich ihnen aufdringen und anhängen wollen und als gehörte ich zu diesen Menschen. Bei mir hat sich nicht einmal eine Bibliothek ansammeln wollen, die doch einem Einsiedler ein so unendlicher Schatz ist.

Nichtsdestoweniger aber kann ich nicht Das von mir behaupten, was Montaigne von sich aus sagt, wenn er spricht: Il est vray, que je trouve la superfluité tous jours superflue et remarque de l'empechement en la delicatesse mesme et en l'abondance.

Im Gegentheil ich begriff vollkommen den Reiz, welchen Ueberfluß und Fülle auf den Menschen zu üben im Stande sind, und ich kann nicht von mir sagen, wie es Montaigne zu verschiedenen Malen thut, daß ich von Natur Pracht und Ueppigkeit hasse. Mein Geschmack ist von Haus aus nicht so einseitig und ich verstehe vollkommen, daß die Armuth allerdings auch ihre Schattenseite hat, so wie der Reichthum seine Lichtseite.

Es giebt viele Leute, die nicht sentimental oder gemüthlich genug sind, um der Armuth ihre Lichtseite abzugewinnen, und von diesen Leuten begreife ich denn vollkommen, daß sie nichts entschiedener als die Armuth fliehen, von der sie nichts als den Druck empfinden. Diese Leute werden immer nach Gelde geizen, von schönen Palästen träumen und alle Reichen beneiden. Wenn sie in Tausend und Eine Nacht die wundervollen Demantschlösser beschrieben sehen, so werden sie vor Sehnsucht vergehen, und König Krösus, der sogar goldene Dachziegel hatte, wird ihnen der beneidenswertheste Mensch auf Erden scheinen.

Dieß Alles ist kein Wunder, denn ihre Neigungen und Abneigungen stehen mit einander in Harmonie. Aber ein wahres Wunder scheint es mir zu sein, wenn auch ich, der

ich auf die Seligkeit bescheidener Armuth mich so gut zu verstehen glaube, jenen Menschen in der Extravaganz ihrer goldenen Träume um nichts nachgebe. Ich bete zu Gott alle Tage: „Mein tägliches Brod gieb mir heut". Aber ich möchte sagen, ich hätte noch andere Götter neben ihm, zu dem ich im Stillen hinzusetzte: „Kann es aber sein, so gebt mir ein überreichliches Auskommen".

Die Hütte war von jeher meine auserwählte, meine innig geliebte Wohnung, und ich war mit ihr zufrieden. Aber ich lebte auch zu Zeiten in Palästen und auch dieß gefiel mir wunderbar. Ja, ich möchte sagen, während die Hälfte meiner Gedanken und Sympathien in den Hütten wohnte, lebte die andere eben so starke Hälfte in den schönsten Palästen. Ich muß gestehen, daß ich alle die Schätze der Könige und Kaiser, welche ich sah, nie ohne ein inneres Behagen ansehen konnte, das ein Widerschein des Gedankens war: „O Himmel! Wäre dieß dein!"

Die vornehmen Bucharen und die reichen indischen Fürsten haben sogar ihre Hemden von Seide. Ich fand dieß von jeher allerliebst und schwelgte in der Idee, daß es mir möglich sein möchte, mich von Kopf bis zu Fuß in Sammet und Seide zu kleiden, stets auf weichen Teppichen mich zu ergehen und auf schön gestickten Polstern zu ruhen. Ein Schloß hätte ich haben mögen, wie es Aladin mit seiner Wunderlampe sich verschaffte. Darin hätte ich leben mögen wie ein König. Einkünfte wünschte ich mir, so unerschöpflich, daß ich nicht nöthig hätte, darüber Buch und Rechnung zu führen,

und daß ich alle meine Freunde hätte erfreuen und alle Arme hätte beglücken können. Ich war wie gesagt, mein Leben lang nichts als ein Arbeiter und Tagelöhner und, ich möchte sagen, ein recht passionirter Arbeiter und Tagelöhner; denn ich that mir etwas darauf zu Gute, daß ich mir das Nöthige mit meiner eigenen Hand und mit meinen eigenen Gedanken erwerben konnte, auch war es meine größte Wonne, daß ich nicht sowohl für mich, als auch für Andere mit arbeitete. Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich so recht im Schweiße meines Angesichts arbeitete und dieses mein Tagelöhneramt innig liebte, besonders da ich sah, daß die großen Besitzer der irdischen Schätze in der Regel eine so große Leere in sich empfanden, die ich nicht in mir verspürte, weil Noth und Arbeit sie ausfüllten. Und doch! und doch! übten die gleißenden Gaben des Plutus einen solchen Zauber auf mich, daß ich diesen Zauber oft wie einen unwiderstehlichen Drang in mir empfand. Wie ist es möglich, daß ein und derselbe Mensch so viel Anlage zur fröhlichen Erduldung der Armuth und zum begierigen Wunsche des Reichthums in sich haben kann? Wäre ich plötzlich ein Midas geworden, so wäre mir die ganze Umwandlung so natürlich als möglich vorgekommen, und ich hätte mich auf der Stelle in meine neuen Umstände gefunden, als wäre ich darin geboren und erzogen.

Ich glaube, es geht auch vielen anderen Menschen so, und ich muß gestehen, ich habe nicht nur gegen Voltaire einigen Verdacht, wenn er das Geld so oft, so zu sagen, so ganz „en

bagatelle“ behandelt und in seinem Candide und vielen anderen Romanen es fast nie anders als die „gewisse gelbliche Erde, vor der die Menschen so viel Respect haben“ nennt, sondern sogar gegen den Sokrates, wenn er beim Anblick einer großen Menge von Reichthümern, von Gold, Geschmeiden und Edelgesteinen, die bei ihm vorbeigetragen wurden, ausruft: „O Himmel! Wie viele Sachen, aus denen ich mir nichts mache“! Warum machte Sokrates diese Bemerkung? Warum ließ er diese Dinge, wenn sie so gar keinen Einfluß auf ihn übten, nicht eben so unbeachtet, wie den Schmuz und die Kieselsteine der Straße? Warum protestirte er expreß dagegen, daß er sich etwas daraus mache? Warum wandte er dem Glanze der Edelsteine und des Geldes überhaupt seine Augen und Gedanken zu? Sagte er auch beim Anblick eines schönen Weibes: „O Himmel! Welch schönes Weib, deren Kuß ich nicht begehre“?

Ich weiß wohl, daß des Sokrates Tugend erhaben ist über die der Meisten von uns. Allein ich glaube, eben aus jener Aeußerung schließen zu können, daß auch seine Tugend nicht ohne Kampf mit Begierden war, denen wir alle mehr oder weniger unterthan sind.

Was mich betrifft, so habe ich die streitenden Begierden und Widersprüche meiner Seele beinahe täglich mit dem Balsame der Philosophie, der Weltverachtung und des Gebets übergossen. Aber, o Himmel, ich habe gefunden, daß sie immer wieder unversehrt aus diesem Bade hervortauchten.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.